

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 34 (1975)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

WOLFGANG RAIBLE, *Satz und Text*, Tübingen (Niemeyer) 1972, 309 p. (*ZRPh. Beih.* 132).

Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit sind satzübergreifende Beziehungen und Verweise, soweit sie im Satz selber angelegt sind. Diese Verweise auf folgende oder vorhergehende Sätze wie auch auf eine Sprech-/Schreibsituation sollen daraufhin untersucht werden, inwieweit sie systematisch in einer Sprache angelegt sind. Mit anderen Worten geht es um die sprachlichen Möglichkeiten von Sprechern/Hörer, satzübergreifend im Rahmen des Satzes auf bereits Gesagtes oder noch zu Sagendes wie auch auf die Situation selber Bezug zu nehmen. Wie gelingt es z. B. einem Sprecher, die Aufmerksamkeit eines Hörers mit dem Wort «Tisch» auf einen bereits erwähnten Tisch oder einen bestimmten Tisch der Sprechsituation zu lenken? Dabei geht es weder um eine Theorie des Satzes, auch nicht um praktische Analysen bestimmter Sätze, noch um eine Theorie oder Analyse von Texten und Kontexten; die Untersuchungen Raibles beziehen sich vielmehr ausschließlich auf den genannten Zwischenbereich zwischen Satz und Text/Kontext. Vielleicht muß noch jene Einschränkung gemacht werden, daß es sich ebenfalls weder um eine Metatheorie und Grundlagenanalyse der Semantik oder der Syntax natürlicher Sprachen handelt noch etwa um referenzsemantische Überlegungen: «In dieser Untersuchung geht es nun nicht um die Erarbeitung einer systematischen Axiomatik der Sprachwissenschaft im allgemeinen» (p. 1)¹. Zusammenfassend geht es vielmehr um das in einen Text/Kontext Verflochten-Sein von Sätzen: «Es ist das Ziel dieser Arbeit, hierzu mit Beobachtungen an einigen romanischen Sprachen [sowie der deutschen Sprache]² beizutragen.» (p. 3).

Raible beginnt mit einigen teilweise überaus interessanten methodisch-methodologischen Vorbemerkungen. So kommt er über die Apollonische und Bloomfieldsche Einteilung in so genannte ‘freie’ und ‘gebundene Formen’ zum Begriff der Erfragbarkeit: «[...] wann sind derartige Lexeme und Syntagmata eigentlich als selbständige sprachliche Aussagen oder free forms möglich? Sie stellen ja ohne finites Verb nach dem obigen ersten Axiom keine Sätze dar. Mehr als bei Bloomfield [...] ist bei Apollonios deutlich zu erkennen, daß diese Äuße-

¹ Freilich formuliert Raible dann doch so etwas wie Axiome, siehe das «Satzaxiom» (p. 6), ein funktionales «Äquivalenzaxiom» von Satz- und Syntagmenteilen (p. 18), ein Axiom der Zählbarkeit als Grundlage der Unterscheidung von Singular und Plural (p. 44), ein ‘Referenzaxiom’ (p. 82), eine Regel von Vaugelas als fünftes Axiom (p. 127). Nicht klar wird, was hier axiomatisch sein soll, denn Axiome sind in der allgemeinen Wissenschaftstheorie ja nicht einfach «per definitio nem unbeweisbare Grundsätze» (cf. p. 1), sondern Grundgesetze oder -aussagen einer Theorie, «aus denen dann mit rein logischen Mitteln alle übrigen Aussagen der Theorie abgeleitet werden können, so daß der gesamte materiale Gehalt der Theorie in den Axiomen festgehalten ist» (F. v. KUTSCHERA, *Wissenschaftstheorie I*, München 1972, p. 254). Eine Theorie aber kann man Raibles Untersuchungen beim besten Willen nicht nennen, er intendiert sie auch gar nicht: «Es geht lediglich darum, Ausgangspunkte [...], die unbeweisbar sind [was noch zu prüfen wäre], als solche zu kennzeichnen» (p. 1), oder mit anderen Worten: es geht um Beschreibung und erste Hypothesenbildung.

² Entgegen dem Untertitel «Untersuchungen zu vier romanischen Sprachen» bezieht Raible die deutsche Sprache mit in seine Arbeit ein und beansprucht entsprechend für seine Ergebnisse auch Gültigkeit hinsichtlich der deutschen Sprache.

rungen als Antwort auf entsprechende Fragen möglich sind» (p. 7). Diese Erkenntnis hat zur Folge, daß z. B. Adjektive insofern gebundene Formen darstellen, als sie nur mit ‘Nominalergänzungsfragewörtern’ wie *welche* zu erfragen sind und in der Antwort stets den Rückbezug auf das zugehörige Nomen enthalten: *Welche Rose möchtest du?* – *Die rote (Rose).* – Zweitens nun erlaubt das vorgeführte Kriterium der Erfragbarkeit eine rein operationale Unterscheidung von Hauptsatz (erfragbar ist hier nur Assertion oder Negation), Nebensatz und (echtem) Relativsatz (der nur durch Nominalergänzungsfragewörter erfragt werden kann). Für den (echten) Nebensatz sei noch angeführt: «ein Nebensatz kann [...] nur durch eine sekundäre Operation, nämlich dadurch, daß man ihn zum Hauptsatz macht, in weitere Teile oder freie Formen zerlegt werden» (p. 21)³; daraus ergibt sich, daß Nebensätze als Aktanten oder als adverbiale Angaben im Hauptsatz auftreten.

Leider bleibt uns Raible hier nun weitere Bestimmungen schuldig. Weder erörtert er die verschiedenen Rollen etwa eines Nomens erstens im Rahmen eines Neben- oder Relativsatzes, zweitens als Aktant eines Hauptsatzes, noch diskutiert er das Verhältnis von Aktanten, finiten Verben, adverbialen Bestimmungen und Adjektiven/Relativsätzen usw. Weiterhin wird der Begriff der freien Form hier sowohl auf der Ebene des Sprachsystems (*langue*) geführt als auch bei Nebensätzen und Relativsätzen im Sinne des Begriffs der Position (= Satzglied – bezogen auf den Hauptsatz) auf der Ebene der Sprachverwendung (*parole*) eingesetzt. Nur im Rahmen z. B. eines Relativsatzes stellt ja ein Nomen keine «freie Form» dar, nur in der syntagmatischen Position des Attributs ist ja das Adjektiv nur mit Nominalergänzungsfragewörtern zu erfragen, nicht so hingegen beim prädikativen Adjektiv. Nicht Bloomfield ist dann inkonsistent, «wenn er, ohne die Implikationen einer strengen Anwendung des Kriteriums der Erfragbarkeit zu durchdenken, das der Unterscheidung nach freien und gebundenen Formen zugrundeliegt, eine Form, die einmal als freie Form nachgewiesen wurde, stets als freie Form bezeichnet» (p. 28). Und nimmt man im Sinne etwa Hjelmslevs Bezug auf den Begriff der Form, so ergibt das nochmals Nachfragen an Raible: Aufbauend auf Saussure müßte man nämlich für die Syntax auf der Ebene des Systems von Satzbauplänen sprechen, die als Zeichen genau wie z. B. Morpheme über Inhalt und Ausdruck verfügen⁴. Die Inhaltsseite eines solchen Satzbauplan-Zeichens würde dabei vom Strukturstammbaum entsprechender Sätze wiedergegeben, der übrigens wohl zu unterscheiden ist von Syntagmenbauplänen beziehungsweise -strukturstammbäumen. Mit anderen Worten werden die freien Formen (im Sinne Raibles) als Inhaltssubstanzen in einen Satzbauplan eingebracht, der seinerseits als Ganzes die Inhaltsform darstellt. So gesehen liegt bei Raible zusätzlich eine Vermischung der Begriffe Substanz und Form vor.

Raible zieht aus seinem Prinzip der Erfragbarkeit den Schluß, daß die sogenannten absoluten Formen Hauptsatz und Text nur noch von einer Abstraktions- oder von einer Meta-

³ Die generative Syntax u.a. Chomskys vernachlässigt solche sekundären Operationen insofern, als in der Tiefenstruktur Chomskys für den einzelnen (Basis- oder Konstituenten-)Satz nicht zu entscheiden ist, ob er Basis- oder Konstituenten-Satz ist; diese Entscheidung nämlich ergibt sich nur aus seiner Stellung zu den anderen (Konstituenten-) Sätzen einer solchen Tiefenstruktur. Damit aber wird zugleich vernachlässigt, was für Raibles sorgfältige Unterscheidung spricht, nämlich: daß Nebensätze bzw. Relativsätze und deren Äquivalente logisch gesehen keinen Wahrheitswert besitzen. Beschränkt man freilich den Begriff der Bedeutungsgleichheit der generativen Syntax auf Bedeutungsgleichheit beziehungsweise -äquivalenz hinsichtlich des referentiellen Sachverhalts, so mag die angeführte Vernachlässigung irrelevant erscheinen.

⁴ Cf. zum Begriff des Satzbauplans wie insbesondere zur Stellung der Syntax bei Saussure den erst kürzlich erschienenen Aufsatz *Zur Stellung der Syntax bei Saussure* von P. WUNDERLI, *ZRPh.* 88 (1972), 483–506.

ebene zu erfragen sind. Daß er diese beiden Ebenen von der Textebene abhebt, von der aus die anderen «freien Formen» erfragbar sind, wird mit Recht später wieder aufgehoben, wenn gleich Raible dabei meines Erachtens nicht hinreichend deutlich macht, daß Metakommunikation im Sinne der Metaebene genuiner Bestandteil sprachlicher Kommunikation ist, ganz zu schweigen von Metakommunikation im Sinne der Abstraktionsebene: unterschlagen wird, daß gerade hier die Sprechakttheorie Austins⁵ und dann Searles⁶ und Habermas⁷ wie auch die sprachpsychologischen Untersuchungen Watzlawicks⁸ anzusetzen wären. Selbstverständlich bleibt davon unbeschadet die saubere Trennung von Metaebene und Abstraktionsebene: Metaebene heißt Metasprache zu einer Objektsprache, Abstraktionsebene rekurriert auf semantische Implikationen – etwa im Rahmen von Substitutionen der Art «der Mann – er» oder «die Geige – das Musikinstrument» oder «er ist ins Kino gegangen – das (ist aber dumm)». Ebenfalls konsistenter gerät Raible seine an der obigen Trennung festgemachte Kritik des *native speaker* der generativen Grammatiken. Diese mündet in die praktisch gemeinte methodisch-methodologische Anweisung: «Erst von der Basis [...] [einer] sprachimmanenten Analyse aus, die auf dem Verstehen des Satzes oder Texts durch den *native speaker* oder besser ‘participant’ beruht (es wäre von einem entsprechenden Kommunikations-Axiom auszugehen, das sich bei Bühler und Hartmann findet), [...] wird die weitere Analyse durch Verfahren vorangetrieben, die metasprachlichen Fragen entsprechen und damit in den Kompetenzbereich des Linguisten, nicht mehr nur des *native speaker* fallen» (p. 30).

Raible führt als ersten und zugleich dokumentarischen Fall satzübergreifender sprachlicher Verweise den Artikel an. Dieser wird in einem ersten Schritt als Wortart gegen andere Wortarten ausgegrenzt. Ergebnis ist ein paradigmatisches Inventar, das über die traditionellen bestimmten und unbestimmten Artikel hinaus auch Possessiv- und Demonstrativpronomen (in der Terminologie des *Dudens*) und z. B. auch die Zahlwörter enthält; leider macht Raible nicht deutlich, daß diese Ausgrenzung u.a. der Klasse der Determinanten der generativen Syntax entspricht. Auch der Umfang der Klasse der Artikel bei Raible macht einen stutzig und soll hier stellvertretend für andere Fälle am Beispiel der Zahlartikel näher diskutiert werden.

Zumindest für den Plural des unbestimmten Artikels kann in der deutschen Sprache – die Raible ja mit einbezieht – von einem Nullartikel gesprochen werden. Das machen auch Paradigmen deutlich wie das folgende:

1. Schwarz gekleidete Männer (traten aus dem Haus).
2. Die schwarz gekleideten Männer (traten aus dem Haus).
3. Fünf Männer (traten aus dem Haus).
4. Die fünf Männer (traten aus dem Haus).
5. Männer (traten aus dem Haus).
6. Die Männer (traten aus dem Haus).

Nun könnte man entgegnen, daß im Satz 4 eben mehrere Artikel miteinander gekoppelt sind; Raible selber führt solche Rede, wenn er von der «Kombination von Artikeln der Klasse A₂ mit Artikeln der Klasse A₃ mit der (doppelten) Sicherstellung der Signalisierung eines

⁵ J. L. AUSTIN, *How to do Things with Words*, Oxford 1962.

⁶ J. R. SEARLE, *Sprechakte*, Frankfurt a.M. 1971.

⁷ J. HABERMAS, *Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*, in: J. HABERMAS/N. LUHMANN, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt a. M. 1971, p. 101–141.

⁸ P. WATZLAWICK / J. H. BEAVIN / D. D. JACKSON, *Menschliche Kommunikation*, Bern-Stuttgart-Wien 1972.

Plurals» (p. 65) spricht⁹. Erstens aber muß im Rückbezug auf Raibles zweites Axiom dagegen angeführt werden, daß es sich in diesem Fall um zwei funktional äquivalente Satzteile handeln würde, von denen jedoch a) nur einer (der Zahlartikel) erfragbar wäre, b) zudem die beiden Artikel nicht – wie sich bei Raible als Konsequenz ergeben würde – «durch und, oder, entweder/oder, weder/noch, sowohl/als auch, bzw. durch deren Entsprechungen in den anderen romanischen Sprachen» (p. 18) verbindbar wären. Zweitens nun ergibt der sogenannte Tilgungstest aus Satz 2 und 4 gleichermaßen den Satz 6 und aus den Sätzen 1 und 3 gleichermaßen 5. Hingegen ist Streichung des bestimmten Artikels in 4, also Tilgung von 4 zu 3 unmöglich; andernfalls nämlich würde der Übergang von 2 zu 1 und von 6 zu 5 ebenfalls Tilgung sein müssen, bzw. müßte dann auch die Streichung von «der» in «Der (schwarz gekleidete) Mann (trat auf die Straße)» möglich sein. Diese einseitige Tilgungsmöglichkeit aber verrät dependenzielle Abhängigkeit von «fünf» genauso wie von «schwarz gekleidet» zu Artikel oder/und Nomen; wir können aus unserem Wissen um Abhängigkeiten und Zuordnungen für den Artikel und das artikellose Substantiv präzisieren, daß es sich um Bestandteile der Substantivform handelt¹⁰.

Gemäß Tilgungstest steht zu vermuten, daß das folgende Paradigma nur den gleichen Schluß zuläßt: auch für das Zahlwort «ein(s)», das – falls unsere Überlegungen stimmen – mit dem unbestimmten Artikel im Singular einen Fall von Homonymie darstellt, wird der unbestimmte Artikel als Nullartikel realisiert; in dieser Hinsicht würde sich die Artikelsetzung des Deutschen vor Kontinuativa und im Zusammenhang mit Zahlwörtern gleichen. Doch zunächst das Paradigma:

7. Nur ein (betont) Mann (ist angetreten).
8. Ja der eine Mann (nutzt uns auch nichts).
9. (Ich habe) Bier und Wein ([durcheinander] getrunken).
10. (Ich habe) das Bier und den Wein ([etwa ganz aus-])getrunken).

Wenn nun der Nachweis stimmt, daß die Rede von zwei Artikeln vor einem Nomen Unsinn ist, so gilt es, ähnliche Überlegungen auch für das Französische und die anderen romanischen Sprachen anzustellen, denn zumindest im Französischen kann es ja gleichermaßen heißen:

11. (Je cherche) deux hommes (...).
12. (Je cherche) les deux hommes (...).

Und gehen wir die Klasse der Artikel weiter durch, so stellen sich ebenfalls Bedenken ein gegen «alle» und «jeder» (all[e] die[se] Menschen/ ein jeder Bürger [kehre vor seiner Tür])¹¹; auch werden «alle» und «jeder» in natürlichen Sprachen keineswegs nur im Rahmen von

⁹ Cf. zu den verschiedenen, von RAIBLE ermittelten Artikelklassen die Tabelle p. 59; die einzelnen Klassen sind diskutiert p. 55ss.

¹⁰ Der Begriff der Substantivform wurde weiter oben schon behandelt; hier sei nur daran erinnert, daß er im wesentlichen mit dem Begriff der Position zusammenfällt, und zwar mit der Aktantenposition; siehe hierzu u.a. H.-J. HERINGER, *Deutsche Syntax*, Berlin 1970, p. 13 et passim.

¹¹ Zugegebenermaßen ist nicht ganz sicher, a) ob «ein jeder Bürger» als grammatisch richtig angesehen werden kann, b) ob «all(e) diese Menschen» nicht eine archaische Form darstellt. Und doch bleibt unsere Argumentation davon unberührt, wenn die in N 13 vorgeführte Einbringung der Quantoren akzeptiert wird; hierher gehört zuguterletzt auch noch unsere Diskussion eines definitiven Einerquantors, der im folgenden gegen den unbestimmten Artikel abgegrenzt werden wird. – HEINZ VATER, *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch*, Tübingen 1963, argumentiert ähnlich wie Raible und nimmt ebenfalls «jeder», «alle» und dann auch die Verneinung «kein» (siehe dazu später) in die Klasse der Artikel mit auf. Gegen beide (Vater wie Raible) ist zu sagen, daß sie offensichtlich ihre Klasse der Artikel ausschließlich aufgrund ausdrucksseitiger

Allsätze verwendet, ebenfalls keineswegs ausschließlich in (z. B. partikulären) «kontext-invarianten» Sätzen, siehe Sätze wie «Jeder ([der] Teilnehmer dieses Festes ...»), die Raible offensichtlich nicht mit einbezieht. Oder wie sieht es mit der Negation «kein» aus, die gemäß G. Stickel¹² abgeleitet ist aus einer Satznegation und so viel eher eine Verbindung mit Quantoren¹³ bzw. Zahlwörtern darstellen könnte, etwa mit dem Zahlwort ‘ein(s)’?

Raible analysiert – ausgehend von der zuvor bestimmten Klasse der Artikel – die Funktion vor allem des bestimmten Artikels für die Text-/Kontextkonstitution. In Absetzung vom unbestimmten Artikel ergibt das für satzübergreifende Beziehungen: «[Die] Unterscheidung zwischen dem ersten und den folgenden Vorkommen eines Nomens in bestimmten Texten ist im Deutschen und in den behandelten romanischen Sprachen realisiert (z. B.) durch das [...] aufgrund des Kriteriums distributionell kontravalenten Verhaltens in Einheiten oberhalb der Satzgrenze konstituierte Determinanten-Paradigma ‘unbestimmter Artikel : bestimmter Artikel’» (p. 62). Das impliziert einen «relationellen Verweis von dem, was gerade gesagt wird, zu bereits Gesagtem, also eine anaphorische Relation, der übrigens innerhalb der Satzgrenze die gegenteilige Relation der Kataphora entgegengestellt werden kann. Letztere besteht immer zwischen dem Relativpronomen eines echten Relativsatzes¹⁴ und dem Artikel des Bezugsnomens – gesehen vom Artikel aus, so daß dieser Sachverhalt geradezu zur Unterscheidung von echten und unechten Relativsätzen herangezogen werden kann. Für die Anapher und wohl auch die Katapher ist noch anzuführen, daß sie durch eine deiktische Relation auf den situativen Kontext ersetzt werden können. Zudem werden beide Relationen auch von anderen Einheiten als dem Artikel konstituiert, der für die Anapher nur eine von fünf Mög-

Austauschverhältnisse gewinnen. Unsere Argumentation aber versucht, inhaltsseitige Funktionen zu erfassen, für die ausdrucksseitige Austauschverhältnisse immer nur ein Indiz sein können; siehe den für den Plural als Nullartikel realisierten unbestimmten Artikel, der schließlich auch von Raible und Vater anerkannt wird. Entsprechend müßten Vater und Raible zumindest für «alle» ebenfalls den Nullartikel akzeptieren, denn «alle» kann nur mit Substantiven im Plural (ausgenommen sind Redewendungen wie «alle» Welt [sagt das]) verbunden werden, die ja eben den Nullartikel als unbestimmten Artikel bei sich führen können. Auch die Parallele zu den definiten Quantoren der Zahlwörter müßte zu einem solchen Ergebnis führen. Und plädiert man für einen definiten Einerquantor im Unterschied zum unbestimmten Artikel im Singular, der dann wie die Kontinuativa ebenfalls den unbestimmten Artikel als Nullartikel realisieren würde, so liegt eine solche Argumentation ja auch für «jeder» auf der Hand.

¹² G. STICKEL, *Untersuchungen zur Negation im heutigen Deutsch*, Braunschweig 1970, p. 232–233.

¹³ Daß Quantoren keine (etwa attributive) Erweiterung einer Aktantenposition darstellen, sondern wahrscheinlich zum festen Inventar dieser Position gehören und also ebenfalls Bestandteil einer jeweiligen Substantivform sind, scheint mir QUINE nahezulegen, wenn er ausführt: «Wir sagen, daß die Apostel zwölf sind, aber nicht in dem Sinn, in dem wir sagen, daß sie fromm sind: wir sprechen jedem Frömmigkeit zu, aber nicht Zwölfheit. Der Satz ‘Die Apostel sind fromm’ hat die Form ‘(x) (Fx ⊃ Gx)’ mit ‘F für Apostel’ und ‘G’ für ‘fromm’; der Satz ‘Die Apostel sind zwölf’ dagegen hat nicht diese Form, ist eher der reinen Existenzquantifikation ‘(Ex)Fx’ vergleichbar. Diese übliche Quantifikation könnte als ‘die Apostel sind wenigstens einer’ gelesen werden; analog können wir ‘Die Apostel sind zwölf’ als ‘(E12x)Fx’ geschrieben denken, unter Benutzung eines sogenannten numerisch definiten Quantors. Die Schreibweise stammt von Tarski.» (W. VAN ORMAN QUINE, *Grundzüge der Logik*, Frankfurt a.M. 1969, p. 295). Doch siehe dann auch seine Abänderung und Erweiterung, op. cit., p. 297ss.; hier werden dann Quantoren als Klassen von Klassen eingeführt.

¹⁴ Die beste Zusammenfassung dessen, was Raible unter echtem Relativsatz bzw. restriktivem Relativsatz versteht, findet sich auf p. 121: «Nicht-restriktiv sind Relativsätze dann, wenn der Artikel des vorausgehenden Bezugsnomens gleichzeitig anaphorisch ist. Restriktiv, oder ‘echte’ Relativsätze, sind Relativsätze dagegen dann, wenn der Artikel des vorausgehenden Bezugsnomens nicht anaphorisch, sondern als Bezugsnomen eines Relativsatzes nur relationell innerhalb der Satzeinheit ist» (p. 121).

lichkeiten darstellt. Raible erörtert das unter dem Stichwort der Substitution: «Substitution durch ‘Pronominalisierung’ soll hier deutlich von anderen Möglichkeiten der Substitution abgehoben werden: a) von dem, was Roland Harweg ‘eindimensionale Substitution’ nennt (d. h. Wiederaufnahme des Typs ‘der Honig ... der Honig’); b) von der Wiederaufnahme eines mit dem unbestimmten Artikel eingeführten Nomens durch dasselbe Nomen mit dem bestimmten Artikel (oder einem der Artikel, die ihn in seiner Funktion als bestimmter Artikel vertreten können); c) von der Wiederaufnahme auf Abstraktionsebene (d. h. Wiederaufnahme des Typs ‘der Honig ... das Nahrungsmittel’); und d) von der Wiederaufnahme auf metasprachlicher Ebene bzw. von der ‘materialen Supposition’ [...]» (p. 150–151). «Was übrigbleibt, ist die Wiederaufnahme durch das, was man gemeinhin ‘Pronomen’ nennt, abgesehen von den pronominalen Formen [z. B. Possessiva usw.] und ... den Pronomina, die für die Kommunikationsteilnehmer ‘Sprecher’ und ‘Hörer’ stehen (die stets deiktischen Pronomina der ersten und zweiten Person) [...]» (p. 151).

Insgesamt wird bei Raible nicht ganz klar, ob gegen die satzübergreifende anaphorische/deiktische Relation des bestimmten Artikels eine kataphorische Relation des unbestimmten Artikels gesetzt wird, die ja dann in gleicher Weise text-/kontextkonstituierend wäre. Auch wenn Raible die satzübergreifende text/kontextkonstituierende Funktion des bestimmten Artikels in kontextinvarianten Sätzen (p. 72ss.) aufgehoben wissen will, erklärt das für den unbestimmten Artikel nichts. Denn wird ein dem «Aussehen» nach kontextvarianter Nicht-Allsatz etwa dann kontextinvariant, wenn man den bestimmten Artikel durch den unbestimmten Artikel ersetzt? Merkwürdiger noch scheint mir jedoch, daß Raible die anaphorische/deiktische Funktion der Artikel gewissermaßen als Grundbedeutung führt – auf Modifikationen kommen wir später noch zu sprechen. Dem nämlich widerspricht, daß Raible selber den kontextinvarianten Allsatz anführt (s.o.). Raible macht hier die Kontextvarianz beziehungsweise Kontextinvarianz abhängig von weiteren Faktoren wie dem Numerus und dem Tempus; ein «nicht-präsentisches Präsens» etwa oder umgekehrt ein der Zahl nach festgelegter Singular/Plural bestimmen, ob Kontextinvarianz vorliegt oder nicht: «Abgesehen vom Sonderfall des Rechnens [...] ist ein der Zahl nach festgelegter Plural und damit auch ein der Zahl nach festgelegter Singular stets text- oder kontextkonstituierend» (p. 80). / «Das Designatum kontextinvariante Sätze steht außerhalb des Ablaufs der (realen oder fiktiven) Zeit» (p. 82). Sicher, die vorgelegten Beobachtungen und ihr jeweiliges Gegenstück beweisen, was alles text- bzw. kontextkonstituierende Funktion trägt, man denke zusätzlich an die Ausführungen Weinrichs¹⁵ zur textkonstituierenden Rolle des Tempus und an die Ausführungen Wunderlis¹⁶, die zumindest implizit die textkonstituierende Rolle u.a. des Konjunktivs nachweisen. All das aber widerlegt die obigen Ausführungen Raibles; er selber sieht sich denn auch an anderer Stelle gezwungen, zumindest für den erörterten bestimmten Artikel – und leider nur für ihn – die folgende Konsequenz zu ziehen: «Daraus ist nur der folgende Schluß zu ziehen: die anaphorische, eventuell deiktische Funktion von le/la/les ist [...] lediglich potentiell» (p. 78–79).

Von Potentialität kann man hier aber nur bei Unterscheidung von System- und Verwendungswerten des Artikels sprechen. Ob nämlich der bestimmte Artikel in Form partikularisierender Kontextvarianz oder generalisierender Kontextinvarianz (Allsatz) gebraucht wird, ist eine Frage der Nutzung eines einheitlichen Grundwertes auf der Systemebene. Im einzelnen können wir dabei auf der Systemebene davon ausgehen, daß dem Artikel die Funktion zu-

¹⁵ H. WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 21971.

¹⁶ P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970.

kommt, zu markieren, daß eine bestimmte sprachliche Einheit als Substantiv verwendet wird. Der Artikel ist also der sprachliche Aktivator des Substantivs; er markiert beziehungsweise ist Substantivform, sofern wir den Form-Begriff Guillaumes verwenden, und diesen Sachverhalt meint ja auch Raible, wenn er ausführt: «Substantive sind nur dann Substantive, wenn sie einen Artikel [...] haben» (p. 67). «Mit anderen Worten heißt dies, daß in Verbindungen wie *être roi*, *faire faillite*, *prendre contact*, *avoir soif* usw. *roi*, *faillite*, *contact*, *soif* keine Substantive bzw. Nomina mehr sind» (p. 67), oder – mit Wunderli – sie sind nicht als Substantive aktiviert. Daher können sie, wie Raible richtig sagt, «... nie mit von ihnen abhängigen Relativsätzen oder, wie hinzugefügt sei, Relativsatzäquivalenten, vorkommen ...» (p. 67). – Aufbauend auf dieser Funktion des Artikels hat Wunderli¹⁷ nun dem bestimmten Artikel als Systemwert zusätzlich eine ‘isolierende’ Aktivierung zugeschrieben, dem unbestimmten Artikel hingegen eine ‘perspektivistische’ Aktivierung: der unbestimmte Artikel nämlich aktiviert ein Substantiv als Einzelfall vor dem Hintergrund einer Klasse. So kommt dem bestimmten Artikel umgekehrt eine ‘nicht-perspektivistische’ Aktivierungsfunktion zu, dem unbestimmten Artikel hingegen eine ‘nicht-isolierende’. Ob die Kennzeichnungen dabei redundant sind, kann nicht gesagt werden, weil sie bei anderen Einheiten möglicherweise auseinander treten.

Die vorgetragenen Systemwerte des bestimmten und des unbestimmten Artikels können nun in spezifischer Weise genutzt werden. Handelt es sich dabei um nicht-generalisierenden, also partikularisierenden Gebrauch, so stellt der bestimmte Artikel das Substantiv als isoliertes vor, andernfalls – beim generalisierenden Gebrauch – nicht, was Raible primär solchen Faktoren wie Numerus und Tempus zuschreibt. Da es aber – sogar mit Raible – solche Allsätze gibt wie den folgenden, der durchaus kein nicht-präsentisches Präsens, sondern ein Imperfekt enthält, scheinen mir Raibles Überlegungen nur begrenzt zuzutreffen:

13. Früher betrachtete man die Menschen immer als Gott-ähnliche Lebewesen.

Damit aber ist die ‘potentiell’ anaphorische/deiktische Funktion des bestimmten Artikels insofern unhaltbar geworden, als wir sie betrachten müssen als einen bestimmten Nutzwert, damit aber Deixis und Anapher des bestimmten Artikels auf der Ebene der *parole* ansiedeln. Doch selbst hier stellen sich Bedenken ein, denn schließlich stellt der bestimmte Artikel das zugehörige Substantiv nur als isoliertes und damit in gewisser Weise bekanntes vor, isoliert aber nicht selber, etwa durch Verweis auf eine Situation. Mit anderen Worten kann sich der bestimmte Artikel auf der Ebene der *parole* auf die Bekanntheit eines Gegenstandes beziehen¹⁸ (partikularisierender Gebrauch), die in dem Maße, in dem es sich beim betreffenden Gegenstand zugleich oder ausschließlich um den Bestandteil der Textwelt handelt, vom Text auch selber konstituiert wird; sicher aber – auch nicht auf dieser Ebene der *parole* – trägt der bestimmte Artikel keine deiktische Funktion, wie sie den Demonstrativa zukommt, hier wiederholt Raible unbewußt nur jenes alte Argument etwa Vaters¹⁹, es bestehe kein Unterschied zwischen dem bestimmten Artikel und einem gleichlautenden Demonstrativum²⁰. – Verfolgt

¹⁷ P. WUNDERLI, *Paradigmatik und Syntagmatik des französischen Artikels*, in Vorbereitung.

¹⁸ «Bekanntheit» bezieht sich darauf, daß ich in einem Text ohne vorherige Einführung davon sprechen kann, etwa «daß ein Mann den Bahnhof (einer Stadt) betritt»; vorausgesetzt ist dabei nur, daß die betreffende Stadt nur einen Bahnhof besitzt; bekannt ist dabei, daß eine Stadt häufig über einen Bahnhof verfügt.

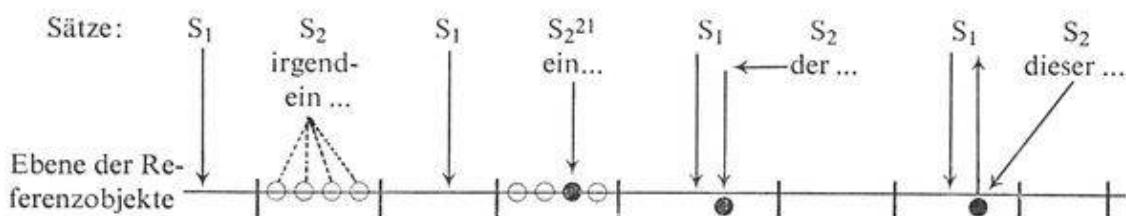
¹⁹ Ich glaube, daß sich hier die Argumentation Vaters von selbst erledigt, und verzichte deshalb auf einen Kommentar: «Da die Demonstrativa auf Grund ihrer Position zur Formklasse Artikel gehören, kann es keinen Unterschied zwischen Artikel ‘der’ und Demonstrativum ‘der’ geben» (VATER, *op. cit.*, p. 115).

²⁰ Fassen wir N 18 und 19 für den bestimmten Artikel zusammen, so kann für ihn im Unterschied zu Demonstrativa gesagt werden, daß «der bestimmte Artikel [...] das mit seinem Substantiv

man nun Raibles Kennzeichnungen weiter, so kommen einem ebenfalls Bedenken bei den Demonstrativa: Eignet ihnen neben ihrer deiktischen Funktion wirklich auch eine anaphorische Funktion, oder stellt letztere nicht wieder nur einen spezifischen Nutzwert dar? Und einmal neugierig geworden, möchte man weiterfragen, etwa: Wie steht es mit der «stets deiktischen» Funktion der Pronomina der ersten und zweiten Person Singular und Plural und der «mal deiktischen, mal anaphorischen» oder auch kataphorischen Funktion des Pronomens der dritten Person? Und dann vor allem: Kommt man beim Vorliegen eines anaphorischen Rückbezugs rein sprachlich dazu, diesen festzumachen an einer bestimmten Einheit etwa des Satzes zuvor, oder spielen da nicht kommunikative Regularitäten und das Wissen und die Erfahrungen eines Hörers ganz entscheidend mit? Freilich analysiert Raible seine Texte ausschließlich auf die sprachlichen Mittel der Konstitution von Satzzusammenhängen hin; insofern kann er die letzte Frage mit Recht ungestellt lassen.

Raible hat die textuellen Funktionen u.a. des bestimmten Artikels untersucht, unabhängig – so könnte man sagen – von der vom jeweiligen Text aufgebauten Textwelt, und darin scheinen mir nun alle Schwierigkeiten der Raibleschen Kennzeichnungen zu wurzeln. Verwende ich nämlich den bestimmten und unbestimmten Artikel generalisierend, so heißt das doch, daß ich Bezug nehme nicht auf – etwa vorgestellte – Gegenstände usw., sondern auf die Intension desjenigen Begriffs, der extensional eine jeweilige Menge von Gegenständen usw. erst konstituiert. Entsprechend bezeichnen die Substantive keine individuierten Referenzobjekte in einer Welt der Gegenstände, Personen und Sachverhalte, sondern im Rahmen der ‘Abstraktionsebene’ des jeweiligen Begriffs eben bestenfalls eine Klasse von möglichen Referenzobjekten der angedeuteten Art. Damit aber ist die aufgebaute Textwelt keine mehr der Referenzebene, wie sie oben beschrieben wurde, und liegt folglich außerhalb realer oder fiktiver räumlicher und zeitlicher Gliederungen, was natürlich in gleicher Weise auch für die in einer solchen Textwelt getätigten Kennzeichnungen und Prädikationen gilt. Es liegt demgemäß genau dann kein kontextinvarianter Satz mehr vor, wenn die Prädikation für einen numerisch festgelegten Singular oder Plural erfolgt und das Tempus reale oder fiktive Zeit ‘meint’. Setzen wir nun zusätzlich eine Kategorie ‘auf eine Welt verweisend’ = ‘identifizierend/nicht identifizierend’ an, so kann für einen Ausdruck, der unter diese Kategorie fällt (cf. einerseits *dieser*, *diese dieses* und andererseits *irgendein*, *irgendeine*, *irgendein*), also kein generalisierender Gebrauch vorliegen.

Nehmen wir einmal den bestimmten und unbestimmten Artikel mit hinzu, so könnte das für die Verwendung in einer Textwelt der Referenz auf eine reale Welt die folgenden, durchaus nur bildhaft vergegenwärtigenden Schaubilder ergeben:



Gemeinte als bekannt [darstellt] [...] Bekanntheit und Unbekanntheit gründen in der Kenntnis, die die Kommunikationspartner von den gemeinten Gegenständen haben, werden aber nicht von den Artikeln hergestellt, sind keine Bedeutungen der Artikel» (U. L. FIGGE, *Syntagmatik, Distribution und Text*, in: W. D. STEMPFL, *Beiträge zur Textlinguistik*, München 1971, p. 161–181, hier p. 178).

²¹ Die Schaubilder für «ein» und «dieser» legen nahe, daß «ein» und «dieser» im Unterschied zu «irgendein» und «der» (direkte) Referenz besitzen; dies ist beabsichtigt, wiewohl ich eine entsprechende Argumentationskette noch nicht aufstellen kann.

Diese Überlegungen zeigen, daß im Gegensatz zum Artikel die Numeri und die Tempora nur bedingt eine textkonstitutive Funktion tragen können. Textkonstitutiv wirksam nämlich sind die genannten Phänomene nur soweit, wie sie zuvor bestimmten Referenzbereichen zugewiesen werden können; diese ihrerseits können sich natürlich über den von einem einzelnen Satz aufgewiesenen Bereich hinaus fortsetzen, was – so gesehen – dann auch die Fortsetzung des betreffenden Textes impliziert. Damit aber tragen die genannten Phänomene nicht auf der Ebene der Sprache beziehungsweise der Bedeutung zur Textkonstitution bei, sondern allenfalls auf der Ebene der/einer durch sprachliche Zeichen vorgestellten Welt, – im Unterschied übrigens zum bestimmten Artikel und auch zum Demonstrativum, die den betreffenden Gegenstand/die betreffende Person/den betreffenden Sachverhalt entweder als bereits referentiell isolierten und dergestalt identifizierten vorstellen oder von sich aus eine entsprechende isolierende Identifikation leisten²².

Was nun Raibles Untersuchungen grundsätzlich vermissen lassen, sind Ausführungen zur sprachlichen Einheit des Textes; immerhin heißt das Buch «Satz und Text»²³ und immerhin beinhaltet es zahlreiche wichtige und anregende Beobachtungen zum Satzbereich, was satzübergreifende Zusammenhänge angeht. So gesehen degeneriert Raible den Text zu einer Sammlung der sprachlichen Phänomene, die von einer Linguistik des Satzbereichs allein nicht mehr oder doch nur unvollständig beschrieben werden können. Nichtsdestoweniger existieren Ansätze genug, die Einheit Text wenigstens in vorläufiger Art und Weise zu bestimmen. Raible selber spricht bei der Betrachtung des Artikels rechts des Verbs (p. 94ss.) von der Subjekt-Prädikat-Struktur des Satzes, die etwas später unter Verweis auf Hockett als *topic-comment*-Struktur wieder auftaucht und von Raible als *Thema-Rhema*-Struktur im Sinne der funktionalen Satzperspektive auf der zweiten und auf weiteren Hierarchieebenen des Satzes (= die Aktanten des finitiven Verbs) erörtert wird. Hier hätte angesetzt werden können, so wie es etwa Daneš²⁴ unter dem Stichwort der thematischen Progression getan hat. Das hätte zugleich einen organischeren Zusammenhang bedeutet zur Erörterung der verschiedenen Reduktionen und Reduktionsstufen des Textes (p. 194ss.); denn die von Raible nur beispielhaft und ausschnittsweise vorgetragene Reduktion von Texten etwa zu Titeln läßt sich ja konsistenter beschreiben mit den beiden Typen der Satzverbindung «durchgehendes Thema» und «Hyperthema» (Daneš) bzw. mit der Kombination beider. Daß dabei die Zuordnung von Thema und Hyperthema nicht allein der konkreten Kommunikationssituation überlassen bleibt, sondern auf in der *langue* vorgegebenen semantisch-thematischen Rela-

²² Betrachten wir von hier aus nochmals RAIBLES kontextinvariante Sätze, vor allem entsprechende All-Sätze, so entpuppen sie sich als Äquivalente zu denjenigen kontextvarianten Sätzen, die (nur) ein Substantiv mit dem unbestimmten Artikel enthalten. Mithin sind beides beziehungsweise können beides sein Einleitungssätze eines durch Substitution definierten Textes oder Textstücks, wobei der unbestimmte Artikel im partikularisierenden Gebrauch auf eine Textwelt der Extension von Begriffen verweist, generalisierender Gebrauch hingegen eine Textwelt von Kategorien und Klassenbezeichnungen anzeigt, mithin eine Ebene der Intension von Begriffen darstellt. Damit aber wird die Unterscheidung 'kontextvariant – kontextinvariant' nachhaltig relativiert, was etwa solche Erörterungen wie diejenige des funktionalen Unterschieds von *mass nouns* und *countable nouns* hinsichtlich der Textkonstitution betrifft – Raible hatte aus der Numerusindifferenz der *mass nouns* ja den Schluß gezogen, sie besäßen keine textkonstitutive Funktion.

²³ «Im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewünschten Umfangs einer Habilitationsschrift war eine 'erschöpfende' Behandlung des Themas nicht möglich» (RAIBLE, *op. cit.*, p. 3–4). «Beispielsweise hätten ... das Tempus und ... die Koordination oberhalb der Satzeinheit eine systematische Behandlung innerhalb eines transphrasistischen Ansatzes verdient, die hier nicht gegeben werden konnte» (RAIBLE, *op. cit.*, p. 4 N 13).

²⁴ F. DANEŠ, *Zur linguistischen Analyse der Textstruktur*, *Folia linguistica* 4 (1970), 72–79.

tionen oder Strukturtypen beruht, scheint wahrscheinlich, wiewohl das auch Daneš übersehen zu haben scheint.

Sieht man nun ab von dem in Bezug auf den Text zuviel versprechenden Titel, so bedeutet die vorliegende Habilitationsschrift eine nahezu exhaustive Materialaufarbeitung, was die satzinterne Realisierung von satzübergreifenden Zuordnungen betrifft; fast möchte man sagen, daß der Band weitere Nachforschungen zum genannten Gebiet erübrigt. Insbesondere seine sehr differenzierte Erörterung der Pronominalisierung – hier dem Begriff und der Sache nach von Harweg unterschieden²⁵ – und die Erörterung von Eigennamen und eigennamenwertigen Ausdrücken als Substituenda/Substituentia (siehe insbesondere p. 164 ss.) sind vorbildlich zu nennen. Für die Schlußerörterung verschiedener Ebenen im Text ('Textebene' im engeren Sinne – Abstraktionsebene – Metaebene) u. a. anhand der Diskussion der Prädikate wahr/falsch der Aussagenlogik hätte man sich freilich ebenfalls ein Eingehen auf die Sprechakttheorie gewünscht, ferner die Diskussion der linguistischen Pragmatik, sofern es dort um den Begriff des Sprechaktes und den Begriff der Metakommunikation (und ähnliche Begriffe) geht. Aber vielleicht machen sich hier die Folgen unserer universitären «Fachzergliederung» bemerkbar, die dem Romanisten die Verwertung anglistischer Literatur und in deren Gefolge dann auch die Rezeption germanistischer Arbeiten zumindest erschwert; freilich gilt das auch umgekehrt – und vielleicht noch stärker – für die germanistische Linguistik und ihre Rezeption romanistischer Fachliteratur.

Michael Schecker



JESÚS OLZA ZUBIRI, *El Pronombre*. Naturaleza, historia y ámbito de una categoría gramatical, Caracas (Universidad Católica «Andrés Bello», Institutos humanísticos de Investigación) 1973, 260 p.

Wenn man bedenkt, daß oft schon die europäische Linguistik Mühe hat, in den Vereinigten Staaten von Amerika ernst genommen zu werden, so kann man sich vorstellen, welchen Vorurteilen erst ein Buch begegnen wird, das in Venezuela gedruckt wurde. Dabei könnte ein Blick in die Bibliographie des zu besprechenden Werks solche Vorurteile zunächst eher noch bestärken. Nicht etwa, weil sie ungewöhnlich mager ausgefallen wäre. Gemäß den Angaben des Nachwortes ist das Buch 1969 in spanischen und in deutschen Bibliotheken entstanden, weshalb die allerneuste Literatur allerdings nicht mehr verwertet werden konnte. Außergewöhnlich ist vor allem der Raum, welcher der Verfasser der Grammatikertradition bis zurück auf Apollonios Dyskolos zumißt. Es ist auf den ersten Blick schon etwas befremdlich, wenn in dieser Weise Amado Alonso neben Priszian, Karl Bühler neben der *Gramática de la Real Academia*, Willard Van Orman Quine neben Otto Behagel oder Harald Weinrich neben El Brocense (Francisco Sánchez de las Brozas) als durchaus gleichberechtigte Autoritäten aufgerufen werden. Als Autorität der Autoritäten erscheint jedoch, im Autorenregister nur noch mit einem generellen *passim* bedacht, der Venezolaner Andrés Bello (1781–1865). (Der Verfasser ist Professor für Linguistik an der Universidad Católica «Andrés Bello» in Caracas!)

Nun darf diesem gewiß etwas ungewohnten Vorgehen nicht von vorneherein die Befreiung abgesprochen werden. Dies zeigt sich besonders im vierten und letzten Teil, der einem wissenschaftshistorischen Abriß gewidmet ist. (Um so bedauerlicher ist es, daß dieser

²⁵ Zu Einzelheiten siehe R. HARWEG, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1968.

Forschungsbericht am Ende und nicht, wie üblich, am Anfang des Buches steht.) Es zeigt sich dabei unter anderem, daß gewisse Theorien, die uns heute als ausgesprochen «modern» vorkommen, in Wirklichkeit schon mehrere Jahrhunderte alt sind. Weit anfechtbarer erscheint mir dagegen des Verfassers Verfahren im dritten und eigentlich zentralen Teil, welcher der genauen Definition des Pronomens gewidmet ist. Hier gehen meines Erachtens die durchaus vorhandenen eigenständigen Ansätze in einem Schwall von Zitaten unter, welche ungefähr die Hälfte des Textes ausmachen, statt dass sie, was nur in Ansätzen geschieht, an konkreten Beispielen exemplifiziert würden.

Als Kernstück des Buches darf das erste Kapitel des dritten Teils bezeichnet werden, welches Olza schon 1970 separat publiziert hatte¹. Es bringt bereits auf der ersten Seite Olzas eigene Definition des Pronomens: «Para nosotros los pronombres son una clase de palabras formada por los sustantivos y adjetivos reflejamente coloquiales» (p. 91). Diese Definition wird in den ersten beiden Teilen des Buches vorbereitet. Im ersten Teil geht es dabei um die Frage, was man unter Substantiv und Adjektiv zu verstehen hat. Olza lehnt sich hier an die Vorstellungen von Andrés Bello an. Er geht von der Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat aus und definiert dann das Substantiv als dasjenige Satzglied, welches die Funktion des Subjekts übernehmen kann, wobei man selbstverständlich Nomina wie auch Pronomina in dieser Funktion findet.

Diese Definition setzt freilich voraus, daß man die Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat als wirklich grundlegend ansieht. Dabei scheint Olza nicht realisiert zu haben, daß zahlreiche Linguisten heute das Verb als den einzigen Mittelpunkt des Satzes betrachten und dem Subjekt keine absolute Sonderstellung mehr einräumen². Seine Argumentation steht damit auf etwas wackeligen Füßen, doch ist das weniger schwerwiegend als es zunächst scheinen mag. Grundsätzlich bedeutet dies einfach, daß Olza nicht morphologische oder logisch-semantische Kriterien für die Einteilung in Wortarten als entscheidend ansieht, sondern solche der syntaktischen Funktion. Auf diesem Weg können wir ihm folgen. So haben etwa in distributioneller Sicht *Er* und *Das Bier* in den Sätzen *Er ist heute angekommen* ~ *Das Bier ist heute angekommen* tatsächlich die gleiche, substantivische Funktion, da sie miteinander kommutierbar sind.

Daß die Pronomina daneben auch adjektivische Funktionen ausüben können, wird zumindest demjenigen nichts Neues sein, der mit der traditionellen französischen Terminologie vertraut ist, die ja bekannterweise zwischen *adjectifs pronominaux* und *pronoms* im engern Sinne unterscheidet. Wir erhalten auf diese Weise eine vierfache Unterteilung in substantivische Nomina, substantivische Pronomina, adjektivische Nomina und adjektivische Pronomina. Die Pronomina sind mit andern Worten eine Unterkategorie der Substantive und Adjektive, die sich nach Olza durch die Besonderheit charakterisieren, daß sie eine «auf die Gesprächssituation sich beziehende» Funktion ausüben, daß sie *reflejamente coloquiales* sind. Es geht damit um Erscheinungen, die man heute unter dem Begriff «Pragmatik» einzuordnen pflegt, wiewohl Olza diesen Begriff nicht verwendet.

Nach der landläufigen Auffassung wäre es vielmehr die Aufgabe des Pronomens, den Platz eines Nomens stellvertretend einzunehmen, um unnötige Redundanzen zu vermeiden. Daß diese Definition jedoch unzureichend ist, weist Olza aufgrund der Ausdrucksweise

¹ JESÚS OLZA ZUBIRI, *El pronombre como categoría lingüística*, Caracas 1970 (*Cuadernos de prosa* 7). – Dieses Büchlein lag der Redaktion ebenfalls zur Besprechung vor.

² Geradezu unverständlich bleibt es mir, wie OLZA, p. 258, sagen kann, die Entdeckung von Fillmores Kasusgrammatik sei ihm ein «motivo de alegría» gewesen, da diese doch einen wichtigen Punkt seiner Argumentation in Frage stellt.

Yo, Rosario González ... nach. Gemäß der «Vertretungstheorie» müßte diese Ausdrucksweise pleonastisch sein. Sie ist es aber nicht. Lasse ich *yo* weg, so fehlt die Information, daß Rosario González der Sprecher (oder Schreiber) ist. Lasse ich dagegen *Rosario González* weg, so fehlt die Information, daß der Sprecher (oder Schreiber) Rosario González heißt. Nomen und Pronomen sind also nicht einfach auswechselbar, sondern erfüllen verschiedene Funktionen. Die Besonderheit des Pronomens besteht dabei darin, daß sich seine Funktion erst in der aktuellen Sprechsituation erfüllt.

Diese Bindung an die Sprechsituation wird jedoch recht eigentlich verschleiert, wenn man stattdessen betont, daß das Pronomen jederzeit bloß die Stelle eines Nomens einnehme, was ohnehin nicht stimmt. Dabei hatte schon Apollonios Dyskolos darauf verwiesen, daß die Pronomina zwei Funktionen haben können, eine anaphorische und eine deiktische, daß sie mit andern Worten sowohl auf den verbalen wie auch auf den nicht-verbalen Kontext verweisen können. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Auffassung des Grammatikers Sánchez (*El Brocense*) im 16. Jahrhundert, welcher die *pronomina in protonomina* umbenennen wollte, um so ihre Vorrangstellung gegenüber den Nomina herauszustellen. Olza geht der Frage nicht nach, wann die Reduktion auf die reine «Vertretungsthese» stattgefunden hat. Jedenfalls ist diese Reduktion in der *Grammaire de Port-Royal* bereits vollzogen.

Nun sind die Pronomina jedoch nicht die einzigen Sprachzeichen, die sich auf die Sprechsituation selber beziehen. Im zweiten Teil des Buches erwähnt Olza selber noch gewisse Adverbien wie *ahora*; *ayer, hoy, mañana* und *así* sowie die Verbaltempora. Bei diesen letzteren stützt sich Olza auf eine Argumentation, die schon Emile Benveniste verwendete³. Auf die Sprechsituation bezogen wäre das Präsens insofern, als es sich jeweilen auf jenen Moment bezieht, in welchem gerade der Sprechakt vollzogen wird. Das *praesens historicum* muß in dieser Perspektive allerdings als eine «metaphorische» Verwendung des Präsens verstanden werden. (Die Bezeichnung findet sich bereits bei Andrés Bello.) Nun beruft sich Olza jedoch zusätzlich auf Harald Weinrich, der gerade diese Interpretation des Präsens kaum teilen dürfte. Im übrigen faßt Olza die Auffassung Weinrichs durchaus richtig zusammen, wenn er sagt, daß nach dessen Meinung die Tempora «informan sobre la actitud comunicativa con que deve ser recibido lo que se dice» (p. 87). Dann wären die Tempora aber den Modalitäten und Modi verwandt, welche ebenfalls nicht die Sprechhandlung selber reflektieren, sondern über die Sprechhaltung des Sprechenden informieren.

Das sind jedoch Randprobleme. Gewichtiger scheinen mir die Einwände, die man allenfalls gegen den dritten Teil des Buches vorbringen kann, wo der Verfasser seine Taxinomie der Pronomina zu erstellen sucht. Dabei bin ich durchaus einverstanden, wenn er die Interrogativa und Indefinita, soweit sie nicht in einem direkten Bezug zur Sprechsituation stehen, aus der Kategorie der Pronomina ausschließt. Jedenfalls scheint es mir sinnvoller, die Interrogativa zusammen mit den Negativadverbien im Rahmen der Satzmodalitäten zu behandeln. Die übliche Art der Behandlung, welche Interrogativa und Satzfrage, Negativadverbien und Satznegation auseinanderreißt, ist keinesfalls sehr glücklich. Und daß die Klasse der Indefinita einen überaus heterogenen Charakter aufweist, daß sie zu einer Art Klasse der Unklassifizierbaren geworden ist, darf als bekannt gelten.

Trotzdem fällt es schwer, diesen Weg bis zur letzten Konsequenz weiterzugehen. Auf Grund seiner anaphorischen Funktion behandelt Olza den bestimmten Artikel zu Recht als adjektivisches Pronomen; gleichzeitig schließt er jedoch den unbestimmten Artikel infolge seines fehlenden Bezugs zur Sprechsituation von dieser Kategorie aus. Dies ist

³ EMILE BENVENISTE, *Problèmes de linguistique générale*, Paris 1966, p. 263s.

vollkommen konsequent. Wenn ich aber trotzdem Mühe habe, dem Verfasser bis zu dieser letzten Konsequenz zu folgen, so nicht zuletzt deshalb, weil ich nicht recht sehe, als was dann der unbestimmte Artikel sinnvollerweise klassifiziert werden müßte. Man wird sich doch fragen müssen, wie weit solche Klassifikationen nicht letztlich immer anfechtbar bleiben werden, da jedes Pronomen nicht nur eine einzige, sondern mehrere Funktionen gleichzeitig verkörpert. Der bestimmte Artikel (des Spanischen z. B.) ist Anapher, zugleich aber auch Numerus- und Genusmorphem. Dazu kommt ihm noch das zu, was Olza im Anschluß an Bello seine «annunziative» Funktion nennt, seine Aufgabe, als Signal für ein folgendes Substantiv zu stehen. Von diesen vier Funktionen fehlt dem unbestimmten Artikel eigentlich nur die erste. Es ist deshalb notwendigerweise etwas arbiträr, nur auf dieses Merkmal abzustellen zu wollen.

Im Rahmen seiner eigenen, explizit formulierten Prämissen bleibt die Argumentation des Verfassers selbstverständlich unanfechtbar. Angesichts der mehrfachen Funktion der Pronomina erhebt sich aber die Frage, ob letztlich nicht jeder Versuch, die Pronomina als eine in sich geschlossene Gruppe zu erfassen, unbefriedigend bleiben muß. Olza hat sicher die relevantesten Kriterien ausgewählt, aber es gäbe trotzdem noch andere Kriterien. Das hier besprochene Buch kann unter diesen Umständen nicht als eine erschöpfende Behandlung seines Gegenstandes gelten. Dagegen scheint es mir unbestreitbar, daß sein Autor einen grundlegenden Beitrag zu dem geleistet hat, was man etwas hochtönend als die «Pragmatik der Pronomina» bezeichnen könnte. Akzeptiert man diese Einschränkung, so gibt es eigentlich nur noch Äußerlichkeiten zu beanstanden. Dazu zähle ich auch folgendes Problem.

Zur Feinklassierung der Pronomina übernimmt Olza seine Terminologie teilweise vom amerikanischen Sprachphilosophen und Logiker Quine⁴, dessen Ausführungen er jedoch mißverstanden haben muß. Zugegebenermaßen ist Quines Text nicht überall ein Muster an Klarheit. Als *singular terms* bezeichnet er jedoch nichts anderes als jene Ausdrücke, die nach der sonst üblichen Terminologie eine «eindeutige Bezeichnung» (*identifying reference*) ergeben. Dies gilt zunächst für die Eigennamen. Sie dienen der Identifikation eines bestimmten Individuums. Füge ich jedoch, eine unmißverständliche Sprechsituation vorausgesetzt, einem *general term* wie *mesa* ein Demonstrativpronomen in der Einzahl bei (z. B. *esa mesa*), so ist der betreffende Tisch ebenfalls eindeutig bezeichnet und damit identifizierbar.

Gleiche Eigenschaften schreibt die analytische Sprachphilosophie (mit leichten Unterschieden von Autor zu Autor) noch den Personalpronomina der Einzahl sowie den von einem bestimmten Artikel der Einzahl begleiteten Substantiven zu, besonders wenn diese noch von Bestimmungen determiniert werden. All dies gilt aber nur für die Einzahl. Deshalb kann diese Theorie auch nicht unverändert auf die Linguistik übertragen werden, denn man kann zum Beispiel *esos* vernünftigerweise nicht einer andern grammatischen Kategorie zuweisen als *ese*. Dabei ist diese sprachphilosophische Theorie durchaus erwägenswert. Meine Kritik richtet sich denn auch keineswegs dagegen, daß Olza versucht, auf dieser Theorie eine Feinklassierung der Pronomina aufzubauen. Man hätte bloß die bestehenden Unterschiede darlegen und nicht einfach verwischen sollen⁵.

Letztlich sind wohl die besprochenen Mängel darauf zurückzuführen, daß sich der Verfasser allzu gerne hinter seinen «Autoritäten» verschanzt. Bisweilen genügt es eben nicht,

⁴ WILLARD VAN ORMAN QUINE, *Word and Object*, Cambridge (Mass.) 1969, § 19ss. (Olza verwendete eine spanische Übersetzung.)

⁵ Die Bezeichnung *indefinite singular terms* bei QUINE, *op. cit.*, § 23, bezieht sich im übrigen eindeutig auf den unbestimmten Artikel (der Einzahl) und nicht, wie OLZA unverständlichlicherweise glaubt, auf die Relativpronomina.

zusammenzustellen, was wo wann auch schon einmal gesagt wurde. Bisweilen wird es auch nötig, seinen Gedankengang selbständig im Zusammenhang darzulegen. Daß sich unser Verfasser gelegentlich davor drückt, ist um so bedauerlicher, als er tatsächlich etwas zu sagen hat. Wer sich künftig mit dem Problemkreis der Pronomina befassen will, wird jedenfalls gut tun, dieses Buch ausführlich zu studieren. Er wird dies nicht ohne Gewinn tun.

Jakob Wüest



WOLF DIETRICH, *Der periphrastische Verbalaspekt in den romanischen Sprachen. Untersuchungen zum heutigen romanischen Verbalsystem und zum Problem der Herkunft des periphrastischen Verbalasppekts*, Tübingen (Niemeyer) 1973, XII + 381 p. (ZRPh. Beih. 140).

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Tübinger Dissertation aus dem Jahre 1971, die dank ihrer hervorragenden Bewertung und aufgrund der neuen Bestimmungen 1973 auch als Habilitationsschrift angenommen werden konnte. Als Dissertation zweifellos eine hervorragende Leistung, ist die Untersuchung für eine Habilitationsschrift doch etwas wenig selbständig: sie beschränkt sich im wesentlichen darauf, die von Dietrichs Lehrer Eugenio Coseriu vertretene These einer zwar nicht «materiellen», wohl aber ideell-funktionellen Filiation Griechisch → Vulgärlatein → Romanisch¹ für die verbalen Peripherasen zu verteidigen und aufgrund eines sehr reichen Materials zum Griechischen (p. 188–282), eines beschränkten Materials zum Lateinischen (p. 289–319) zu stützen. Leider fehlt eine Dokumentation über den Periphrasengebrauch in den romanischen Sprachen, und auch ihre früheren Entwicklungsstufen werden nicht untersucht (cf. p. 19); der Verfasser begnügt sich vielmehr mit summarischen Auflistungen der verschiedenen Typen (p. 3ss.). Dieser wohl aus Raum- und Zeitgründen getroffene Entscheid ist – bei allem Verständnis – sehr zu bedauern, läßt er doch die ganze Arbeit in zwei nur noch bedingt zusammengehörende Teile zerfallen: einen vorwiegend mit romanischen Beispielen arbeitenden theoretischen Block und den griechisch-lateinischen Dokumentationskomplex. Auch das angestrebte Ziel, die These von der ideellen Filiation vom Griechischen bis zu den modernen romanischen Sprachen zu erhärten, wird so eigentlich nicht erreicht; die detaillierte diachronische Untersuchung bricht mit dem Vulgärlatein ab und es bleibt eine immerhin ein-einhalf Jahrtausende umfassende Lücke, ohne deren Schließung von einer durchgängigen Periphrasentradition nicht gesprochen werden kann.

Die Arbeit ist so aufgebaut, daß Dietrich zuerst einen Überblick über die romanischen Peripherasen gibt, die er drei verschiedenen Kategorien zuordnet; die temporalen, die diathetischen und die aspektuellen²; Gegenstand der Arbeit ist nur der letzte Typ, der nicht nur der interessanteste, sondern auch der hinsichtlich seiner synchronischen und diachronischen Darstellung am wenigsten untersuchte ist. Es folgt dann ein ausführliches Kapitel zur theoretischen Erfassung des Phänomens «Periphrase» (p. 21–64), ein Überblick über die Ge-

¹ Cf. p. 16, 322 und passim.

² Diese Unterscheidung geht im wesentlichen auf Benveniste zurück (cf. DIETRICH, p. 35ss.), der allerdings anstelle der aspektuellen Peripherasen die modalen aufführt; für Dietrich jedoch sind die Konstruktionen mit *vouloir*, *pouvoir* usw. – zu Recht – keine Peripherasen, sondern freie syntaktische Konstruktionen.

schichte der Erforschung der romanischen Verbalperiphrasen (p. 65–116), eine Diskussion der Tempus- und Aspektproblematik, in der sich der Verfasser im wesentlichen der Konzeption Coserius anschließt (p. 117–156), und eine Skizze des griechischen Verbalsystems (p. 157–187). An diesen theoretischen Teil³ schließt dann der Materialteil zum Griechischen und Lateinischen an; beschlossen wird der Band durch Bibliographie und Indizes (p. 329–381).

Wichtig an Dietrichs theoretischer Erfassung der Verbalperiphrasen ist vor allem einmal die Unterscheidung zwischen Periphrase und Paraphrase. Die Periphrase gehört als Bildungstyp der *langue*, in ihrer «materiellen» Ausgestaltung der Norm an und markiert eine grammatische Kategorie im Rahmen eines mehr oder weniger ausgebauten marginalen Systems; die Paraphrase ist dagegen eine reine Redeerscheinung, die der (metasprachlichen) Analyse lexikalischer Einheiten dient (cf. p. 1, 8, 19). Die Verbalperiphrasen in den romanischen Sprachen als funktionell-ideelle (nicht als «materielle») Einheiten haben nun nach Dietrich und Coseriu zwar keinen universellen, wohl aber gemeinromanischen und damit generellen Charakter (p. 9). Dieser Auffassung vermag ich mich nicht anzuschließen: auch wenn die verschiedenen Periphrasen in den einzelnen romanischen Sprachen historisch verwandt sind und vergleichbare Funktionen ausüben, so muß doch festgehalten werden, daß diese Periphrasen eben ein von Sprache zu Sprache anders ausgestaltetes Teilsystem darstellen, das zudem auch noch mit einem jeweils anders aufgebauten eigentlichen Verbalsystem korreliert ist⁴; jede Periphrase – selbst wenn sie mit solchen einer anderen Sprache synchronisch und diachronisch noch so eng verwandt ist – hat deshalb im Rahmen des einsprachlichen Subsystems, dem sie angehört, einen anderen Normwert. Dieser Normwert ist einsprachlich innerhalb des jeweiligen Subsystems zu definieren, und gerade dies erklärt die von Dietrich verschiedentlich gemachte Feststellung, daß in gewissen Sprachen in anderen Idiomen differenzierte Bereiche durch eine einzige Konstruktion abgedeckt werden, daß die Anwendungsbereiche verwandter Konstruktionen verschieden abgegrenzt sind usw. (cf. z. B. die Ausführungen zu frz. *être en train de...*, okz. *vau fasent*, etc., p. 139ss.). Auch wenn die Unterschiede zwischen den romanischen Sprachen oft nur geringfügiger und nuancenhafte Natur sind, beweisen sie doch, daß in synchronischer Hinsicht den verschiedenen Periphrasen einsprachlicher und nicht gemeinromanischer Charakter zukommt; als gemeinromanisch kann allerhöchstens die Existenz solcher Periphrasen an sich in den einzelnen romanischen Sprachen bezeichnet werden.

Ein ganz besonders dorniges und bis anhin in der Literatur nicht befriedigend gelöstes Problem ist die Abgrenzung der Periphrasen gegenüber den freien syntaktischen Fügungen; wie kann man ermitteln, ob tatsächlich eine auf zwei an sich freien Formen beruhende Sequenz eine einheitliche Bedeutung hat? Dietrich löst das Problem unter Heranziehung der bisherigen Versuche, indem er drei Kriterien miteinander kombiniert: im Zentrum steht ein paradigmatischer Faktor, der durch einen syntagmatischen und einen semantischen Aspekt gestützt wird. Im Anschluß an Frei wird die Periphrase als syntagmatisches Zeichen aufgefaßt, das aus einem *auxiliant* und einem *auxilié* (Tesnière) besteht und dessen Einheit

³ Hinsichtlich des theoretischen Teils (v.a. «theoretische Erfassung» und «Überblick») ergeben sich zahlreiche Überschneidungen mit der ebenfalls unter Coserius Leitung entstandenen Dissertation von BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE, *Okzitanische und katalanische Verbprobleme*, Tübingen 1971 (*ZRPh. Beih. 127*); p. 103 klammert Dietrich auch ausdrücklich die Darstellung der Verhältnisse im Okzitanischen und Katalanischen aus und verweist dafür auf diese Arbeit.

⁴ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Zum Konjunktivproblem: Statistik und Theorie*, *RoJb.* 21 (1970) 25–53, besonders p. 38–46.

durch die *Katena*⁵ garantiert wird; der Periphrase kommen so eine einheitliche syntaktische Funktion und eine einheitliche strukturelle Beschreibung zu⁶. Auf dieser Grundlage baut dann das (paradigmatische) Hauptkriterium für die Identifikation der Periphrasen auf: Eine solche liegt vor, wenn zwischen der Periphrase als Ganzem und den grammatischen Formen des *auxilié* (für sich genommen) eine funktionelle Opposition besteht (cf. p. 44, 322)⁷. Die Periphrase erweist sich somit als eine «Form» des Verbs, die zu dessen Normparadigma gehört. Aus der gleichen Charakteristik der Periphrasen ergibt sich auch das syntaktische Abgrenzungskriterium: ihr flektiertes Element ist immer Bestandteil einer *construcción inmediata*, nie einer *construcción mediata* (Coseriu), d.h. das *auxiliant* kann keine eigenen Ergänzungen bzw. Determinanten bei sich haben; diese betreffen vielmehr immer die Periphrase als Ganzes; sie verhält sich somit wie eine einfache Form des *auxilié* (p. 42ss., 322/323). Was schließlich das semantische Kriterium angeht, so zerfällt es in zwei Teile. Von Guillaume und anderen ist immer wieder betont worden, das *auxiliant* im Rahmen einer Periphrase habe eine andere, gegenüber der entsprechenden unabhängigen Einheit reduzierte Bedeutung (> *subduction*). Diese im Normalfall richtige Feststellung trifft jedoch für die *verba adiecta* nicht zu, d.h. für diejenigen Verben, die semantisch nicht autonom sind, sondern nur in bezug auf eine andere Lexie spezifische Bedeutung haben (cf. «anfangen», «fortfahren», «aufhören» usw.). Diese Verben treten mit ihrer Normalbedeutung in die Periphrasen ein (p. 54s.)⁸. So bleibt denn als generell gültiges semantisches Kriterium nur noch die Tatsache, daß sich die Bedeutung einer Periphrase nicht aus einer semantischen Determination zwischen *auxiliant* und *auxilié* ableiten läßt; diese Gesamtbedeutung ist immer verschieden von derjenigen einer entsprechenden freien Fügung – selbst wenn die Unterschiede nur geringfügiger Natur sind (p. 323). Je nachdem, ob diese Abweichung von einer freien Konstruktion groß oder geringfügig ist, spricht der Verfasser von «intensiven» und «extensiven» Periphrasen (p. 155ss.).

Nur wenn diese drei Bedingungen erfüllt sind, liegt eine Periphrase vor, ist die zur Diskussion stehende Fügung grammatikalisiert. «Grammatikalisierung» bedeutet nun in diachronischer Sicht den Übergang des einen Fügungselements vom lexikalischen in den grammatischen Bereich, wobei diese Entwicklung entweder dazu dient, eine alte morphosyntaktische Opposition mit neuen Mitteln weiterzuführen, oder aber eine neue Opposition zu schaffen; gleichzeitig stellt die Grammatikalisierung für den Fügungstyp einen Übergang

⁵ Die Katena würde ich als *Bauplan* interpretieren, wobei die Inhaltsseite dieser ebenfalls als Zeichen zu betrachtenden Einheit hierarchischen, die Ausdrucksseite linearen Charakter hinsichtlich der vom Bauplan beinhalteten Positionen hat.

⁶ Ob man allerdings sagen kann, daß das *auxiliant* das *auxilié* determiniere, scheint mir doch sehr fragwürdig zu sein, ist doch im Rahmen einer Strukturbeschreibung das *auxiliant* dem *auxilié* gerade übergeordnet. Es scheint mir aber auch wenig sinnvoll zu sein, von einer Determination des *auxiliant* durch das *auxilié* zu sprechen: da die Periphrasen auch paradigmatisch (cf. unten) ein einheitliches Zeichen bilden, liegt vielmehr im Sinne Hjelmslevs *Interdependenz* zwischen den beiden Komponenten vor. – Dagegen ist nichts gegen Coserius Bezeichnung *Modifikator* für das *auxiliant* einzuwenden, sofern man darunter nichts anderes als einen zu einem Lexem hinzutretenden morphematischen Faktor versteht.

⁷ Cf. auch SCHLIEBEN-LANGE, *op. cit.*, p. 95/6.

⁸ Ich frage mich allerdings, ob es richtig ist, zu sagen, die *Verba adiecta* hätten nur in bezug auf andere Lexien «Bedeutung». Vielmehr scheint mir, daß ihr semantischer Gehalt derart weit und vage ist, daß er praktisch gezwungenermaßen durch Kontext/Situation ergänzt und präzisiert wird; dieser vage und abstrakte Charakter dürfte auch erklären, warum eine Bedeutungsreduktion beim Eintritt in die Periphrase sich erübrigt.

von der Rede (Σ -parole?) in die Norm dar⁹. Nun ist allerdings die Grammatikalisierung keine absolute Größe, sondern eine relative Erscheinung, die zahlreiche Abstufungen kennt. Von vollständiger Grammatikalisierung kann man dann sprechen, wenn eine Periphrase ein komplettes, alle Tempora, Modi, Personen usw. umfassendes Paradigma kennt und wenn sie mit allen verbalen Lexien kombinierbar ist; je geringer dagegen die Grammatikalisierung ist, desto beschränkter fällt das Paradigma aus und desto kleiner ist die Zahl der Verballexien, mit denen sich die Periphrase realisierten läßt (p. 56ss.). Gerade bei niedrigem Grammatikalisierungsgrad ergeben sich nun im konkreten Anwendungsfall oft nicht unerhebliche Interpretationsschwierigkeiten, da nicht immer mit Sicherheit gesagt werden kann, ob eine Periphrase oder eine freie Fügung vorliegt. Auf jeden Fall ist bei der Lösung dieses Problems der (explizite und implizite) Kontext heranzuziehen und auf seine Verträglichkeit mit den beiden möglichen Interpretationen hin zu überprüfen. Der Entscheid ist jeweils einfach, wenn sich die lexikalische Bedeutung in diesem Rahmen als widersinnig erweist; läßt dagegen der Kontext beide Interpretationen zu, kann oftmals nicht einmal die eine oder andere tendentiell bevorzugt werden (p. 62ss.).

Wenn auch so noch lange nicht alle Probleme bezüglich der Definition und des Erfassens der Periphrasen gelöst sind, so darf doch gesagt werden, dass diese theoretische Grundlegung gegenüber den früheren Arbeiten einen beachtlichen Fortschritt darstellt; dies wird noch deutlicher, wenn man Dietrichs Position mit dem in den Forschungskapiteln (Periphrasen: p. 65ss.; Tempus/Aspekt: p. 117ss.¹⁰) besprochenen früheren Arbeiten vergleicht. Zwei Punkte dieses Teils der Arbeit verdienen hervorgehoben zu werden: einmal, daß bereits Diez die romanischen Periphrasen mit den griechischen verglichen hat (allerdings einfach im Sinne eines Parallelismus, nicht im Hinblick auf eine genetische Verwandtschaft; p. 66ss.), und dann Henri Freis Unterscheidung zwischen subjektiver (deiktischer) und objektiver (definitorischer) Zeit, die sich in den sprachlichen Kategorien von Tempus und Aspekt niederschlägt (p. 126/127). An den Begriff der «objektiven» Zeit schließen nun Coserius Kategorien der *Schau* und der *Phase* an. Der Bereich der Schau deckt die partialisierende und die globalisierende Betrachtungsweise eines Geschehens ab (p. 139ss., 188ss.). Globalisierend wären z.B. die kopulativen Periphrasen vom Typus sp. *tomo y escribo*, it. *prendo e scrivo*, gr. ἔλθω / ίών / παρών / λαβών / μολών + finites Verb. Der partialisierende Bereich dagegen zerfällt in verschiedene Subtypen: die Winkelschau (entsprechend der engl. *progressive form*), it. *sto cantando*, fr. *je suis en train de chanter* (wobei *être en train de* allerdings gleichzeitig und primär auch die kontinuative Phase markiert), gr. εἰμί + Part. Präs., ferner χνόεω / ἔστηκα / ἔχω / γίγνομαι + Part. Präs.; die komitative Schau, it. *vado facendo*, fr. *je vais faisant* (fällt mit der prospektiven Schau zusammen); die (meist mit der komitativen Schau zusammenfallende) progressive Schau, z.B. sp. *voy haciendo*, gr. ἔοχομαι / εἰμί / βαίνω / ήγω + Part. Präs.; die retrospektive Schau, it. *vengo facendo*; die kontinuative Schau (retro- + prospektiv), sp. *sigo haciendo*, fr. *je continue à dire* (mit verbum adiectum), gr. διατελέω / ἐπιμένω, διαμένω / διάγω + Part. Präs.; die extensive Schau, z.B. sp. (*me*) *quedo pensando*, gr. διαγίγνομαι + Part. Präs. (ebenso die bei der kontinuativen Schau genannten Periphrasen). Neben der Kategorie der Schau differenziert diejenige der Phase nach dem Verwirklichungsgrad des Geschehens im Moment der Betrachtung¹¹: die immi-

⁹ Die *langue* ist nach Dietrich/Coseriu in diesem Fall nicht direkt betroffen; sie stellt nur die Möglichkeiten der grammatischen Verfahren bereit (p. 58).

¹⁰ Hier fehlt vor allem eine Auseinandersetzung mit der Position von G. HILTY, cf. *Tempus, Aspekt, Modus, VRom.* 24 (1965), 269–301, sowie mit meinem in N 4 erwähnten Aufsatz.

¹¹ Nicht im Moment des Sprechaktes, wie Dietrich p. 144 fälschlicherweise schreibt.

nente Phase, fr. *je suis sur le point de*; die inzervative Phase, fr. *je me mets à*; die progressive Phase, fr. *les eaux vont croissant* (sonst meist durch die prospektive Schau wiedergegeben); die kontinuative Phase, fr. *être en train de*; die terminative Phase, fr. *je cesse/finis de*; die egressive Phase, fr. *je viens de*. Auf die weiteren Typen soll hier aus Raumgründen nicht eingegangen werden¹². Wichtig ist nur noch festzuhalten, daß von den 10 verschiedenen Kategorien, die Dietrich unterscheidet, in den periphrastischen Verbformen der romanischen Sprachen neben dem Tempus in der Regel nicht mehr als zwei berücksichtigt werden (p. 151/152)¹³.

Zu den Detailbemerkungen, die in diesem allgemeineren Rahmen gemacht werden, wären einige Vorbehalte anzubringen. So lehnt es Dietrich z.B. ab, in *venir de + Inf.* ein symmetrisches Gegenstück zu *aller + Inf.* zu sehen: *aller + Inf.* ist für ihn eine temporale Peripherase, während *venir de + Inf.* nicht temporalen, sondern aspektuellen Charakter hat und die egressive Phase zum Ausdruck bringt. Sein einziges Argument für diese verschiedene Behandlung der beiden Peripherasen ist die Feststellung, bei *aller + Inf.* könne die Gegenwart mit impliziert sein, bei *venir de + Inf.* dagegen nicht (cf. p. 76/77, 147). Diese Argumentation vermag meiner Ansicht nach nicht zu überzeugen. Einmal ist keineswegs erwiesen, daß *aller + Inf.* einfach eine «Erweiterung» des Präsens darstelle. Sicher ist das Präsens dominant in all den Fällen, wo *aller* noch eigentlich ‘gehen’ bedeutet – aber sobald es zur temporalen Peripherase geworden ist, ist es futurisch und impliziert die Gegenwart nicht mehr und nicht weniger als ein synthetisches Futurum. Gleichwohl besteht ein Unterschied zu diesem Futurum, den ich nun wiederum als aspektuell fassen würde: bei *aller + Inf.* wird die Zukünftigkeit aus der Gegenwart herausprojiziert, beim synthetischen Futurum dagegen ist sie rein relational zu diesem miterfaßt; man könnte deshalb von einem perspektivischen und einem isolierenden (relationierenden) Aspekt sprechen¹⁴. Perspektivisch wäre in diesem Sinne auch die Peripherase mit *venir de + Inf.*, wobei Dietrich allerdings insofern recht zu geben ist, als sie in ihrem Aufbau nicht vollkommen symmetrisch zu *aller + Inf.* ist: bei *venir de + Inf.* wird die Vergangenheit nicht aus der Gegenwart herausprojiziert, es handelt sich vielmehr um eine in die Gegenwart hineinprojizierte Vergangenheit¹⁵. Von diesem auf dem Semantismus der periphrasenbildenden Einheiten beruhenden Unterschieden ist jedoch in dem Moment zu abstrahieren, wo die Peripherase stärker grammatisiert ist: durch den Abstraktionsprozeß werden die Werte der beiden Peripherasen auf perspektivisch-prospektiv und perspektivisch-retrospektiv reduziert, wodurch sie letzten Endes eben doch wieder symmetrisch hinsichtlich ihres Normwerts werden. Allerdings deckt *venir de + Inf.* nur einen Teil des Oppositionsbereichs von *aller + Inf.* ab: die futurische Peripherase ist hinsichtlich der Opposition kursiv/komplexiv¹⁶ neutral, während *venir de + Inf.* den kursiven, das P. c. den komplexiven Aspekt innerhalb des perspektivischen Bereichs zum Ausdruck bringt¹⁷. Betrachtet man die Dinge so, dann kann man im Modernfranzösischen

¹² Ebenfalls aus Raumgründen habe ich oben darauf verzichtet, für die einzelnen Typen Beispiele aus allen romanischen Sprachen zu geben.

¹³ Allerdings müßte dazu auch noch die vom Verfasser vernachlässigte Kategorie der Diathese gezählt werden (er spricht nur vom Tempus und Aspekt).

¹⁴ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Die Bedeutungsgrundlagen der romanischen Futurbildungen*, ZRPh. 85 (1969), 385–415; besonders p. 400/401.

¹⁵ Cf. WUNDERLI, ZRPh. 85 (1969), 402/403 N 61.

¹⁶ Cf. vor allem den Gegensatz Impf./P.s.

¹⁷ Für unsere Klassifikationen von *venir de + Inf.* cf. auch die Beispiele bei H. STEN, *Les temps du verbe fini (indicatif) en français moderne*, København 1964, p. 242 und P. IMBS, *L'emploi des temps verbaux en français moderne*, Paris 1960, p. 94.

aller + Inf. allerdings auch nicht mehr als einfache Variante des Futurums bezeichnen (p. 113), obwohl sich die Nutzwerte der beiden Formen oft decken mögen; vom System her gesehen ist immer eine Bedeutungsnuance vorgegeben (perspektivisch-isolierend), die im Kontext bei fehlendem Kontrast allerdings neutralisiert werden kann.

Vorbehalte würde ich auch gegenüber der Behandlung des Imperfekts (p. 130ss.) anbringen, das nicht (wie sonst üblich) aspektuell vom P.s. abgehoben wird, sondern nach Dietrich als «*inactuel*» dem Präsens gegenübersteht. Die Ebene des *actuel* würde dann durch P.s. – Präs. – Fut., diejenige des *inactuel* durch Plq. perf. – Impf. – Kond. gebildet, wobei die beiden Ebenen hinsichtlich der temporalen Perspektive (retro-, prospektiv) gleich organisiert wären. Störend an diesem System ist im Frz. zuerst einmal, daß mit dem Plq. perf. plötzlich eine zusammengesetzte unter den einfachen Formen auftritt – das System ist dadurch bereits asymmetrisch, und es wird noch asymmetrischer, wenn man nun die übrigen zusammengesetzten Formen (als «sekundäre Perspektive») noch einzubringen versucht. Dieses Argument trifft allerdings für das Spanische nicht zu, wo die -ra-Form den Platz des analytischen Plq. perf. einnehmen kann; aber wie soll man in diesem System noch die -re-Form unterbringen¹⁸? Doch es ergeben sich nicht nur Schwierigkeiten bei Dietrichs (an Coseriu angelehntem) Vorgehen, auch seine Argumente für die getroffene Wahl vermögen nicht zu überzeugen. So lehnt er es z.B. ab, das Impf. dem Vergangenheitsbereich zuzuweisen, weil es als *imparfait de discréption*, *imparfait hypocoristique* und *imparfait d'hypothèse* eine Gegenwart, als *imparfait pré ludique* sogar eine Zukunft bezeichnen könne. Argumentiert man aber so, dann dürfte man auch das Präsens nicht der Gegenwart zuweisen, gibt es doch so etwas wie Präsens historicum und ein Präsens pro futuro, und ebenso könnte man das Futurum aufgrund seiner abschwächend modalen Verwendungen (*Où est-il? – Il sera à la maison*) nicht mit der Zukünftigkeit in Verbindung bringen – alle Tempora hätten dann letztlich überhaupt nichts mehr mit Zeit zu tun. Dies ist aber schon von der Frequenz der verschiedenen Nutzwerte her abzulehnen, denn die Verwendungen im «temporalen Normalbereich» jedes einzelnen Tempus dominieren überall eindeutig. Trotz Dietrichs Ablehnung würde ich die übrigen (sekundären) Nutzwerte über Tempusmetaphern erklären, je nachdem als «Aktualisierungen» (Konkretisierungen > Präsens) oder als «Distanzierungen» (Einschränkungen; > Fut., Impf.). Dietrichs Ablehnung der Tempusmetapher hat nur für Weinrichs Dichotomie *erzählte/erlebte Welt* Gültigkeit, die ich ebenfalls als für das Tempusystem nicht primär konstitutiv ansehe; gegen eine auf der rein temporalen Distanz (bzw. Nicht-Distanz) und widersprüchlichen Kontextfaktoren aufbauende Tempusmetaphorik bringt Dietrich dagegen kein Argument vor. Daß das P.s. nicht in den gleichen metaphorischen Verwendungen im Präsens- und Futurbereich vorkommt (p. 132/133), kann jedenfalls nicht als solches angesehen werden. Das P.s. ist im Rahmen der Opposition kursiv/komplexiv¹⁹ die merkmaltragende Einheit, während das Impf. als merkmallos anzusehen ist²⁰; da diese Opposition im präsentischen und futurischen Bereich nicht existiert, ist es nur natürlich, daß bei metaphorischer Tempustransposition normalerweise die merkmallose Einheit verwendet wird (obwohl das P.s. von Metaphern dieser Art nicht *a priori* ausgeschlossen, nur eben nicht «normal» ist). Auf jeden Fall scheint sich mir eine Definition des Impf. als *inactuel* nicht aufzudrängen, ganz im Gegenteil: eine Behandlung als retrospektiv (vergangen)/kursiv bringt bedeutend weniger Probleme und Schwierigkeiten mit sich.

¹⁸ Cf. zu diesen Problemen auch WUNDERLI, *RoJb.* 21 (1970), 25–53, besonders p. 42–46.

¹⁹ Cf. hierzu G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 275 N 9.

²⁰ Cf. hierzu WUNDERLI, «*Soyant*», *RoJb.* 23 (1972), 48–73, besonders p. 71 N 87 und *RoJb.* 21 (1970), 38–42.

Was den Materialteil der Arbeit betrifft, so ist die Fülle der beigebrachten Belege und ihre umsichtige Interpretation hervorzuheben. Im Griechischen ist es vor allem die Kategorie der Schau, die von Homer bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte in eindrücklicher Weise dokumentiert werden kann. Besonders die «Winkelschau» ist sehr häufig belegt und stellt zweifellos die am stärksten grammatisierte Periphrase dar. Allerdings ist das Periphrasensystem in der Geschichte des Griechischen nicht konstant: es verändert sich sowohl «materiell» (Verlust bzw. Aufkommen von mit gewissen lexikalischen Einheiten gebildeten Periphrasen) wie auch hinsichtlich der Zahl und Funktion der Periphrasentypen (bei Homer sind erst die «Winkelschau» und die «globale Schau» mit Sicherheit bezeugt; cf. p. 276ss.). – Was das Material zum Lateinischen angeht, so ist es sicher weniger eindrücklich als das griechische, was zweierlei Gründe hat. Einmal scheint es ursprünglich keine aspektuellen Verbalperiphrasen im Lateinischen zu geben. Selbst *esse* + Part. präs. ist bis Apuleius selten und als Periphrase nicht gesichert; erst im Bibellatein wird es häufig zum Ausdruck der Winkelschau, und zwar soll es hier wie die anderen, mehr oder weniger gleichzeitig auftretenden Periphrasen unter griechischem Einfluß eingeführt worden sein (cf. p. 11ss., 317ss.). Zum anderen ist aber auch das Lateinische hinsichtlich der Periphrasen noch schlecht untersucht, was Dietrich nur allzugut weiß (p. 319): er mußte sich auf eine eingehendere Beschäftigung mit den Bibelübersetzungen beschränken und betont, daß eine umfassende Überprüfung der übrigen spätlateinischen Literatur sicher noch viel Interessantes ans Tageslicht bringen würde.

Bleibt nur noch die Frage, ob der Verfasser sein Ziel erreicht hat, die griechische Herkunft der romanischen Periphrasen in typologisch-funktioneller Hinsicht nachzuweisen. Bei allen Qualitäten, die man der Arbeit zuerkennen muß, bin ich in diesem Punkt doch etwas skeptisch. Sicher, die Parallelen existieren, ja sie sind sogar eindrücklich – aber andererseits dürften auch die verschiedenen «Materialisierungen» und die oft fehlende Deckungsgleichheit zwischen griechischen und romanischen bzw. romanischen Periphrasentypen unter sich nicht einfach vernachlässigt werden (cf. oben). Und wissen wir denn bei der existierenden Forschungslücke, ob es nicht zwischen dem Vulgärlatein und den modernen romanischen Sprachen nicht so etwas wie einen «Periphrasenhiatus» gibt? Aber selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, wäre damit ein direkter griechischer Einfluß noch nicht gesichert. Man kann ebensogut, ja vielleicht noch eher annehmen, daß die Möglichkeit zur Periphrasenbildung in allen romanischen (und wohl den meisten anderen) Sprachen als solche angelegt ist und daß sie je nach Bedarf und äußeren Umständen produktiv wird. Ein solcher äußerer Umstand könnte der griechische Einfluß gewesen sein – dies nachgewiesen zu haben ist das unanfechtbare Resultat von Dietrichs Arbeit; ob das Griechische diese Funktion aber tatsächlich ausgeübt hat, bis zu welchem Grade es die Ausbildung der romanischen (und auch vulg. lat.) Periphrasen wirklich beeinflussen konnte und inwieweit diese nicht doch «innereinzelsprachlich» zu fassen sind, bleibt dagegen noch offen. Die Tatsache, daß alle diese Periphrasen durchwegs volkstümlichen Charakter haben, scheint mir nicht unbedingt für griechischen Einfluß zu sprechen – selbst wenn man einen sehr starken Einfluß der Bibel in Rechnung stellt!



Peter Wunderli

Problèmes de linguistique roumaine, publiés par l’Institutul (sic) de lingvistică (sic), Bucarest, et l’Institut d’études romanes, Copenhague, sous la rédaction de IORGU IORDAN et ASGAR ROSENSTAND HANSEN. *Revue Romane*, numéro spécial 4 (1970), 139 p.

Cet ouvrage collectif, rédigé par six Roumains et trois Danois, réunit neuf études fort

inégal, traitant de l'histoire de la linguistique roumaine et de quelques problèmes historiques et synchroniques posés par la langue roumaine.

A. Rosetti, *La linguistique roumaine, bref aperçu* (p. 11–15). Au fil des années, Rosetti s'est constitué un fichier bibliographique d'une richesse inouïe – il suffit, pour s'en convaincre, de feuilleter les 29 pages de bibliographie critique qui introduisent sa monumentale histoire de la langue roumaine¹ et les nombreux renvois bibliographiques commentés qu'elle offre presque à chaque page. Aussi est-ce tout naturellement à lui qu'incombe la rédaction d'un article sur l'histoire de la linguistique roumaine. Aperçu dense et précis des recherches effectuées par les linguistes roumains au cours des deux derniers siècles, l'article de Rosetti offre également au non-spécialiste de précieux renseignements bibliographiques.

L'auteur présente l'histoire de la discipline jusqu'à la deuxième guerre mondiale (p. 11–12), les principales publications périodiques du XX^e siècle et quelques ouvrages collectifs réalisés par l'Académie (p. 12–13, 14). Puis il met en relief l'apport des linguistes roumains aux études romanes (p. 13). Relevons principalement les ouvrages suivants: I. Iordan, *Lingvistica romanică. Evoluție, curentă, metodă* (1962); I. Iordan et M. Manoliu, *Introducere în lingvistica romanică* (1965). Il eût cependant été judicieux, dans un article destiné à faire connaître ces ouvrages hors des frontières roumaines, de mentionner les traductions qui en ont été faites en espagnol, en anglais et en allemand. Dans les dernières pages, Rosetti s'attache à montrer l'ouverture des Roumains aux nouvelles acquisitions de la linguistique et leur contribution active à tous les domaines de la linguistique et des sciences connexes. En conclusion, la linguistique est l'une des «branches les plus fécondes de la recherche scientifique en Roumanie.»

E. Vasiliu, *Grammaire transformationnelle: théorie et interprétation* (p. 19–31). Après avoir défini la GT d'une manière strictement formelle, au moyen des éléments, chaînes et classes, et des relations qui les régissent (§ 1–2), l'auteur montre que le système ainsi élaboré peut être *interprété* comme le modèle d'une langue naturelle, avec structures profonde et superficielle, mais que cette interprétation n'est pas la seule possible. C'est que les classes DS, SS, etc., ne sont pas définies par les objets qu'elles peuvent représenter, mais seulement en termes de la théorie (§ 3)². Ces considérations théoriques ont pour but d'examiner trois critiques adressées par Chomsky aux grammaires structurales:

- 1 elles ne tiennent pas compte de la structure profonde;
- 2 elles sont incapables de décrire l'aspect créatif du langage;
- 3 elles ne sont pas aptes à rendre compte de ressemblances structurales entre les langues.

Vasiliu rejette la première critique en montrant qu'il n'y a dans la langue aucune donnée objective qui soit la structure profonde, que celle-ci est au contraire un concept abstrait forgé par l'esprit dans le cadre d'une théorie: c'est une *hypothèse*. La première critique revient donc à reprocher aux structuralistes de ne pas se servir de la même hypothèse, et l'objection est sans valeur (§ 3). L'auteur rejette les deux autres affirmations en citant des exemples concrets qui mettent en lumière l'aptitude des théories structuralistes à décrire les aspects créatifs du langage (§ 4) et la capacité d'au moins une d'entre elles – la glossématique – de rendre compte de ressemblances entre langues (§ 5).

¹ ALEXANDRU ROSETTI, *Istoria limbii române*, Bucureşti 1968.

² § 2–10: Une chaîne s_i appartient à la classe DS si et seulement si s_i est une chaîne terminale.
– § 2–13: Une chaîne s appartient à la classe SS si et seulement si: a) s appartient à la classe A;
b) s est le second membre d'une relation 'T'.

Vasiliu n'est pas un adversaire de la grammaire transformationnelle. Au contraire, il est en Roumanie l'un des chefs de file dans cette discipline³, et sous sa plume ces critiques prennent toute leur valeur: elles ne sont pas dirigées contre la théorie transformationnelle, «mais contre la tendance ... à prendre l'une ou l'autre des interprétations possibles de cette théorie pour la théorie même», manière de voir qui en limite arbitrairement la valeur cognitive et explicative et crée de faux problèmes.

M. Sala, *Le consonantisme du roumain commun* (p. 37–52). Cet article est extrait du deuxième tome, cité comme étant en voie de parution; de l'ouvrage collectif *Istoria limbii române*, mais paru en fait une année avant ce numéro spécial⁴. Cet article touffu, destiné aux spécialistes et aux étudiants roumains, aurait mérité plus qu'une simple traduction pour sa publication dans ce recueil explicitement destiné à «encourager l'intérêt pour la langue et la linguistique roumaines»⁵: il eût fallu définir brièvement certaines notions générales qui font l'objet de développements détaillés dans le premier volume de l'ouvrage roumain, telles que *latin balcanique*, *roumain commun*, etc. Il eût été bon de mentionner le fait que le système présenté n'est qu'une reconstruction faite à partir des dialectes modernes et du latin des inscriptions danubiennes.

P. Skárup, *Les descendants romans du latin ILLE* (p. 53–73). Cet article brillant et bien documenté analyse les diverses évolutions de *ille*, *iste* et *ipse* ainsi que celle des possessifs et en établit les étapes successives pour déboucher sur le problème si controversé de la post-position de l'article en roumain. Skárup nous fait découvrir que les autres langues romanes ont probablement eu à un moment de leur histoire un article postposé – hypothèse qui permet de rendre compte élégamment de problèmes phonétiques difficiles à résoudre autrement. Et voici le problème de l'article éclairé sous un jour nouveau: «Ce n'est pas l'ordre roumain qu'il faut expliquer. Ce qu'il faut expliquer, c'est pourquoi les autres langues romanes ont changé l'ordre ancien, et pourquoi le roumain n'a pas pris part à cette innovation.»

K. Togeby, *L'impératif roman et l'impératif roumain* (p. 74–83). L'auteur s'attache successivement à l'étude de l'*impératif positif* (il détermine les langues où la 2^e personne du pl. se confond avec les formes de l'indicatif et du subj. à la suite de la chute de l's final), de l'*impératif de la 1^e personne du pl.* (nouveauté adoptée par toutes les langues romanes sauf le roumain), des *descendants de ECCE* (qui, par leur comportement syntaxique, peuvent être assimilés aux impératifs) et de l'*impératif négatif*. Un article en général assez bien documenté mais qui laisse le lecteur sur sa faim: les deux premiers chapitres se limitent à une nomenclature; les deux autres, tout en offrant des idées nouvelles et intéressantes, pèchent par une argumentation peu étayée et parfois peu convaincante, comme le passage (p. 78) qui propose lat. *ECCAM* comme étymon de roum. *iacă*: cette explication est présentée comme une hypothèse («*mais ne vaudrait-il pas mieux supposer...?*»), mais *ECCAM* est donné sans astérisque. Cette forme est-elle attestée ou reconstruite? Le texte ne permet pas de le savoir. Et pour renforcer le scepticisme du lecteur, un unique renvoi à ... Cioranescu⁶. D'ailleurs un simple coup d'œil à l'article *ia* de ce dictionnaire permet de se convaincre que Togeby s'est contenté de consulter cette seule source et d'en reproduire l'imprécision. Enfin on peut

³ Cf. EM. VASILIU et SANDA GOLOPENȚIA-ERETESCU, *The transformational syntax of Romanian*. La Haye 1973. C'est une traduction de *Sintaxa transformațională a limbii române*, București 1969. Dans la suite c'est le texte roumain que je désigne par *op. cit.*

⁴ *Istoria limbii române*, vol. II, București 1969, p. 200–212.

⁵ Préface, p. 6.

⁶ ALEJANDRO CIORANESCU, *Diccionario etimológico rumano*, Madrid 1966. Un ouvrage dont les étymologies ne sont pas toujours convaincantes.

regretter une indication bibliographique aussi sommaire que: (Rosetti), *Istoria limbii române*, 1964, p. 66⁷ (p. 78).

A. Avram, *Sur la structure acoustique des voyelles neutres du roumain* (p. 87–95). Une analyse spectrographique des voyelles *i* et *ă* donne les résultats suivants (les nombres indiquent respectivement les formants 1, 2, et 3): *i* = 332, 1587, 2567; *ă* = 496, 1479, 2746. Une étude basée sur la synthèse donne des résultats légèrement différents. 70 voyelles à deux formants ont été produites à l'aide d'un synthétiseur et soumises à quinze personnes, dont quatre non linguistes. Les sons identifiés le plus souvent avec les voyelles étudiées ont les formants suivants: *i* = 350, 1300; *ă* = 600, 1500. La différence entre les résultats des deux méthodes est insignifiante.

M. Manoliu-Manea, *Un micro-modèle du genre roumain* (p. 96–107). Le genre pose en roumain un problème extrêmement complexe. Il y a trois catégories lexicales, mais seulement deux catégories morphologiques. L'absence de formes propres au neutre a conduit F. Agard et R. A. Hall Jr. à ne considérer que deux genres: le masculin et le féminin. C'est à cause du même phénomène que bien des linguistes, tout en admettant l'existence de trois genres, préfèrent désigner le troisième par le terme *ambigène*, trouvant abusif l'emploi de *neutre* dans ce sens. Le comportement morphologique et syntaxique particulier des noms désignant des personnes a amené A. Rosetti et d'autres à distinguer, au sein du masculin et du féminin, un *genre personnel*⁸, considérant, sans le dire explicitement, un système à cinq genres. Les pronoms «neutres», qui utilisent les formes du féminin singulier mais exigent l'accord des adj. au masc., corsent encore le problème.

Dans un ouvrage qui, comme je l'ai déjà relevé, n'est pas destiné aux spécialistes de la linguistique roumaine, on eût aimé trouver une synthèse critique des théories que le genre y a suscitées. Mme Manoliu-Manea, au contraire, ne s'adresse qu'au spécialiste, en lui offrant une contribution transformationnelle à la théorie des deux genres excluant la catégorie du neutre. Elle «imagine» un modèle où les masculins sont caractérisés par le symbole $[\pm \text{pluriel}]$, les féminins par $[\pm \text{pluriel} / -\text{féminin}]$, et les «neutres» par $[+\text{féminin} / +\text{pluriel} / -\text{féminin} / -\text{pluriel}]$, sans expliquer pourquoi elle ne renonce pas à parler de la troisième catégorie en terme de «neutres», ni pourquoi elle met ce mot entre guillemets jusqu'au haut de la p. 103, après quoi elle renonce à ce signe, pour l'utiliser à nouveau au dernier paragraphe. Elle prétend (N 11) que son modèle est différent de celui de E. Vasiliu et S. Eretescu-Golopenția (sic)⁹ alors que les seules différences observables sont le choix du trait $[\pm \text{Féminin}]$ au lieu de $[\pm \text{Masculin}]$ et le fait que les auteurs mentionnés admettent explicitement le neutre comme une catégorie qui se définit à la fois au niveau du genre et du nombre. Par ailleurs, l'auteur ne prévient pas le lecteur du fait qu'elle écrit les mots *masculin* et *féminin* avec initiale majuscule lorsqu'il s'agit d'un trait sémantique, et minuscule lorsqu'il s'agit du genre.

Signalons enfin que cet article, qui côtoie des textes dont l'élegance de la rédaction fait honneur à leurs auteurs, contient ça et là quelques maladresses de français, dont certaines peuvent embarrasser ou égarer le lecteur: aux pp. 99 et 101, *notamment* est utilisé dans le sens de *à savoir, c'est-à-dire*, donnant l'illusion qu'il y a d'autres traits marqués que le $[\pm]$

⁷ S'agit-il de la 4^e éd. de la première partie, de la 4^e éd. de la 2^e partie, ou de la 5^e éd. de la 3^e partie? Cet ouvrage n'a été édité en un seul vol. qu'en 1968 (cf. N 1).

⁸ L'expression «genre personnel» a été créée par C. RACOVITĂ dans l'article *Sur le genre personnel en roumain*, *Bulletin linguistique* 1940, 154ss. Historique de la question et bibliographie chez C. FRÎNCU, *Din istoria «genului personal» în limba română: genitiv-dativul femininelor in -ca, -ga, Limba Română* 23 (1974) 409–418.

⁹ E. VASILIU et S. GOLOPENTIA-ERETESCU, *op. cit.*

féminin] (p. 99) et que la liste des zones sémantiques n'est pas exhaustive (p. 101). La maladresse la plus déroutante nous est offerte par la première phrase de la p. 101, qui signifie à peu près le contraire de ce que l'auteur veut dire: «Le trait noncontextuel [\pm Féminin] ne peut pas rendre compte de l'agencement avec le genre [\pm féminin] que sous la dominance du trait [\pm Sexe]». (C'est moi qui mets les corrélatifs en relief.) Il fallait: ... ne peut rendre compte... que, ou bien: ne peut pas rendre compte... si ce n'est. Il est inutile de relever ici les autres faiblesses de forme, vu qu'elles ne prêtent pas à confusion.

L. Vasiliu, *Quelques aspects de la grammaire de la dérivation suffixale en roumain* (p. 108–117). Voici encore un article qui s'adresse au spécialiste: on ne peut le lire sans se référer à la syntaxe transformationnelle de Vasiliu et Golopenția-Eretescu¹⁰. Ceci dit, il complète utilement l'ouvrage cité en analysant les règles de formation des noms par suffixation.

P. Høybye, *Pour rendre le roumain moins difficile* (p. 118–139). Un article pour le moins étrange que cet «opuscule pédagogique»! L'auteur commence par fustiger les bourreaux d'écoliers et les professeurs qui veulent que l'étude des langues soit un dur travail – reprenant à son compte le mot de Christiern Pedersen qui qualifiait ces maîtres d'*ânes insensés*. Puis il donne, comme exemples de difficultés typiquement roumaines les mots *zbura*, *speli*, *iau* et *iile*: comment le débutant pourrait-il «deviner» que ces formes sont à rapporter respectivement à *EXVOLARE, *EXPERLAVARE, LEVARE et LINEA? Et il nous offre cette envolée naïve: «De LAVARE [scil. dans son composé *EXPERLAVARE] il ne reste que la lettre I.» Il serait, je crois, aisément de donner dans la plupart des langues romanes quelques exemples de mots que l'évolution a profondément transformés; toutefois Høybye pense que «les changements phonétiques roumains ont transformé le latin plus radicalement que la plupart des autres langues (...). Il faut donc savoir toute la grammaire pour être en état de déchiffrer un texte, même un texte facile». Je ne suis pas d'accord sur ce point, mais il est inutile d'ouvrir une querelle d'opinion.

L'introduction mise à part, l'article se présente en trois parties: *Alternances phonétiques*, *Liste des formes fléchies* et *Combinaisons du datif des pronoms personnels et du pronom réfléchi avec l'accusatif des pronoms personnels*. Ces listes sont proposées comme bêquilles à l'usage des «débutants ou re-débutants» et ont pour but louable de leur faciliter la recherche lexicale. Voyons dans quelle mesure elles s'acquittent de cette tâche. La première est un répertoire alphabétique de lettres ou groupes de lettres, mises en rapport avec le groupe correspondant de la forme de base. Par exemple: *au* – *ău*, exemplifié par *caut*, à mettre en rapport avec *căuta*. Certains de ces couples apparaissent une seconde fois dans l'ordre inverse. Ainsi *ia* – *ie*: *să piardă* (*pierde*), suivi de *ie* – *ia*: *ierbe* (*iarbă*). On peut s'étonner, pour deux raisons, d'y trouver *eji* – *eaz*: son rendement se réduit à un seul mot: *viteaz* – *viteji*¹¹, et elle est le produit de deux autres alternances mentionnées dans l'article: *ji* – *z*: *obraji* (*obraz*) et *e* – *ea*, alternance relevée quatre fois, sous les formes *ce* – *cea*, *e* – *ea*, *eji* – *eaz*, *ge* – *gea*. Cette liste, à la fois redondante et incomplète, pourrait bien avoir été rédigée par un étudiant.

La *liste des formes fléchies* nous réserve encore bien d'autres surprises. Plus de 7% des formes sont des composés – faciles à reconnaître pour la plupart – du radical *-alt-* «autre». Et l'on ignore pourquoi certaines formes du même mot reçoivent la mention P (populaire) alors que d'autres ne la reçoivent pas: *ăluialt* P, mais *ăleilalte* sans caractérisation. D'ailleurs l'emploi des indications familier, populaire, régional, vieilli et langue parlée (resp. F, P, R, Vx, LP) n'est pas très conséquent: l'article *a* (*a frumoasă*) reçoit la mention R, tandis que

¹⁰ *Op. cit.*

¹¹ Ce mot se trouve dans la deuxième liste, ce qui rend inutile la présence de l'alternance dans la première.

le masculin *ăl* (*ăl sărac*) et le pluriel *ăi* (*ăi săraci*) sont considérés comme P. Autres exemples: *socru-su*: Rare, *mă-si*: P, *mă-sii*: P¹², *mă-sa*: sans caractérisation; les formes de *ăla* (sauf *ăla*) et celles de *ălălalt* sont données comme P, tandis que les formes de *ăsta* et *ăstălalt*, qui font partie du même niveau de langue, reçoivent la mention P pour les formes féminines (sauf *astelalte*) mais n'en reçoivent aucune pour les formes masculines. Pourquoi cette différence de traitement? Remarquons encore dans le même ordre d'idées: *detei*: P, mais *stetei*: Vx; *nimărui(a)* est-il bien P et rare? D'après les nombreux exemples offerts par l'article *nimeni* du vol 7/1 de *DRL*¹³ il serait plutôt Vx et R.

On trouve dans leur ordre alphabétique les formes de *greu*: *grea*, *grei*, *grele*. Pourquoi ne trouve-t-on pas les formes de *rău*, qui présentent la même difficulté et ne sont pas plus rares? Il serait intéressant de savoir d'après quel critère Høybye a choisi les termes qu'il a introduits dans sa liste. Elle contient à juste titre des formes que la phonétique a sensiblement éloignées de la forme de base: *ogrăzi* (*ogradă*), *băieți* (*băiat*), *rămas* (*rămine*), ou des formes qui peuvent créer des confusions: *bețe*, pl. de *băț*, et *beți*, forme du verbe *a bea*. Mais elle donne aussi des formes qui appliquent une seule alternance élémentaire: *rîși* (*rîs*), *urși* (*urs*), *morți* (*mort*), etc. Je doute qu'un étudiant qui ignore un phénomène de base comme la formation régulière du pluriel trouve l'occasion de se servir d'un répertoire de formes: pour attaquer un texte il ne faut pas certes savoir «toute la grammaire», mais au moins la morphologie élémentaire. C'est pour cette raison aussi qu'on peut s'interroger sur l'utilité dans cette liste des formes de l'auxiliaire du futur: *voi*, *vei*, *va*, etc. L'absence de formes aussi simples aurait fait de la place pour des termes comme *benzi* (*bandă*) et beaucoup d'autres qui sont déroutants par la présence de deux alternances.

L'utilité d'une telle liste pourrait être prise en considération dans la mesure où elle présenterait uniquement des formes introuvables dans les dictionnaires «ordinaires». C'est bien ce que prétend l'auteur (p. 119), mais un rapide sondage m'a permis de constater qu'il n'en est rien. J'ai comparé les lettres A, Ă, B et C (173 formes) au contenu de *DM*¹⁴, où 32 des «formes introuvables» de la liste de Høybye servent de mots-titres. Donc, dans le passage étudié, plus de 18% des formes font double emploi. C'est le cas, notamment, de la totalité des participes passés.

Non seulement cette liste n'est pas en mesure de rendre les services qu'on aimeraient en attendre, mais elle est dangereuse par les nombreuses fautes qu'elle recèle. En voici quelques-unes. P. 125, *chiamă*: *j'appelle*, *ils appellent*; lire: *il appelle*, *ils appellent*. P. 126, *dădeau*: *je donnais*; lire: *ils donnaient*. P. 127, *dinsul ... dinsale*; lire: *dînsele*. P. 128, *fremete ... (fremăta)*; lire: *(freamăt)*. P. 131, *mas ... (mîne)*; lire: *(mînea)*. P. 131, *mori ... (moare)*; lire: *(moară)*. Etc., etc.

La dernière partie consiste en un tableau de 28 couples de pronoms datif-accusatif (*mi-l*, *ti-l*, *mi-o*, etc.). La seule chose qui en ressort est que le roumain est l'une des langues romanes les plus régulières dans ce domaine: l'ordre des pronoms est constant, la forme des accusatifs est unique dans chaque colonne, et il n'y a que trois datifs irréguliers: *ne-o* (ailleurs *ni-*), *v-o* (ailleurs *vi-*) et *le-o* (ailleurs *li-*). Il y a pourtant d'autres situations où les pronoms personnels roumains donnent bien plus de fil à retordre.

Jean-Pierre Kent

¹² Les deux dernières formes ne sont que des variantes graphiques. L'une est classée sous *mă-*, l'autre sous *-sii*.

¹³ *Dicționarul limbii române (DLR)*, serie nouă, tomul 7, partea 1, litera N. București 1971, p. 410–412.

¹⁴ *Dicționarul limbii române moderne*, București 1958 – le dictionnaire «ordinaire» par excellence.

BRUNO MIGLIORINI, *The Italian Language*, abridged and recast by T. GWYNFOR GRIFFITH, London (Faber & Faber) 1966, 533 p.

T. G. Griffith möchte mit dem vorliegenden Buch dem anglophonen Italianisten nicht eine reine Übersetzung, sondern zugleich eine Neubearbeitung von B. Migliorinis *Storia della lingua italiana* (Firenze 1960; im folgenden als M zitiert) zur Verfügung stellen. In der Tat hat er den Text nicht nur übersetzt, sondern auch gekürzt, geändert und ergänzt.

Das Original ist im allgemeinen getreu wiedergegeben. Versehen wie «In the conditional, the -ia type was frequent in verse... In the future there were some examples of Florentine -rr- (*crederrei*, Galileo)» (p. 282) für «Al condizionale, il tipo in -ia è frequente nel verso... Come per il futuro, abbiamo qualche -rr- fiorentina (*crederrei*, Galilei)» (M, p. 471) sind selten.

Die Kürzungen sind von zwei Arten. Manchmal faßt Griffith einen längeren Abschnitt in weniger Sätzen zusammen. So wird aus «Ciò accadeva anche se molti si ribellavano all'egemonia fiorentina sulla lingua, come abbiamo già visto. Del resto, se il Fioretti asseriva che soltanto i Fiorentini avessero 'dispensa ampliativa', il Magalotti si rendeva ben conto di non poter adoperare senza spiegarlo un vocabolo come *sollo*, e infatti aggiungeva tra parentesi (nei *Saggi di naturali esperienze*, p. 111) 'così diciamo a Firenze della neve quando ella fiocca, e avanti dell'agghiacciare'. Quando Ottavio Falconieri (a cui il Magalotti mandava a rivedere i fogli dei *Saggi* prima della stampa) criticò come toscanismo affettato la voce *asolare* per 'rigare intorno a un luogo frequentemente', il Magalotti la difese come parola viva nell'uso toscano: 'Credo che qualche parola non sarà intesa da' non Toscani: ma se questo dovesse attendersi, servirebbe a poco il nascere in Toscana, e apprender la più perfetta favella d'Italia, se in occasione di scrivere si dovesse uno astenere dalle sue maggiori bellezze, per farsi intendere a quelli che parlano una lingua inferiore'. Tuttavia il Magalotti non si rifiutava di venire a un compromesso «Sappiate però, che tutte quelle maniere nostre, che, senza scapito di chiarezza a noi Toscani, posso levare, le levo' (lettera 5 agosto 1664: I, p. 89–90 dell'ed. 1769). In un altro punto dei *Saggi*, si legge *cenquarantaseiesima*: ma l'avevano voluto gli Accademici, renitente il Magalotti (ivi, p. 92)» (M, p. 479) «There were some protests from outside Tuscany when words from Tuscan speech were used by Tuscan authors. It is notable that when Magalotti used *sollo* (in his *Saggi di naturali esperienze*, p. 111) he added an explanation of its use. But he nevertheless defended his right to employ such words, saying it would profit a man little to have been born in Tuscany, and to have learnt Italy's most perfect language, if he then had to abstain from its beauties in order to be understood by those who spoke an inferior tongue» (p. 286–287). Diese Kürzungen führen hie und da zu einer falschen Inhaltswiedergabe; so, wenn es anstelle von «Stanziandosi, di preferenza, nei grandi latifondi, e occupandone le parti migliori, non disdegnarono tuttavia le città, fatte sedi dei loro duchi» (M, p. 47) heißt «They settled for the most part in the grand latifundia, some of which became the seats of their duchies» (p. 36). Meistens reduziert aber Griffith die Zahl der Beispiele oder läßt diese ganz weg. Während M (p. 82) *bottiga/ponica* und *canzirru* als Beispiele für italisierende Byzantinismen anführt, zitiert Griffith (p. 35) nur noch das erste Paar davon. Die Beispiele aus Politis *Dictionario*, die in M (p. 479–480) die Unterschiede zwischen Fiorentino und Senese im 17. Jh. veranschaulichen, fehlen in der Übersetzung ganz. Zu bedauern ist die im Rahmen der Kürzungen vorgenommene Aufhebung der Untertitel innerhalb der verschiedenen Kapitel, was den Text weniger überschaubar macht.

Die Dispositionsänderungen betreffen nur die Fußnoten, die nach Möglichkeit in den Text eingebaut worden sind.

Neu ist das letzte Kapitel (*Recent Developments*, p. 451–494), das eine Zusammenfassung vor allem von Migliorinis Werken *Lingua contemporanea* (Firenze 1963) und *Saggi sulla lingua del Novecento* (Firenze 1963) darstellt.

Inhaltlich gliedert sich das Werk in 13 vornehmlich nach Jahrhunderten abgegrenzte Kapitel. Da aber einerseits die Jahrhundertwenden in keinem Zusammenhang mit der Sprachgeschichte stehen, diese andererseits durch wichtige geschichtliche Ereignisse gesteuert wird, sieht sich der Autor gezwungen, zwölfmal seine chronologischen Einteilungen zu rechtfertigen (p. 15, 35, 56, 78, 130, 155, 196, 258, 299, 348, 403 und 451). Jedes Kapitel weist seinerseits verschiedene, in der englischen Fassung nicht mehr gekennzeichnete Unterteilungen auf, die sich der Reihe nach mit den «Geschichtlichen Ereignissen», der «Soziolinguistischen Situation in Italien», der «Graphie», der «Phonetik», der «Morphologie», der «Syntax» und der «Lexik» befassen. Es dürfte also Migliorini – nicht explizit formuliertes – Ziel sein, den Werdegang der verschiedenen romanischen Sprachsysteme zu beschreiben, die sich auf dem Gebiet des heutigen Italien entwickelt haben. Programmatich ausgeklammert sollen dagegen die «profili stilistici» werden, also alle diejenigen Probleme, die in erster Linie nicht mit der Sprachstruktur, sondern mit der Textstruktur zusammenhängen: «Io ho creduto di dovermi soffermare su scrittori singoli solo in funzione della continuità evolutiva della lingua, e non della loro personalità artistica» (M, p. ix). Trotz dieses Vorsatzes widmet der Verfasser aber beispielsweise zwei Seiten (135–136) Petrarca, ohne die Bedeutung der Dichtung Petrarcas für die italienische Dichtersprache und die italienische Sprache im allgemeinen herauszuschälen, obwohl G. Nencioni in seinem Aufsatz *Fra grammatica e retorica. Un caso di polimorfia della lingua letteraria dal secolo XIII al XVI* (in: *Atti e Memorie dell'Accademia Toscana di Scienze e Lettere La Colombaria* 18 (1953), 219–259) einen wesentlichen Teil der Vorarbeiten schon geleistet hatte. Peinlicher wird es aber, wenn der Verfasser, anstatt D'Annunzios rhetorische Fertigkeit und dessen Einfluß auf die italienische Sprache hervorzuheben, den großen Ästhetiken mit folgendem politisierend-banalen und unlinguistischen Urteil abtut: «He is bent on the heroic, and neither shame of being ridiculous... nor fear of the meaningless ('OSARE L'INOSABILE') can compete with the overriding desire for fearsome superlatives» (p. 460).

Die romanischen Sprachsysteme Italiens kann man kaum in einem Buch von 500 Seiten ausführlich behandeln. Der Autor hätte sich zuerst einmal auf die Geschichte des Toskanischen und dessen Entwicklung zur Nationalsprache Italiens beschränken sollen. Der breiter angelegte Rahmen einerseits und andererseits die reduzierte Seitenzahl zwingen ihn zum Eklektizismus, zum Impressionismus, zur Oberflächlichkeit, zur Koordinationslosigkeit. So werden nur die sprachlichen Phänomene erwähnt, die gegenüber dem Klassischlatein oder dem heutigen normierten Italienisch auffallen. Es heißt auch bezeichnenderweise zum Beispiel p. 144: «Since there is obviously not enough space here to give a complete grammatica and lexical description of Trecento Italian, and since many of its features are the same as those of modern Italian, we shall concentrate in the next few paragraphs on these features in it which differed from modern Italian usage or which underwent change in the fourteenth century». Nicht nur bekommen wir keine Übersicht über die toskanischen Normen des Trecento, sondern der Verfasser hält nicht einmal die Sprachen der Prosa und der Dichtung auseinander, eine Notwendigkeit, die schon Nencioni im obenerwähnten Aufsatzerkannt hatte.

Oft steht anstelle einer genauen linguistischen Beschreibung ein von einem ästhetischen Kurzkommentar begleiteter Passus, der durch seine Eindrücke die sprachwissenschaftlichen Erläuterungen ersetzen soll. So bringt Migliorini als Gegenstück zu D'Annunzios *Beffa di Buccari* folgende Stelle aus *La Noia Moravias*: «Tornai meccanicamente allo studio e mi accinsi ad aspettare Cecilia, perchè quello era uno dei due o tre giorni della settimana in

cui ci vedevamo. Da qualche tempo soffrivo d'insonnia a causa dell'angoscia che mi ispiravano i miei rapporti con Cecilia. Di solito mi addormentavo subito dopo essermi coricato, ma non era passata un'ora che mi svegliavo di soprassalto, come se qualcuno mi avesse dato uno scossone; allora, invincibilmente, cominciavo a pensare a Cecilia e non riprendeva sonno che sul far dell'alba, per risvegliarmi, poi, alla solita ora, cioè troppo presto. Mi accadeva, però, durante il giorno, vinto dalla stanchezza, di addormentarmi d'improvviso, là dove mi trovavo, e di dormire, di un sonno pesante, anche due o tre ore. Così avvenne quel giorno...» (p. 460–461). Die Stelle wird vorgestellt als «a passage in the matter-of-fact style» (p. 460), und vom Roman heißt es «In this novel, the hero's (or anti-hero's) tone is so unheroic, so unpretentious that one is not tempted to malicious speculation on the relationship between his account and reality» (p. 461). Das Thema des Buches erlaubt natürlich kein heroisches Vokabular, hindert den Autor aber nicht daran, ein feines und kompliziertes Netz von verschiedenen Isotopieebenen – im zitierten Passus die des Schlafes und die des Wachens – zu knüpfen.

Die allzu große Bereitschaft, auf genaue Angaben zu verzichten, führt immer wieder zu allzu groben Verallgemeinerungen. Bekanntlich tragen die Mundarten Siziliens und Südkalabriens auffällige nördliche Züge, die in Zusammenhang mit der Normannenherrschaft stehen (cf. H. Lüdtke, *Geschichte des romanischen Wortschatzes*, 1. Band, Freiburg 1968, p. 81–92). Die Normannen werden zwar p. 57 erwähnt, aber auf ihre Rolle hinsichtlich der besonderen Stellung des Sizilianischen und des Südkalabresischen geht der Verfasser nicht ein und teilt die Halbinsel nur in drei grobe Sprachgebiete ein: «Within Italy the south kept a greater number of archaic words and phenomena than the north, which often showed the same development as Gaul. Central Italy maintained a 'moderate' position, which helped it to play a mediating role in later centuries» (p. 31). Damit kommen wir aber zugleich zu einer weiteren Schwäche des Buches: die Koordinationslosigkeit. Jedes Kapitel enthält zum Beispiel eine Übersicht über die wichtigsten geschichtlichen Fakten, diese werden aber kaum in Beziehung zur Sprachgeschichte gesetzt. Da ist die Rede von der wirtschaftlichen Bedeutung des *fiorino* (p. 78); p. 108 erfahren wir dann, daß das Wort eine Ableitung von *fiore* ist; aber über die Geschichte der verschiedenen Währungsbezeichnungen erfahren wir nichts. P. 131 wird uns gesagt, daß im 14. Jahrhundert «The long journeys of the merchants (in Italy and abroad) played their part in linguistic circulation». Die Messen der Champagne aber, auf denen vor allem die Florentiner Tücher und Stoffe kauften, was in diesem Jahrhundert zu einer Überflutung französischer Bezeichnungen führt wie *acholle*, *arazo*, *azzurrini di Celona*, *biffe*, *bianco d'Alosto* usw. (cf. K. Zanger, *Contribution à la terminologie des tissus en ancien français*, Biennale 1945, p. 9, 16, 18, 19, 21 usw.), werden mit keinem Wort erwähnt. Griffith meint im Gegenteil, daß «New gallicisms were, in fact, few in this century» (p. 153). Wäre es nicht besser gewesen, die langen Vokabellisten der jeweiligen Lexiksparten durch einige Etymologien zu ersetzen, die, wie es O. Lurati für das Wort *mucca* gemacht hat (cf. O. Lurati, *Per un diverso «modo» lessicologico*, VRom. 31 [1972], p. 58–66), auf exemplarische Weise den engen Zusammenhang zwischen Gesellschaftsgeschichte und Sprachgeschichte zeigen könnten? Daß andererseits dasselbe sprachliche Phänomen mehrmals erläutert wird, liegt am Vorrang, den Migliorini nicht der Sprachwissenschaft, sondern der Chronologie gegeben hat. So tritt der konjugierte Infinitiv p. 186 und 243 auf, das enklitische Possessivum p. 95, 106 und 242, usw. Unklar bleibt, warum die Stellung der Possessiva unter der Sparte «Morphologie», diejenige der Personalpronomina dagegen unter der Sparte «Syntax» behandelt werden.

Abschließend möchten wir den Leser noch darauf aufmerksam machen, daß viele Angaben ungenau sind. Daß zur Zeit der Langobarden «a certain culture, both lay and ec-

clesiastical, survived» (p. 37), gilt nur für die von den Langobarden beherrschten Gebiete; in Rom «waren seit der Wende des 6. Jahrhunderts alle Reste weltlicher Macht und heidnischer Bildung vor der steigenden Macht des Papsttums verschwunden» (cf. G. H. Hörle, *Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung in Italien. Geistliche Bildungsziele und Bildungseinrichtungen vom 6. bis zum 9. Jahrhundert*, Freiburg i.B. 1914, p. 77 und passim). Unter den königlichen Schulen Norditaliens im 9. Jahrhundert (p. 41) fehlt Verona (cf. G. H. Hörle, *op. cit.*, p. 71). Im ersten *placito* von Teano heißt es nicht *que* (p. 61), sondern *qi* (cf. E. Monaci, *Crestomazia italiana dei primi secoli*, Roma/Napoli/Città di Castello 1955, p. 4). Die *formula umbra di confessione* dürfte nicht vor 1089 (p. 65), sondern nach 1095 entstanden sein (cf. G. Lazzeri, *Antologia dei primi secoli della letteratura italiana*, Milano 1954, p. 48). *Oste* 'Armee' dürfte eher ein Erbwort sein (cf. die spanische diphthongierte Form *hueste*) als ein Gallizismus (p. 112). Usf.

Die englische Fassung dieses Werkes vermittelt also in konzentrierter Form die Summe eines größeren Forschungsfeldes aus einem Sprachraum in den anderen. Der anglophone Italianist wird trotz der Kürzungen eine Fülle von Einzelheiten und Hinweisen darin finden. Die Geschichte der verschiedenen italoromanischen Sprachsysteme wie auch die Geschichte der Kodifizierung der italienischen Schriftsprache gehen aber in den vielen Einzelheiten verloren.

Michael Metzeltin



ARRIGO CASTELLANI, *I più antichi testi italiani. Edizione e commento*, Bologna (Pàtron) 1973, 242 p.

Castellani con questo agile e calibrato volume è riuscito a colmare una vistosa lacuna della filologia italiana e romanza, alle quali faceva tuttora difetto un commento linguistico complessivo delle più lontane scaturigini della lingua del «sì»; un'indagine esaustiva di quelle «semina» che dovevano poi granare nella prestigiosissima e, culturalmente, europea lingua dei Dante, Petrarca e Boccaccio. Le difficoltà a percorrere un tale cammino erano già state segnate dagli storici della lingua precedenti¹, e potrebbero essere sintetizzate in queste due categorie: il congenito disagio dell'italiano a tagliare il cordone ombelicale con la matrice latina e, ciò che poi è il rovescio della stessa medaglia, la scarsità documentaria (in assoluto, e relativamente alle culture sorelle: oitanica sopra tutte). Di fronte ad un materiale linguistico così difficilmente sistematizzabile Castellani si destreggia con grande abilità ed eleganza, riuscendo perfettamente nell'intento di tracciare davanti a noi le linee evolutive fondamentali dell'italiano antico, sapientemente cogliendo tutte le implicite indicazioni (fonetiche, morfologiche, lessicali che siano) presenti nel fatto linguistico. L'indagine è sempre condotta in maniera chiara: per ogni problema si sceglie la formulazione più semplice e meno tecnicizzata possibile. Il libro insomma rivela subito quella che io chiamerei la sua «virtù d'origine»: la nascita e l'elaborazione dentro l'ambiente universitario. Si

¹ E metterei come capofila Ludovico Antonio Muratori, soprattutto per la sua dissertazione *De origine linguae italicae*, XXXII delle *Antiquitates italicae mediæ aevi*. Si veda l'articolo di A. MONTEVERDI, *Ludovico Antonio Muratori e gli studi intorno alle origini della lingua italiana*, raccolto nel bellissimo volume postumo *Cento e Duecento*, Roma 1971, del quale sfortunatamente CASTELLANI non ha potuto tenere conto.

tratta infatti, come ci informa la premessa, della rielaborazione di un corso di storia della lingua italiana tenutosi nell'Ateneo romano nel 1971–72; ampliamento quindi di appunti ciclostilati e diffusi in «dispense» ad uso degli studenti, che viene opportunamente in questa nuova veste fatto circolare fra un pubblico meno vasto.

È inevitabile che un manuale del genere debba continuamente trovarsi impigliato in tutta una serie di polemiche e discussioni generali che formano il naturalissimo corteggio di tutti quegli studi che si propongono di vagliare il materiale documentario originario di una data lingua. Basta però scorrere velocemente l'edizione di Castellani per rendersi conto come una sana *matter-of-factness* porti non dico ad un aggiramento, ma sicuramente ad una riduzione della portata epistemologica generale di tali questioni, confinate come sono dentro il rigoroso perimetro dell'analisi puntuale del singolo e particolare fenomeno linguistico. Se volessimo cercare di scoprire quale atteggiamento mentale stia dietro un simile modo di procedere, saremmo portati ad identificarlo con la ferrea fiducia che il microcosmo riesca di fatto a manifestare tutto. Come Zola per il «fait humain» così Castellani per il «fait linguistique» potrebbe dire che «tout y est».

È mia intenzione quella di riproporre brevemente qualcuna di queste questioni e di dimostrare, se mi sarà possibile, che una impostazione metodologica nuova, una, per così dire, fermentazione problematica possa preliminarmente portare ad un maggior coordinamento fra i vari testi, ad un evidenziamento quindi delle relazioni e interazioni che si stabiliscono fra di loro, e finalmente ad una necessarissima sistematizzazione dei risultati della minuta analisi linguistica.

Programmaticamente Castellani si attiene a tre principi fondamentali nella scelta dei testi: 1) che siano *sicuramente volgari*²; 2) che appartengano all'area italiana propriamente detta; 3) che siano precedenti al 1200³. Accettabile tutto sommato il secondo punto, anche se così facendo si viene ad eliminare il ricchissimo patrimonio documentario di un'importante area laterale come quella sarda; oltre, se capisco bene, al territorio «galloitalico» (ché i sermoni pubblicati da W. Foerster alla fine del secolo scorso, nonostante discussioni sulla localizzazione, certamente rientrano nei confini del dodicesimo secolo...). Maggiori difficoltà pone invece l'applicazione degli altri due punti.

E anzitutto: esistono elementi sufficientemente caratteristici e distintivi in base ai quali poter concedere o negare diritto di cittadinanza «volgare» a un testo piuttosto che ad un altro? Si veda a questo proposito l'istruttiva discussione sull'Indovinello veronese. Castellani d'accordo con, e completando i risultati di una larga schiera di studiosi afferma che siamo davanti a un documento vergato in latino; aggiungendovi l'ulteriore specificazione di «medievale» e ricorrendo per poter spiegare la minoranza dei volgarismi fono-morfologici e lessicali ad una notazione (a mio avviso tutt'altro che inaccettabile, nonostante la irrilevanza contenutistica del testo) di stilistica; parla cioè, con largo beneficio di inventario, di letteratura dialettale riflessa. Anche nei confronti del Glossario di Monza si segue un procedimento abbastanza affine; dopo aver accertato che in una lista di 65, 66 lemmi quelli sicuramente volgari sono solo una dozzina e che all'opposto un numero notevolissimo di forme sono senza possibilità di dubbio latine, Castellani conclude per la fondamentale latinità (sia pure «circa romançum») del tutto. Identica situazione e soluzione per la Postilla amiatina: la prevalenza delle parole latine sulle sicuramente volgari fa pendere la

² «... ho tenuto conto solo dei documenti chiaramente classificabili, almeno in certe loro parti, come non latini» (p. 5).

³ «Il volume comprende [...] tutti i testi anteriori al 1150, e quelli datati o precisamente databili della seconda metà del XII secolo» (ib.).

bilancia del linguista per una considerazione del documento come costituzionalmente latino⁴.

Ho volutamente differenziato nel riferire l'analisi del Castellani il «testo» (o «documento») dalle parole che lo costituiscono, formandolo e strutturandolo. Credo infatti basilare tenere ben distinti, soprattutto da un punto di vista operativo, i due concetti: da una parte abbiamo una strutturazione, o meglio il provvisorio approdo di un processo di strutturazione, dall'altra gli elementi, i componenti che entrano in relazione reciproca per generare la struttura del testo che abbiamo davanti. Mentre la tendenza di Castellani è proprio quella di identificare i risultati dell'analisi componenziale con la struttura; e quindi di nettamente svalutare la struttura stessa.

Alla conclusione pertanto che un testo si è servito di un registro volgare e non latino dovremo arrivare per vie sostanzialmente diverse⁵: non sarà tanto la somma delle informazioni glottologiche che si possono estrarre in seguito ad una atomizzazione del testo l'elemento indicatore, quanto la presenza-assenza di determinati tratti funzionali.

Si prenda l'esempio abbastanza paradigmatico dei Placiti campani: è indubbio che per il loro redattore (e forse si dimentica troppo spesso l'ovvia considerazione che intermediari della maggioranza di questi antichi testi sono dei «dotti» naturalmente inclinati verso il latino: i quali quando si trovano accidentalmente a dover riprodurre realtà linguistiche diverse da quella cui sono giornalmente abituati inconsciamente e necessariamente le riportano sul modello grafico, fonetico, morfologico, perfino lessicale dell'unico sistema di cui dispongono: il latino) il livello del latino in cui viene condotto il regesto dei fatti e quello del volgare nel quale sono tentativamente riprodotte le formule di giuramento ottemperano a compiti diversissimi; la funzione rispettiva essendo nel primo caso quella di dare una trascrizione storica di un determinato avvenimento (impresa rigorosamente extratemporale, facente capo ad uno stato di *langue*), nel secondo caso invece quella di riproduzione mimetica di una puntuale e temporalissima realtà linguistica, di trascrizione oserei dire antropologica (*quella* e non *altra*; stato di *parole*) a fini di autenticità, di riproduzione cioè di una verità dai colori inoppugnabili. Passiamo ora all'Indovinello veronese: troveremo anche qui riproposta, negli stessi esattissimi termini, un'esigenza di diversificazione funzionale. Nonostante i *boves* e il *semen* (latinissimi; non c'è, credo, nessuna necessità di spostare verso il Friuli e l'area ladina un documento, che con tutta verosimiglianza è stato esemplato dentro le mura di Verona, solo per giustificare l'appartenza di tali forme all'ambito romanzo) è chiarissimo infatti lo scopo generale di queste poche righe, che manifestano accanto ad una formula finale di rendimento di grazie a Dio vergata in perfetto latino, un esercizio di abilità stilistica in un sistema linguistico consciamente articolato in maniera tale che si opponga nettamente a quello del latino. La prima appartiene ad un patrimonio sentito come inalterabile e lontano dall'*hic et nunc* della «cameretta» dello scriba, mentre il secondo rivela la vivacità prorompente del bisogno di comunicare una personalissima (almeno avvertita dentro come tale) esperienza.

⁴ L'inserimento dei tre testi menzionati nel corpus dei più antichi testi italiani va contro il primo principio elencato in alto; Castellani però vi passa sopra in virtù della «loro antichità e dell'interesse con cui sono stati accolti» (ib.).

⁵ Parlare di registro volgare e/o di registro latino è frutto ovviamente di una drastica polarizzazione dello spettro sociolinguistico; è evidente infatti, e storicamente accertabile, che debbono esistere fra questi estremi molteplici stadi intermedi. Si tratta però anche per quest'ultimi di rilevare la presenza di un, diciamo così, *drive* volgare o latino: e quindi ci riconduciamo all'opposizione iniziale. Si veda la *Prefazione* a una scelta di testi dal VII al IX secolo curata da D'ARCO SILVIO AVALLE, *Latino «circa romanum» e «rustica romana lingua»*, Padova 1970.

È necessaria a questo punto una precisazione: ho detto, semplificando eccessivamente il problema, che la funzione del latino si identifica con un bisogno di comunicazione per così dire extratemporale e extraspaziale e che al contrario la funzione del volgare è suggerita da necessità di comunicazione immanenti, locali e particolari. In realtà le cose sono molto più complesse di questo. Mi sembra estremamente utile inserire a questo proposito una distinzione che Paul Zumthor faceva anni fa⁶: e cioè quella fra documento e monumento, o meglio fra funzione primaria e funzione secondaria del linguaggio. Il documento ha funzione essenzialmente comunicativa, primaria; mentre il monumento esprime la funzione costruttiva, secondaria. Grossso modo l'atto di espressione orale appartiene al primo stadio, il testo è propriamente pertinenza del secondo. Ciò non toglie però che determinati testi partecipino più del primo che del secondo livello; siano cioè atti di riproduzione per così dire automatica di uno stato di lingua parlata. Così l'Indovinello (è uno degli esempi fatti da Zumthor); testi invece come i Serments de Strasbourg o, per il contesto italiano, i Placiti sarebbero rappresentativi dell'esigenza monumentaria.

Non voglio per ora entrare in merito di queste corrispondenze: mi interessa, prima ancora, di sviluppare questa osservazione di Zumthor per determinare un altro fatto di grande rilievo. Nel livello primario, nel documento, nella trascrizione/registrazione quindi corsiva e mimetica, dobbiamo attenderci una resa, anche se estremamente imperfetta e provvisoria data l'insufficienza del modello appena sorgente, pure abbastanza fedele della realtà linguistica volgare. Si prenda come esempio di ciò la carta di Filadelfia scoperta e splendidamente edita da Ignazio Baldelli⁷: l'aspetto fonologico e quello morfologico si rivelano apertamente toscano-occidentali, così come il lessico, inequivocabilmente ascrivibile ad una precisa zona dialettale: quella pisana. Contrariamente nel livello secondario, nel monumento, l'esigenza di costruzione deve di necessità spingere lo scrivente verso una più prossima modellazione del volgare sul paradigmatico *exemplum* latino. Come conseguenza andranno tendenzialmente eliminati i colori dialettali e ci si preoccuperà di coprire le incertezze del sistema grafico e sintattico, e perfino di quelli fonologico e lessicale. Si vorrà cioè creare l'impressione o l'illusione che la sicurezza e l'invariabilità del modello siano trasmigrati nella copia. È il caso dei Placiti: testo se altri mai manifestante una volontà ferma di costruzione e un desiderio di oltrepassare i limiti storici e geografici dentro i quali avviene la disputa (a scoraggiare, è ovvio, altri eventuali contestatori, vicini e lontani). Tendenza verso una costruzione più solida che si viene a scontrare con l'altra, precedentemente rintracciata, creata dal bisogno di riprodurre un atto di comunicazione locale e momentanea. La risultante di tali forze sarà quel particolare aspetto del testo, autentico sì perché registrato dalla viva voce di persone umane, ma allo stesso tempo pieno di ambizioni che lo possano portare a un superamento del contingente momento storico e lo facciano accettare come espressione di una realtà superdialettale e «interregionale»⁸. La registrazione esiste anche qui come nel livello primario, ma è volutamente sottoposta ad un livellamento, ad una opera-

⁶ *Langue et techniques poétiques à l'époque romane (XI^e–XIII^e siècles)*, Paris 1963. Si vedano soprattutto le p. 31–40. Ma tutto il primo capitolo è fondamentale per lo studio dei problemi qui trattati.

⁷ *SFI XXI* (1973), 5–33. Ristudiata da Castellani con alcune discrepanze interpretative rispetto al Baldelli e con un titolo diverso (Conto navale pisano) alle p. 123–148. Un'osservazione particolare a proposito di questo testo: il nome *Amico* compare preceduto dalla preposizione *ad* (si veda contrariamente a *Oghizione*) in tutte e tre le occorrenze; sarà presumibilmente da dividere come *a d'Amico*.

⁸ È la formula magica escogitata dal BARTOLI per spiegare il *sao* iniziale e aspramente attaccata dal CASTELLANI.

zione cioè di confronto speculare col latino attraverso la quale si riesca ad eliminare le incongruenze (in realtà creandone moltissime nuove e di altro tipo; dovute queste allo scontro di due sistemi linguistici così difficilmente conciliabili) dell'espressione e a dare a questa un andamento più accettabile (per altre comunità linguistiche) e più nobile. Alla luce di questi fatti anche l'Indovinello viene ad assumere, contrariamente alla provvisoria catalogazione di Zumthor, una veste più da monumento che da documento: stanno a dimostrarlo l'ambizione prosodica (sicura, nonostante le operazioni un po' procuste cui è stato sottoposto dal Monteverdi⁹), le incongruenze sistematiche e la volontà di superiore strutturazione.

Per quanto riguarda le coordinate storiche, molto più che per le coordinate geografiche, che pure escludono aree così importanti come quella sarda o subalpina, trovo che la soluzione adottata da Castellani pecca un po' troppo di rigidità nelle sue applicazioni. Il discriminio del 200 (quasi a distinguere, dantescamente, un'epoca di attestazioni più documentarie del volgare del «sì», prima del 200, dalla successiva di prove invece più orientate verso la letteratura) mi sembra che avrebbe potuto essere usato più duttilmente, in modo da consentire lo studio di molti altri testi vitali per poter avere un quadro più completo dell'italiano antico. È vero che si prova la mancanza per l'Italia di studi (tipo quelli di Bernard Bischoff o Guy de Poerck per la langue d'oïl, tanto per intendersi) intesi a datare e localizzare, con maggior precisione di quanto non sia stato fatto fino ad ora, alcuni testi pure venerandi esclusi dal Castellani. Le prove infatti che solitamente fanno la parte del leone nella stragrande maggioranza delle analisi condotte su testi antichi sono di natura essenzialmente linguistica e quasi mai codicologica e interna; prove quindi estremamente infide quando si viene a voler dare sull'unica loro base delle conclusioni valide per la datazione e la localizzazione (sintomatica a questo proposito la discussione Sabatini-Contini sul Glossario di Monza, che Castellani brevemente e criticamente riassume alle p. 48–51). Ma testi di poesia come il contrasto bilingue e il discordo plurilingue di Rambaldo di Vaqueiras, i ritmi laurenziiano, marchigiano (su Sant'Alessio) e cassinese, il pianto campano di Maria sono tutti nettamente e sicuramente dentro i confini del secolo; ciononostante vengono senza ragione plausibile esclusi dalla raccolta. Che se ne debba inferire una biologica antipatia del curatore per il documento poetico? Eppure nessuna descrizione di un qualsiasi stadio di una lingua potrà essere considerata completa senza lo studio fondamentalissimo dei particolari problemi posti dalla strutturazione poetica. Inoltre: Castellani ha fatto benissimo ad escludere ad esempio la carta rossanese perché (a prescindere da tutti i problemi posti dalla sua tradizione manoscritta) recenti studi hanno dimostrato che non si possa far risalire la sua fonte oltre il terzo decennio del secolo tredicesimo; ma forse un'appendice che comprendesse questo e altri testi del genere sarebbe stata auspicabile: si tratta di discussioni che fanno in qualche modo parte ineliminabile dell'incartamento della filologia relativa a questo periodo.

Ed ecco in fine alcune più minute osservazioni. Nella bibliografia andava segnalato il volume di Silvio Pellegrini, *Saggi di filologia italiana*, Bari 1962, dove le analisi sui Placiti e sull'iscrizione di San Clemente appaiono accompagnate da importanti postille. Come pure doveva forse apparire il volume di D'Arco Silvio Avalle (cui si è già fatto riferimento), così risolutivo per una prospettiva metodologica generale nuova, oltre che per il fatto di riprodurre e analizzare documenti italiani. Incomprensibilmente l'antologia di *Testi volgari italiani...* del Monteverdi appare citata nell'edizione ridotta del '35, quella che suscitò un'importante recensione di Contini, e non nell'edizione più ampia e fornita di prefazione pubbli-

⁹ *Saggi neolatini*, Roma 1945, p. 41–58 (si vedano soprattutto le pagine 49–58 dedicate al metro).

cata nel '48. Sempre a proposito di quisquiglie bibliografiche, manca la segnalazione per la Formula di confessione umbra del decisivo contributo di A. Pagliaro, *Il volgare della confessione umbra e del «Cantico di Frate Sole»*, contenuto negli Atti del V Convegno di studi umbri (che vide lo stesso Castellani fra i suoi protagonisti), *I dialetti dell'Italia mediana con particolare riguardo alla regione umbra*, Gubbio 1970. Indugiando ancora un momento su questo testo avrei una congettura da proporre, e riguarda l'interpretazione di *M.*, inteso come «Me accuso» precedentemente e che Castellani più verosimilmente legge come «Miserere»; potrebbe essere invece l'indicazione delle pause e quindi della battute dette dal sacerdote e ripetute volta a volta dai fedeli; si riferirebbe pertanto a «Minister».

Michelangelo Picone



OSKAR PAUSCH, *Das älteste italienisch-deutsche Sprachbuch. Eine Überlieferung aus dem Jahre 1424 nach Georg von Nürnberg*, Wien (Böhlau) 1972 (*Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 111, Veröffentlichungen der Historischen Kommission 1*), 315 p. mit 15 Abb. und einer Karte.

Gleich vorweg: Pausch hat mit dieser schönen Edition der Romanistik einen unschätzbar Dienst erwiesen¹. Seine Ausgabe umfaßt den diplomatisch genau nach der Wiener Handschrift (Österr. Nationalbibliothek Cod. 12514) edierten Text (101–263) sowie davon abweichende Lesarten der etwas jüngeren Münchner Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek, Cod. Ital. 261) (p. 264–289; Konkordanztabelle Wien-München, p. 28–30) sowie dazu mit stupender Sachkenntnis gearbeitete Kapitel über die Kodikologie (p. 27–30) und Paläographie (p. 31–32) der beiden Handschriften, über Kürzungen und diakritische Zeichen (p. 33–35), Inhalt und Aufbau des Sprachbuchs (p. 36–40), seine Stellung innerhalb der Germanistik und Romanistik (p. 39–40) und seine Bedeutung im Rahmen der lexikologischen Tradition (p. 41–48). Es folgen hierauf Bemerkungen über Sprachbücher im allgemeinen (p. 49–52), Angaben zur soziologischen und kulturhistorischen Situation Venedigs *in illo tempore* samt Hinweisen auf die Stellung der Deutschen in der Serenissima (p. 53–70). Eine eingehende Behandlung von Problemen der Textkritik (p. 71–77), der Herkunft des Schreibers (sehr wahrscheinlich ein Italiener; p. 78–82), der dialektalen Eigenheiten der deutschen Textpartie (deutliche bairische Züge, p. 84–88) und der Person des Autors des Sprachbuches (Georg von Nürnberg dürfte tatsächlich in Venedig als Privatlehrer für Deutsch gewirkt haben, p. 89–95) runden den exegetischen Teil ab.

Die beiden erwähnten Haupthandschriften (Wien in Totaledition; davon abweichende Münchner Lesart im Annex) dürften demnach von ein und demselben Schreiber hintereinander in kurzem Abstand verfaßt worden sein (aber nicht in Form einer Abschrift München nach Wien), wobei als gemeinsame Vorlage (leicht voneinander differierende) Kursschriften, bzw. in Venedig als Kursskriften zirkulierende Unterlagen von Schülern Georgs von Nürnberg (oder von ihm selber) gedient haben mögen (p. 73). Verschiebeketten im deutschen Teil des Textes (denen nichts Analoges auf italienischer Seite gegenübersteht) machen als Schreiber einen des Deutschen nicht Mächtigen, also einen Italiener wahrscheinlich. Innerhalb der vom 15. bis zum 17. Jh. recht reichhaltigen bi- oder polyglotten

¹ Cf. auch die kurzen (im Tenor sehr positiven) Anzeigen von POUL HØYBYE, *RR* 9 (1974), 310–311, und *LN* 35 (1974), 61–62.

sprachdidaktischen Literatur (die Pausch ausgiebig durchforstet hat, cf. Liste p. 11–12) nimmt das vorliegende Sprachbuch einen zeitlich wie inhaltlich begründeten Spaltenplatz ein. Gedacht war der Sprachkurs eher für Venezianer², die sich im Fondaco dei Tedeschi als Kaufvermittler oder Sensalen betätigen wollten, doch dürfte er de facto eher Deutschen zur Erlernung des Italienischen (venezianischer Ausprägung) gedient haben, ein Schluß, den die allgemeinen Besitzverhältnisse der Sprachbücher nahelegen (mehr Sprachbücher in deutschem als in italienischem Bibliotheksbesitz).

Der Text selbst präsentiert sich materiell zweispaltig (links der italienische, rechts der deutsche Text, beide also in Sicht) und stellt inhaltlich ein didaktisches Meisterwerk von fallweise sprühender Frische und lebensverbundener Realität dar. Er beginnt – wie könnte es anders sein – mit *Dio – got, pare celestiale – himelischer vater, el fiollo de dio – gocz sun* etc., und endet mit praxisorientierten Dialogen eines deutschen Stoffhändlers und dreier Italiener (Bortolamio, Unterkäufel, Knecht) mit allem Beiwerk, wie Zank um den Preis, Gefeilsche, Kaufabschluß, gemeinsame Freizeitgestaltung, etc. Nicht zu vergessen die abschließende Selbstanpreisung des Kursleiters (Georg von Nürnberg) mit Nennung des Namens und des Datums (1424)³. Einleitend wird – durchaus systematisch – der Wortschatz in Sachgruppenanordnung (keine Überschriften, aber Auflockerung durch dazupassende Sprichwörter italienischer Prägung) schrittweise erweitert, dann kommen Flexion und Konjugation zunächst verkürzt und schließlich mit allen sechs Personen an die Reihe, bis letztendlich der oben erwähnte Konversationsteil (ab Folio 86v, p. 240ss.) beginnt.

Pausch hat dem editorischen Teil noch sehr nützliche Wort- und Sacherklärungen (umfassend historische, germanistische und romanistische Probleme, p. 291–312) und eine ausgreifend orientierende Bibliographie (p. 13–24⁴) beigefügt. Spezielle Beachtung verdient noch der graphisch sich sehr sauber präsentierende Bildteil im Anhang mit Faksimilewiedergaben einzelner Seiten aus von Pausch eingesehenen Sprachbüchern (in handgeschriebener und gedruckter Form) und historischen Ansichten Venedigs (auch auf dem Deckblatt des Buches) und des Fondaco dei Tedeschi.

Den Romanisten interessiert hier unter anderem die Tatsache, daß der vorliegende Text mit seinen zwei Hauptvarianten (Codices Wien und München) von A. Mussafia bereits 1873 für seinen epochemachenden *Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im*

² Cf. dazu die hiefür typische Präsentierung deutscher Homonyme: *el brazo o pouero der arm*, p. 109 (Besprechung der Körperteile), *tossigare op(er) donare v(er)geben*, p. 176 (Hervorhebung durch Mussafia, cf. N 6); besprochen werden u.a. Krankheiten und Unpäßlichkeiten.

³ GEORG VON NÜRNBERG muß demnach über sehr gute Kenntnisse des örtlichen Idioms verfügt haben; z.B.:

155 *lortiga die nessel*

lerba daz chraut

ete chognoscho ben malerba

disse el trumbanto allortiga

ich chenn dich wol pözz crawt

sprach der arczt («Arsch») zu der nessel; cf. dazu das neutrale Sprichwort: *ti riconosco, disse il culo all'ortica*. Derartige Passagen vermitteln eine gute Idee von der sozialen Einbettung des Publikums, dem Georg von Nürnberg Deutschkenntnisse vermittelte (cf. dazu PAUSCH, p. 53–57).

⁴ Empfehlenswerte Ergänzungen dazu wären: G. CRACCO, *Società e Stato nel Medioevo veneziano* (sec. XII–XIV), Florenz 1967; R. MOROZZO DELLA ROCCA, *Lettere di mercanti a Pignol Zucchello (1336–1350)*, Venedig 1957 (cf. dazu A. STUSSI, ID 26 [1963], 148); A. PERTUSI, *La storiografia veneziana fino al secolo XVI. Aspetti e Problemi*, Florenz 1970; G. M. THOMAS, *Diplomatarium Veneto-Levantinum sive acta et diplomata res Venetas Graecas atque Leventinas illustrantia* (1351–1454), Venedig 1880.

*XV. Jahrhunderte*⁵ ausgewertet worden ist. Als Kuriosum sei auch vermerkt, daß die Wiener Handschrift Notizen (mit schwarzer Tinte) von Mussafias Hand trägt, was etwa auf Tafel 10 schön sichtbar ist⁶. Pausch hat überdies sämtliche Notizen Mussafias fein säuberlich im Editionsteil vermerkt.

Da sich seit Mussafias Zeiten in bezug auf einwandfreie Editionen altvenezianischer Texte bis auf die Arbeit A. Stussis⁷ nicht allzuviel getan hat, ist der dokumentarische Wert unseres Sprachbuchs nicht hoch genug einzuschätzen. Zudem erlaubt es seine didaktische Anlage, Verbal- und Nominalparadigmata gänzheitlich zu verfolgen, was – wie bekannt – bei nichtliterarischen Dokumenten nur bedingt oder ganz unmöglich ist. Eine wahre Fundgrube, von deren sprachlichem Wert auch Mussafias (lexikologisch orientierte) Auszüge nur eine schwache Idee geben. Eine erschöpfende Würdigung der Sprache des venezianischen Teils muß einer gesonderten Monographie vorbehalten bleiben, deren Abfassung ein überaus lohnendes Unterfangen wäre⁸.

Zu den deutlichen Septentrionalismen nur soviel ad hoc:

Zum lautlichen Substrat:

-ĀTE, -ĒTE, -ĪTE zeigen durchgehend Verstummen des -T-, -ĀTU (Part. Perf.) nur teilweise (cf. Stussi, p. XXXV–XXXVII)⁹. Es koexistieren daher -a und -ado:

e son leua suso 213; *e ho comprado* 222, auch sonst: *el spuaczo die spaichel* 109; *la perdia die verlust* 142; aber: *el deo der vinger*, dagegen: *ly diedi die vinger*, und wieder: *el diedo grosso der dawm* 110. (Weitere Beispiele, v.a. zu den 5. Personen, cf. weiter unten.)

-D- partiell > -o-¹⁰: *la raise die burcz* («Wurzel») 152.

-T- ansonsten > -d-, v.a. bei Part. Perf.: *nudado ge swumen, la infiadura die gesbulst* 181.

Dafür sind die Geminaten -tt-, -dd- eher selten (vertreten durch -t-, -d-, wie in Oberitalien zu erwarten): *laqua bruta daz virain basser, fredo chalt* 102, aber: *el petto die prust, la tetta*

⁵ A. MUSSAFIA, *Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhunderte*, Wien 1873 (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, phil-hist. Klasse, Denkschriften 22), p. 103–228; neuerdings im Neudruck (Bologna 1964) mit einem Vorwort von C. TAGLIAVINI und exhaustiven, sehr gut gearbeiteten Indices der Formen, der Sachen, der Etyma (auf deutsch) von FR. GYSLING (aus der Schule J. JUDS).

⁶ MUSSAFIA war von 1857 bis 1877 Bibliothekar an der Wiener Hofbibliothek (heute Österreichische Nationalbibliothek).

⁷ A. STUSSI, *Testi veneziani del Duecento e dei primi del Trecento*, Pisa 1965 (fortan zitiert als STUSSI) und *Sui fonemi del dialetto veneziano antico*, ID 28 (1965) 125–142. – Cf. auch weitere Ergänzungen dazu von A. STUSSI, ID 30 (1967), 118–137, und ID 31 (1968), 24–29.

In bezug auf philologische Probleme des Altvenezianischen (im weiteren Sinn, die Terraferma inbegriffen) cf. auch G. INEICHEN, *Die paduanische Mundart am Ende des 14. Jahrhunderts auf Grund des Erbario Carrarese*, ZRPh. 73 (1957), 77–113, und *El libro agregá de Serapiom. Volgarizzamento di frater Jacobus Philippus de Padua*, 2 vol., Florenz 1962–1966. Kapital ferner H. J. FREY, *Per la posizione lessicale dei dialetti veneti*, Venedig-Rom 1962 (cf. dazu speziell die Bibliografia dei testi, p. ix–xii, mit einer vollständigen Aufstellung bislang gedruckter altvenezianischer Texte).

⁸ Generell soll noch auf das Fehlen genuiner Skriptaarbeiten auf der Grundlage italienischer Materialien hingewiesen werden. Zum derzeitigen methodologischen Stand der Skriptologie cf. HANS GOEBL, *Qu'est-ce que la scriptologie?*, Medioevo Romanzo 2 (1975), 3–43; und «Le Rey est mort, vive le Roy», *Nouveaux regards sur la scriptologie*, TLL 13/1 (1975), 145–210.

⁹ Cf. G. ROHLFS, *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti*, 3 vol., Turin 1966–1969 (fortan zitiert als ROHLFS I, II, III). Hier ROHLFS I, p. 273–276.

¹⁰ ROHLFS I, p. 294–295.

daz tutel prustel, neben: *le tete die tutlein* 110; ferner: *la man dreta die recht hant*, aber: *netta rain ib.*

-P-, -B- > -u-, teilweise weiter zu -ø- (cf. Stussi, p. LVI)¹¹: *receuere Enpfachen* 196, alle Imperfekta: *e daseua ich gab* 232, aber: *ou wo* 240, dagegen: *oue hastu wo hastu* 261.

Ähnlich auch -V- > -o¹²: *lua die weinper* 119.

-C- > -g-, selten zu -o- (cf. Stussi, p. LVIII)¹³: *el nievega ez sneit* 103, *el sambugo der holer* 175, aber: *la saita* (< SAGITTA) *doner stral* 102.

Reichliche Metathesen von -r- (cf. Stussi, p. LIX)¹⁴: *intriego gancz* 145, *ay tristri den fawlen* 146, *I interpero der túlmecz* 279.

Durchgehende Palatalisierung der Nexus PL-, CL-, FL-, BL-, GL- (in schroffem Gegensatz zu den bei Stussi, p. LI, belegten konservierten Palatalnexus)¹⁵: *el fiado der aden* 109, *la piuoba der regen* 103, *el fiore die plum* 152, *el piouano der pfarrer* 159.

Hier reflektiert unser Sprachbuch den gegenüber den Texten Stussis (jüngster Text 1321, Tod Dantes) bereits deutlich vergrößerten soziolinguistischen Druck des Toskanischen, abgesehen davon daß ein Lehrbuch, bzw. der darin vorgetragene Standard auf die Ausbreitung überregionaler Neuerungen (Modismen) schon allein aus Gründen der Eigenreklame besonders empfindlich reagiert.

Romanisch *au* > *o*¹⁶: *tola pret* 200, samt Hyperkorrigismen: *loldare loben* 182, *oldire hörn* 183.

-Á] bisweilen (metaphonisch) > -e¹⁷: *fenti chnaben* 258, aber: *el fantolin daz chind* 158.

Vortonig *e* > -i¹⁸: *che uuj vignarj qua daz ir her chumpt* 255.

ÁRIU > -ero¹⁹: *el pomero der appfel pawm*, neben: *el peraro der pirpawm*, aber Plural: *ly pereri* 153 (Metathese; an dieser Stelle befindet sich ein spezieller Handvermerk Mussafias). *el dinaro der phenni(n)g* 129.

Partielle Diphthongierung von Ě²⁰ und Ö²¹: *diebio scholl ich* 250, *quelli dieno die schullen* ('sollen') 230, aber: *nui deuemo wir schullen* ib., *la piera der stain* 127, *el fuego fewer* 101, aber: *la fogara die hertstatt* 117.

Zur Morphologie:

Es fehlt zur Gänze – in logischer Übereinstimmung mit dem kolloquialen Charakter des Textes – das Passato remoto (laufender Ersatz durch Passato prossimo)²².

Der Congiuntivo imperfetto und das Condizionale (gebildet nach dem Imperfekt, cf. oben) sind formal und in der syntaktischen Verwendung verschnitten²³:

11 ROHLFS I, p. 322.

12 ROHLFS I, p. 278–279, 291–294.

13 ROHLFS I, p. 269–270.

14 ROHLFS I, p. 454–455.

15 ROHLFS I, p. 242, 348 (PL-), 249 (FL-), 244–245, 351–352 (CL-), 254–255, 355–356 (PL-), 251 (GL-).

16 ROHLFS I, p. 36, 65.

17 ROHLFS I, p. 43.

18 ROHLFS I, p. 163.

19 ROHLFS I, p. 35.

20 ROHLFS I, p. 121–123.

21 ROHLFS I, p. 148–149.

22 ROHLFS III, p. 45.

23 ROHLFS II, p. 342–353, welcher das Verschnittparadigma nicht erwähnt.

<i>io seraue (stado)</i>	<i>nui seresemo (stado)</i>
<i>tu seressi (stado)</i>	<i>vui seressy (stado)</i>
<i>quello seraue (stado)</i>	<i>quellj seraue (stado) 202.</i>

Endungsidentität²⁴ (fast stets) von 3. und 6. Person, v.a. in der I., II. und III. Konjugation; bei unregelmäßigen Verben unter Dazunahme der 2., aber auch der 5. Person:

<i>e voio</i> Ich will	<i>e do</i> Ich gib/gibz
<i>tu vole</i>	<i>tui da</i>
<i>quello vole</i>	<i>quell da</i>
<i>nui volemo</i>	<i>nui demo</i>
<i>vui vole</i>	<i>vui dadi</i>
<i>quelli vole</i> 203, aber:	<i>quelli dan(n)o</i> 232, ansonsten:
<i>e compro</i> Ich chauff	<i>nui compremo</i>
<i>tu compri</i>	<i>vui compre</i>
<i>quell compra</i>	<i>quelli compra</i> 221–222.

Reichliche Erhaltung des -s der 2. Person bei Pronominalenklise (cf. Stussi, p. LXV)²⁵: *sastu* 104; *astu fredo* 102; *vuostu* 255; *chomo farastu* 255.

Endung -emo für die 4. Person (cf. Stussi, p. XLV)²⁶ (Beispiele siehe oben).

Endung -i für die 5. Person (außer z.B. *vui vole*, 203; *vui dise*, 206) über alle Konjugationen (außer der I.) und Zeiten (außer Futur) durchgeführt (cf. Stussi, p. XXXVI–LXV)²⁷: *vui tasy ir sveigt* 207; *vui cognossi ir chen(n)t* 205; *vui dormi ir slafft* 219, aber: *vui parle Ir redt* 206.

Dieses Phänomen steht in Zusammenhang mit dem Verstummen des intervokalischen -t- und der Metaphonie (mit -i von -tis) (cf. oben und Stussi, p. XXXV–XXXVII).

Verzicht auf die paradigmatische Darstellung des Konjunktivs Präsens (Beispiel nur im Konversationsteil):

no altro se no che tu sia sano e frescho;
Nicht anders wenn daz du gesunt vn frisch seist 258).

Keine Gerundia (anders als bei Stussi, p. LXIX).

Adverbien auf -mentre (cf. Stussi, p. LXIV):

rasoneuelmentre;
villana mentre 133.

Bestimmter mask. Artikel: ausschließlich *el* (Sg.) und *ly* (Pl.)²⁸:

el auzelo, ly auzelly 101;

el becharo, ly bechary (der fleizzhacker) 140–141;

anders als bei Stussi, p. XLIV, wo eine echte Polymorphie (für Lehrbücher «ungeeignet») herrscht.

²⁴ ROHLFS II, p. 256.

²⁵ ROHLFS II, p. 246–247.

²⁶ ROHLFS II, 250–251.

²⁷ ROHLFS II, p. 253–254.

²⁸ ROHLFS II, p. 104–106.

Zu lexikologischen Problemen:

Deutliche Septentrionalismen, bzw. heute noch gebräuchliche Venezianismen liegen vor in: *bondi Misier gueten morgen herr* 257; *anchuo heute* 104; *desmesedare wecken* 192; *AIS IV*, 655 P. 376 I (Venedig Stadt): *dèzmišyá* (Inf.).
desmentigado v(er)gessen 193; *AIS VIII*, 1649 P. 376: *dèzmentegá* (Part. pass.).
ly chaveghi Daz Har 108; *AIS I*, 95 P. 376: *i kavey*.
la rechia daz or 109; *AIS I*, 103 P. 376: *una réca*.
lorbo der plint 159.
el dente masselaro der stokzand 109; *AIS I*, 109 P. 375 (Mirano): *måseáro*.
la tetta daz tutel prustel; *AIS I*, 126 P. 375: *le tête* (Pl.) (cf. *una bella mamola ein hubsche tochter* 260).
*la man zancha*²⁹ 110; *AIS I*, 149 P. 375: *sárka*.
el marangon der zimerman 128; *AIS II*, 219 P. 376: *el marançó*.
la chariega der sessel 118; *AIS V*, 897 P. 376: *karéga*
la bruosa der reiff 103; *AIS II*, 375 P. 376: **a bróza*
larchombe der regenpog 103; *AIS II*, 371 P. 376: *arkobaéno*; die alte Form zeigt Nasal-anaptyxe vor Labial, dürfte mit dem modernen Typ identisch sein.
*la Iessia die chirich*³⁰ 165; *AIS IV*, 783 P. 376: *ćéza*.
la piadana die thiff schussel 117; *AIS V*, 971 (il catino di terracotta – die Terrine) P. 376:
pyadéna.
la pidria der trichter 119; *AIS VII*, 1331 P. 376: *píria*.
el versor der pflegt 168; *AIS VII*, 1434 P. 375 (Mirano): *varşuro*.
le forffede die scher 121, *AIS VIII*, P. 376: **a förfe*.

Bekanntlich erscheint der Stadtstandard der Serenissima (*AIS*, P. 376) des öfteren in toskanischerem Habitus als jener der Terraferma (z.B. *AIS*, P. 375 – Mirano) *el fiollo sun* 101; *AIS I*, 9 P. 376: *fio*; P. 375: *fyóyo*.
el barba der fetter od(er) öheim (Semantik!) 156; *AIS I*, 19 P. 376: *zío*; P. 375: *barba*.
la meda o cusina die muem 199; *AIS I*, 20 P. 376: *zia*; P. 375: *ámia*.
la siuba die al (im Ms. Vermerk von der Hand Mussafias) 152; *AIS II*, 208 P. 376: *θ*; P. 375: *la subia*.
la bregola o uagina die schaid 153; *AIS III*, 538 (il ciocco ‘pezzo di legno’), P. 376: *škéa* (= ‘scheggia’); P. 375: *zbréga*.
la chaneua der cheller 117; *AIS VII*, 1342 P. 376: *kantína*; P. 375: *kán̄eva*.

In all diesen Formen ist also der toskanische Einbruch nach dem 15. Jh. anzusetzen, vorausgesetzt, daß unser Sprachbuch eine entsprechende repräsentative Relevanz besitzt. Auch der umgekehrte Fall ist möglich, daß nämlich der Stadtstandard eine vom Festland (das in diesem Fall geneuert hat) verschiedene Ausprägung zeigte und heute noch zeigt:

el lauro daz leb 109; *AIS I*, 105 P. 376: *lavro*; P. 375: *laváro*.
el chaliger der schuster 136; *AIS II*, 207 P. 376 I: *kàégér*; P. 375: *skarpáro*.
la sonza daz smer 131; *AIS II*, 248 P. 376: *sõnza*; P. 375: *graso* (auch: *sõnzáe*, *sónza*).

²⁹ Cf. dazu C. TH. GOSSEN, *Vénitien «zanco, -a» ‘gauche’ et congénères*, Mélanges G. Straka, vol. I, Lyon-Strasbourg 1970, p. 376–386.

³⁰ Cf. dazu P. AEBISCHER, ‘Basilica’, ‘Eclesia’, ‘Ecclesia’. *Etude de stratigraphie linguistique*, *RLiR* 27 (1963), 119–164; C. TAGLIAVINI, *Storia di parole pagane e cristiane attraverso i tempi*, Brescia 1963.

zigare schreien 184; *AIS VII*, 1607 (ma noi ci sgrida ‘aber mit uns schimpft er’) P. 376: *siga*; P. 375: *kría*.

aguare weczen 128; *AIS VII*, 1406 (si affila la falce) P. 376 I: *gáa*; P. 375: *se áza*.

Interessant sind auch jene Fälle, wo sich das Stratum seit dem 15. Jh. in mehr oder weniger groÙe Entfernung von Venedig zurückgezogen hat.

sutto trucken 175; *AIS III*, 562 Cp (la foglia) p. 397 (Rovigno, Istrien): *foye sóte*.

el cauo daz haupt 108; aber: *taiar la testa chöpfen* 140. Laut *AIS I*, 93 wird die gesamte nördliche Adriaküste von ‘*testa*’ gehalten. Offenbar war die onomasiologische Umschichtung schon im 15. Jh. im Gange.

el panchuogalo der peck 121. *AIS II*, 234 P. 376: *el fornér*; P. 399 (Cherso, Istrien): *pankögola* (neben: *fornér*).

la domada die wochen 106, aber: *la septimana sancta die antlozbochen* 107. Nach *AIS II*, 328 ist der Typ *HEBDOMADA* erst wieder im rätoromanischen Raum lebendig.

Zobiadi pfincztag donerstag 106. Laut *AIS II*, 332 ist das Suffixoid *-di* nördlich des Po weithin abgefallen. Alternatives Hinzutreten von *-di* zeigt sich im Text bei: *domenegadi suntag* 106, aber: *la domenega de olliuo der palm tagt* 107, *domenega euoio andare piß suntagt bill ich ... farn ib*.

agudo nagel 119. *AIS II*, 230: erst wieder in Graubünden (Typ ‘*guata*’).

spesse fiade offt 104. Laut *AIS VIII*, 1636 (é la terza volta) erst wieder im Zentraleladinischen (P. 312, P. 315). Von morphologischem Interesse ist die Endungsvarianz im Plural (Polymorphismus):

una fiada ainstundt 125

noue fiada newn stund

diese fiade zehen stund

dodese fiade zwelfstund. Es handelt sich bei *fiada* um den Typ ‘*la(s) capra(s)*’ (cf. Rohlfs II, p. 27–30), der in Oberitalien reichlich belegt ist (cf. auch Rohlfs III, p. 21–22 mit altlombardischen und altvenezianischen Belegen).

anguan(n)o hewr 188. Nach *AIS*, VII 1247 (quest’anno) kommt dieser Typ (nach Norden hin) erst wieder in Zentraleladinien (P. 305) und in Graubünden vor. Cf. Rohlfs III, p. 267–268, < HINC + HOC + ANNO; cf. auch *anchuo heute* 104, < HINC + HODIE.

Archaismen (laut *AIS* heute nicht mehr gebräuchlich)³¹: *I anguria der erdapfel* (nicht ‘Kartoffel’, *in illo tempore*, 1424!) *AIS VII*, 1372 P. 368 (Pirano, Istrien): *aŋgûre* ‘Wassermelonen’ (Pl.).

el mizuol o uedro daz glazz 120. Cf. *REW* 5628 MÖDIÖLUS; nordital. und ladinische Formen alter und neuer Zeit bringt MUSSAFIA, p. 79, bei.

apassa la fenestra rigel daz fenster 103. Cf. *REW* 6267 PASSARE; wohl aber ist heute noch weit hin das Gegenteil davon gebräuchlich: *auerzi el balchon tu auf den laden* 117, *AIS VIII*, 1626 P. 376 I: *vérzi* (apri).

Doch genug mit diesen Beispielen. Die Konversationspassagen würden noch eine reiche syntaktische Ernte gestatten, v.a. was Aussage- und Fragesätze (Verwendung, bzw. Setzung von Personal- und Interrogativpronomina), Satzellipsen und Anakoluthen angeht.

³¹ Daneben wimmelt es aber auch von ‘lexikologischen Gustostückerln’ erlesenster Art: *Eio son nudop(er) nudo Vnd ich pin mueter nakent*, p. 192; cf. dazu K. BALDINGER, *Mutter(seelen)allein, mutternackt – mère-seul, mère-nu. Ein Beispiel germ.-roman. Wortbeziehungen*, *ZRPh*, 72 (1956), 88–107.

Alles in allem: eine wahre Fundgrube für Romanisten (und wohl auch für Germanisten³²⁾), für deren so saubere Edition Oskar Pausch nicht genug gedankt werden kann.

Hans Goebl



T. E. HOPE, *Lexical borrowing in the Romance languages, a critical study of italianisms in French and gallicisms in Italian from 1100 to 1900*. Oxford (Blackwell) 1971, 2 Bände, XIV + 782 p.

Hope versucht eine Synthese zu geben über die Lehnwortbeziehungen zwischen Frankreich und Italien vom Hochmittelalter bis in die Neuzeit. Beabsichtigt war eine ähnliche Untersuchung über diese beiden kulturell führenden Nationen und ihre gegenseitige sprachliche Beeinflussung, wie sie Mackenzie 1939 über die lexikalische Wechselwirkung zwischen Französisch und Englisch publiziert hat¹. Der Verfasser ist sich bewußt, daß sprachliche Lehnwort-einflüsse nicht ohne die Berücksichtigung sozialer, politischer, ökonomischer und literarischer Gegebenheiten interpretiert werden können. Im Zentrum dieser sprachlichen Studie steht eine Wortschatzuntersuchung, die sich auf eine beachtliche Materialbasis abstützt und eine neue Grundlage künftiger Lehnwortforschung bildet. Die Qualität und Nützlichkeit des vorgelegten Korpus läßt sich anhand der Vollständigkeit des vorgelegten Materials einerseits, an der wortgeschichtlichen Interpretation andererseits beurteilen. Der italienische Einfluß auf das Galloromanische, vor allem zur Zeit der Renaissance, ist dank des *FEW* und verschiedener Spezialarbeiten (z. B. derjenigen von Wind)² schon gut erforscht. Die zitierten französischen Primärquellen (Robert Estienne, Cotgrave, Nicot, Oudin, Ménage, Richelet, Furetière, Savary, Trévoux, Encyclopédie, Mozin und Boiste) dürften nur für jene Lemmata unerlässlich sein, die von Wartburg vor dem Zweiten Weltkrieg für das *FEW* redigiert wurden.

Eine sichere Grundlage einer so monumentalen Untersuchung, wie sie Hope vorschwebte, ist nur zu erreichen bei einer systematischen Auswertung des *FEW*. Diese Arbeit scheint aber nicht geleistet worden zu sein. Es fehlen z.B.:

nfr. *serpeger* v.n. ‘conduire un cheval en lui faisant une piste sinueuse’ (Cotgr 1611 – Trév 1771)

nfr. *terraignol* m. ‘cheval qui est chargé d’épaules et dont les mouvements sont trop près de terre’ (Cotgr 1611), *cheval terragnol* (seit Fur 1690); Entlehnung aus gleichbedeutendem it. *terragnolo*. Bei Ausdrücken wie *serpeger* und *terraignol*, die im 17. Jahrhundert auftreten, wäre auf den Einfluß der italienischen Reitkunst hinzuweisen, cf. auch *cavalier*, *manège*, *volte*, *voltiger* (Hope, p. 268).

Für das Galloromanische bietet das *FEW* eine hervorragende Ausgangslage. Höchstens für die Lemmata der Etyma auf A-B und D-F müßten neuere Publikationen und Ergänzungsmaterialien herangezogen werden. Ganz anders liegen die Verhältnisse im italienischen Be-

³² PAUSCH sieht im deutschen Teil den Anfang einer auf stadtvenezianischem Boden gewachsenen deutschen Sprachtradition.

¹ F. MACKENZIE, *Les relations de l'Angleterre et de la France d'après le vocabulaire*, Paris 1939, 2 vol.

² B. H. WIND, *Les mots italiens introduits en français au XVI^e siècle*, Amsterdam 1928.

reich. Hope schreibt p. 4, daß er nur die ersten beiden Bände des *Grande dizionario della lingua italiana* (Battaglia) berücksichtigen konnte (Band II ist 1962 erschienen). Hope hat sein Werk 1971 publiziert. Schade, daß für den Zeitabschnitt nach ca. 1963 eine Berücksichtigung des neuesten Forschungsstandes nicht mehr möglich war (Band III von Battaglia ist 1964 und Band IV im Jahre 1966 erschienen). Eine einigermaßen vergleichbare Grundlage des italienischen Materials mit dem französischen verlangt die Berücksichtigung italienischer Primärquellen.

Hope gibt p. 3s. folgende exzerpierte Werke an: «A number of lexicographical works were inspected and sifted in detail: the 4th and 5th editions of the *Vocabolario degli Accademici della Crusca*, various editions of the dictionaries of Florio, Oudin, Veneroni, Baretti, Alberti di Villanuova, Cesari, Tramater, Viani, Gherardini, Tommaseo e Bellini (T-Bell.), Ugolini, Fanfani and Arlia, Rigutini, Manfroni, Petrocchi and the *Dizionario moderno* of Panzini (1st, 4th and 9th editions), together with several vocabularies of more limited scope, e.g. G. Boerio, *Dizionario del dialetto veneziano* (1829), Fr. Cherubini, *Vocabolario milanese-italiano* (1839–43), G. Bernardoni's *Elenco di alcune parole oggidì frequentemente in uso, le quali non sono ne' vocabolarj italiani* (1812) and G. Grassi's *Dizionario militare*, 1835».

Diese Auswahl zeigt, daß sich Hope für die Normannenepoche, für die Zeit der Kreuzzüge und für diejenige der Renaissance-Einflüsse fast ausschließlich auf Sekundärquellen stützte. Ebenfalls die beiden einzigen benützten Dialektwörterbücher (Cherubini für das Mailändische und Boerio für das Venezianische) ergeben eine nur bruchstückhafte Auswahl. Wenn wir berücksichtigen, daß geographisch der engste Kontakt zwischen Frankreich und Italien über Savoyen–Piemont ging und die piemontesische Oberschicht bis ins 19. Jahrhundert französisch sprach, hätte es nahe gelegen, wenigstens eine umfassende Quelle dieses Dialektraumes (z.B. das Wörterbuch von Di Sant'Albino) zu exzerpieren.

Bei dieser Ausgangslage erlangen die italienischen Sekundärquellen eine besondere Bedeutung. In jenen Epochen, die für die sprachlichen Kontakte zwischen Frankreich und Italien von besonderer Bedeutung sind, sollte Vollständigkeit angestrebt werden.

Im Hochmittelalter bestanden drei bedeutsame Kontaktbereiche, die den starken kulturellen und auch sprachlichen Einfluß des französisch-okzitanischen Kulturkreises zeigen:

- 1) Süditalien und Sizilien zur Zeit der Normannen, Hohenstaufen (sizilianische Dichterschule) und Anjou
- 2) Oberitalien, speziell Veneto und Venedig (franko-italienische Texte vorwiegend epischen Inhalts)³
- 3) Toskana und Romagna (Dichtersprache des *Dolce stil nuovo*: *Volgarizzamenti*).

Wenn wir uns auf Sizilien und Süditalien beschränken, fehlen z.B. folgende Sekundärquellen: G. Baer, *Zur sprachlichen Einwirkung der altprov. Troubadourdichtung auf die Kunstsprache der früheren italienischen Lyriker*, Zürich 1939.

M. Corti, *I suffissi dell'astratto -or e -ura nella lingua poetica delle origini*, *RALincei VIII* 8 (1953), 294–312 [Hall 2838].

U. Jost, *Die galloromanischen Lehnwörter in Süditalien*, Basel 1967.

B. Panvini, *Le rime della scuola siciliana*, vol. II, glossario, Firenze 1964 [Hall 9219].

P. M. L. Rizzo, *Elementi francesi nella lingua dei poeti siciliani della «Magna Curia»*, *BCSic. I* (1953), 115–130; 2 (1954), 93–151 [Hall 6435].

³ Cf. G. HOLTUS, *Zur franco-italienischen Sprache und Literatur, Forschungsbericht 1959–1974*, *ZRPh*, 91.

G. Rohlfs, *Der sprachliche Einfluß der Normannen in Süditalien*, in: *Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale offerts à M. Maurice Delbouille*, vol. 1, Gembloux 1964, p. 565–574 [Hall 9066].

Ungenügend berücksichtigt ist der Wortschatz der sizilianischen Dichterschule. Es fehlen z.B. folgende Lemmata:

- avenanteze* f., ‘avvenenza’ (Panvini 19)
- corina* f. ‘cuore’ (Panvini 43)
- gioia* f. ‘felicità, favore, amore’ (Panvini 77)
- malvascio* agg. ‘malvagio’ (Panvini 97)
- sagnare* ‘sanguinare’ (Panvini 143)

Für die mittelalterliche Epoche wäre eine Differenzierung wünschenswert zwischen französischen und okzitanischen Entlehnungen im Italienischen; z.B. vermisste ich folgende Ausdrücke der Troubadoursprache, die in die sizilianische Dichtersprache aufgenommen wurden:

- agenzare* ‘dilettare, piacere’ (Panvini 6)
- croia* agg. ‘infelice’ (Panvini 43)
- doglienza* f. ‘dolore’ (Panvini 56)
- dolzore* ‘dolcezza, dolce, compagnia’ (Panvini 57)
- drudo* m. ‘amico’ (Panvini 60)
- gioi* m. ‘gioia, felicità’ (Panvini 77)
- intensa* f. ‘amore’ (Panvini 89)
- sollazzo* m. ‘piacere’ (Panvini 154)
- trovare* ‘poetare’ (Panvini 168)

Spezielle Erwähnung verdiente dabei Giacomo da Lentino, dessen Sprache stark durch okzitanische und französische Elemente beeinflußt ist⁴.

Eine adäquate Beurteilung des französischen Einflusses auf die italienische Sprache des 13. und 14. Jhs. wird erst möglich sein, wenn auch eine lexikalische Auswertung der verschiedenen *Volgarizzamenti* französischer Originaltexte vorliegt⁵.

Bei Lehnwortproblemen ist das erste Auftreten einer Wortform von Bedeutung, vor allem für die Erhellung des historischen und soziokulturellen Hintergrundes. Erstbelege unterliegen aber einer ständigen Revision und die mögliche Präzision ihrer Bestimmung ist weitgehend abhängig vom lexikologischen Forschungsstand einer Sprache. Die Datierungsabweichungen werden für das Italienische größer sein als für das Französische, wenn man die gegenwärtige Forschungslage berücksichtigt. Eine derartige breit angelegte Sammelarbeit ist deshalb für das Italienische von besonderer Wichtigkeit, auch wenn die meisten Erstbelegangaben provisorischen Charakter haben. Hope hat diese Problematik deutlich erkannt, cf. p. 13: «The present survey antedates a number of ‘first attestations’ and will certainly be antedated in its turn.»

Ein zufällig herausgegriffenes Illustrationsbeispiel ist
Hope p. 74: *adesare* ‘to adapt, arrange (archaic)’ / Hope 14.Jh. (Simintendi),
neu: asiz. *adesare* (13.Jh., Panvini)

⁴ Cf. RIZZO, *BCSic.* 2 (1954), 139.

⁵ Cf. z.B. *Marsilio de Padova, Defenso pacis nella traduzione in volgare fiorentino del 1363* a cura di C. PINCIN, Torino 1966, p. 603; Besprechung von P. V. MENGALDO, *Gstli* 145 (1968), 412–416.

Von besonderem Interesse sind die kapitelabschließenden Beurteilungen des Verfassers, welche extralinguistische Gegebenheiten und sprachliche Fakten zueinander in Beziehung bringen (normannische Kolonisation in Süditalien und Sizilien p. 53; Kreuzzüge). Dabei werden auch die erforderlichen semantischen Querverbindungen gezogen (Handelsausdrücke, Ausdrücke der politischen Gewalt, Militärwesen, Hofleben, etc.). Aufschlußreich sind auch graphische Zusammenstellungen, wie z. B. diejenige auf p. 534, welche für das 18. und 19. Jahrhundert zahlenmäßig die französischen Lehnwörter im Italienischen aufzeigt, gegliedert nach semantischen Kategorien (scientific, medical/technology, transport/political, bureaucratic, legal/commercial, financial/house, family, foods/amusements, social/clothing, fashion/military/naval/intelligence, art/exotic/miscellaneous/abstract, general, emotive).

Statistische Angaben müßten freilich auch berücksichtigen, wann kurzfristige Entlehnungen wieder aus einer Sprache verschwunden sind. So fehlt z. B. p. 303 fr. *segquette* f. 'caveçon de fer creux, garni de dents de fer et composé de plusieurs pièces à charnière' (Cotgr 1611 – Oud 1660), das aus it. *segghetta* f. 'petite scie' entlehnt ist.

Eine Zusammenstellung der mittelalterlichen Lehnwörter bleibt fragmentarisch, wenn die mittelalterlichen Quellen nicht systematisch herangezogen werden.

Die Wichtigkeit der mlt. Erstbelege zeigen folgende Beispiele:

Hope p. 113: *otriare* 'to allow, concede, permit' (End 13th cent., Novellino). Der Erstbeleg stammt aus normannischen Quellen, cf. mlt. *otridare* 'autorizzare' (1130 Sizilien, Varvaro, p. 22)⁶

Hope p. 115, s. *piliere*, ist der normannische Erstbeleg nachzutragen: mlt. *pilerius* 'pilastro di un edificio' (Messina 1239, Varvaro, p. 25), sic. *pileri*.

Hope p. 121: *somiero* 'beast of burden, pack-horse'. Der normannische Erstbeleg lautet mlt. *sumerius*, (Sizilien 1171, Varvaro 32), *somerius* (Messina 1239, Varvaro, p. 32), asic. *sumeru* (15.Jh.); zur modernen dialektalen Verbreitung von *sumeri*, cf. Varvaro p. 33.

Nicht aufgeführt bei Hope sind:

mlt. *avenella* 'vicoletto' (Messina 1159, Varvaro, p. 33), *venella* (Messina 1220–1266, Varvaro p. 33), sic. *vanelli* pl. (1361, Varvaro), *vanella* f. (> it. *vanella* seit dem 16.Jh.).

mlt. *bacone* 'prosciutto' (Sella, Curia Romana 1355, s. *cavilherius*); *baco* (1185, Sicilia, Varvaro, p. 8).

mlt. *ballium* 'cortile (di una casa o di una fattoria)' (1194, Sicilia, Varvaro p. 10), asic. *baglu* 14.Jh.; 1519 Scobar, Varvaro, p. 10).

mlt. *bucheria* 'macelleria' (Palermo 1265, Varvaro p. 11).

mlt. *buccerius* 'macellaio' (1167 Bari, Varvaro, p. 11); Sizilien 1338), asic. *vucceri* (1569, FEW 1, 588).

mlt. *dissasire* 'spossessare' (Sizilien 1221 – 1262, Varvaro, p. 30).

mlt. *dodarium* 'dovario; beni dati dal marito e di cui la moglie o i bambini usufruiscono in caso di morte del marito' (Sizilien 1177 – 1428, Varvaro, p. 12s.).

mlt. *grangia* 'granaio' (Sizilien 1131 – 1224, Varvaro p. 13s.), sic. *gancia* 'ospizio di religiosi, grangia' (Varvaro, p. 15).

mlt. *privata maisneda* 'confidenti tra i servitori di un signore' (Sizilien 1177, Varvaro, p. 19), *privata masneda* (Sizilien 1183–1205, Varvaro, p. 19).

mlt. *moncellus* 'mucchio, cumulo' (1095–1252, Sizilien, Varvaro, p. 20s.), asic. *muncellu* 14.Jh., Varvaro, p. 21), *munzellu* (ca. 1330, Varvaro p. 21).

mlt. *ruga* 'strada' (Sizilien seit 1171, Varvaro, p. 26ss.), sic. *ruga, rua*.

⁶ A. VARVARO, *Notizie sul lessico della Sicilia medievale, I. francesismi*, BCSic. 12 (1973), 5–37.

mlt. *sagina* ‘possesso’ (1174–1256, Sizilien), ait. *sasina* (13. Jh., Panvini; Malispini; Fiore; Detto d’Amore; G. Villani, Varvaro, p. 29).

mlt. *sagire* ‘investire, mettere in possesso’ (Sizilien 1185–1194, Varvaro, p. 28s.).

mlt. *stallo* ‘stallone’ (Sizilien 1258, Varvaro, p. 31; Padova 13.Jh.), it. *stallone* (seit 14.Jh., Piero de’ Crescenzi volgarizzato), sic. *stalluni* (seit 14.Jh., Varvaro, p. 31s.).

Wie lückenhaft – wenigstens für das Altitalienische – die von Hope aufgeführten Wortlisten sind, läßt sich für die Sprache Dantes überprüfen. Migliorini hat in der *Enciclopedia Danesca s. gallicismi* jene Wörter zusammengestellt, die sicher oder sehr wahrscheinlich gallo-romanischen Ursprungs sind (unter Ausschluß jener Wörter, die vor dem Jahre 1000 entlehnt wurden). Von den 279 Gallizismen bei Dante fehlen bei Hope 215 (= 77%).

Es sind dies:

abbandonare, abbellare, accismare, accordanza, adesso, adonare, affare, aggradare, aguato, uitarsi, allegranza, allegro, alma, amistà, amistanza, ancidere, anco (‘mai’), *appiare, argento* (‘denaro’), *arrovarare, artiglio, astore, augello, avvenirsi, azzimare;*
balia, beltà (-ate, -ade), beninanza, bugiardo;
cappello (‘ghirlanda’), *caribo, caro* (‘avaro’), *carola, certanamente, comente, compiangersi, conquiso, conto, coraggio, corale, costuma, costumare, costumanza, covrire, croio, crucciare, crucio;*
dannaggio, degnare, discovrire, disire, disgrato, dismisure, dismisuranza, dispitto, dispregiare, dispregiamento, dispregio, divisare, dolzore, donneare, donzella, dotta (‘paura’), *dottanza; erranza;*
fallenza, fazione (‘fattezza’), *fidanza, fino* (‘perfetto’), *fio, flailli, frate;*
gaetto, gaio, gesta, gioia, gioiarsi, giuggiare, giulivo, gradire, grado, grato (sost.), *grifagno, guari, guiderdone, guisa;*
imprenta, imprentare, insembre, intenza, inveggia, inveggiare, ira (‘cruccio’);
leale, lealmente, lealtà, leggiadria, leggiadro, lievre, logoro (‘richiamo in forma di uccello’),
lonza, lum(i)era, lungiamente, lusinga, lusingare;
magione, malestruo, malfatato, mangiadore, maniera, marchese, maritaggio, masnada, medicinare, membrare, menzogna, merzede, meschino, messione, misura, muda;
nimistà, noia, noiare, noioso;
oco (lingua d’oco), *oltracotato, onoranza, oraggio, orgoglio, orgoglioso, orranza, ostale, ostendale, ovrare;*
perduto (‘disperso’), *pesanza, piacenza, piangersi* (‘lamentarsi’), *ploia, poggiare, poiare, possanza, preghiera, preghero, pregiare, pregio, prossimano;*
rancura, rassembrare, reale (‘di re’), *riccore, ricredersi, rima, rimare, rimatore, rimembranza, rimembrare, riparare, riparo, rispitto, roffia;*
sanza, savio, savore, scherano, schiera, scovrire, sdonneare, selvaggio, sembiante, sembianza, sembiare, senno, servaggio, serventesse, sgradire, sicuranza, sicurtà (-ade, -ate), significanza, sobrizzare, soprizzare, sovente, sparviere, speglio, spirituale, spregiare, stile, suppa;
talento (‘voglia’), *tardanza, temenza, tostano, tovaglia, tracotanza, travaglio, trovare, trovatore; umile, unquemai, usanza;*
valente, valere, valore, valoroso, vanare, vassallaggio, vedovaggio, veglio, venagione, vengiare, ver miglio, viaggio, visaggio, vivanda.

Weitere Lücken für das Altitalienische:

abbordare v.a. ‘accostarsi a uno per parlargli’ (G. A. Moniglia, L. Magalotti, A. M. Salvini, cf. Schiaffini, ZRPh. 57, 290)

allarmare ‘dar pensiero o sospetto, mettere in agitazioni’ (Magalotti, F. Corsini, cf. Schiaffini, *ZRPh.* 57, 290)
amar meglio ‘preferire’ (G. Villani; Boccaccio; Algarotti, *LN* 14, 10)⁷
apprendere ‘insegnare’ (Novellino; Esposiz. Salmi; Algarotti, *LN* 14, 10)
prender guardia ‘stare attenti’ (Boccaccio; G. Villani; Algarotti, *LN* 14, 11)
moralizzare (Francesco Buti; Algarotti, *LN* 14, 11)
serioso agg. ‘serio’ (Boccaccio; Algarotti, *LN* 14, 11)
strieve pl. ‘staffe’ (Boccaccio; Amorosa Visione; Filocolo; Teseida, *LN* 21, 44).

Bei der von Hope gewählten Problemstellung sind für die Gallizismen in Italien zweifellos die Lehnwortbeziehungen im 18. Jh. von besonderer Bedeutung. Deshalb ist es bedauerlich, daß lexikalische Spezialarbeiten, die sich mit diesen Interferenzerscheinungen beschäftigen und ausgewertete Primärquellen vorlegen, nicht lückenlos berücksichtigt sind.

Ich denke dabei an folgende Studien:

- M. Cigna, *I gallicismi nel Raguet di Scipione Maffei*, *LN* 18 (1957), 63–68.
P. Zolli, *Retrodatazioni di francesimi settecenteschi*, *LN* 25 (1964), 11–17.
P. Zolli, *Francesismi nel linguaggio politico italiano alla fine del '700*, *LN* 26 (1965), 16–19.

Nach 1971 erschienen sind folgende italienische Arbeiten, die in vorbildlicher Weise die Primärquellen zugänglich machen:

P. Zolli, *L'influsso francese sul veneziano del XVIII secolo*, Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, Venezia 1971.

A. Varvaro, *Notizie sul lessico della Sicilia medievale, I. francesismi*, *BCSic.* 12 (1973), 5–37.

Methodologisch fragwürdig scheint mir die fast alleinige Berücksichtigung des Schriftitalienischen unter Vernachlässigung der Dialekte (ausgenommen Cherubini für Mailand und Boerio für Venedig). Die Lehnbeziehungen zur Zeit der Normannen und Anjou in Südalitalien und Sizilien z. B. können ohne dialektale Quellen kaum umfassend dargestellt werden⁹.

Bei der Behandlung des normannisch-angiovinischen Einflusses in Sizilien und Südalitalien fehlen z. B. folgende Dialektformen: südit. *accattari* ‘comprare’, *buccèri* (*vuccèri*) ‘macellaio’, *buffetta* ‘tavola’, *custurèri* ‘sarto’, *fumèri* ‘letamaio’, *jumenta* ‘cavalla’, *luèri* ‘locazione’, *lumèra* ‘luce’, *simana* ‘settimana’, *racina* ‘ragione’.

Auf die Vermittlerfunktion des Piemontesischen, des Mailändischen, Venezianischen und Sizilianischen verweist der Verfasser nur vereinzelt, z. B. p. 621.

Schwierig zu erfassen sind jene Gallizismen, die nur sporadisch in der Schriftsprache auftreten, aber in einzelnen Dialekten weiterleben. cf. ait. *regretto* m. ‘rammarico’ (Sassetti), lucch. *regretto* ‘rimpianto’ (Schiaffini, *ZRPh.* 57, 290).

Die Bedeutung der italienischen Dialekte für die französischen Lehnwörter ist zum erstenmal umfassend untersucht worden für das Venezianische des Settecento durch P. Zolli: *L'influsso francese sul veneziano del XVIII secolo*, Venezia 1971. Die Arbeit von Zolli zeigt eindrücklich, daß Synthesen, wie sie Hope vorschwebten, erst möglich sind, wenn vertiefte Detailstudien vorliegen, die für einzelne Zentren die Kontaktmöglichkeiten beider Sprachen und Kulturen untersuchen.

⁷ M. V. SETTI, *Francesismi trecenteschi nella lingua di F. Algarotti*, *LN* 14 (1953), 8–13.

⁸ Diese Arbeit wird von Hope, p. 422, erwähnt, ist aber für die Materialsammlung nicht systematisch ausgewertet worden.

⁹ U. JOST, *Die galloromanischen Lehnwörter in Südalitalien*, Basel 1967.

Hope präsentiert sein Wortmaterial diachronisch in 5 Abschnitten: Mittelalter (bis 1500), 16. Jh., 17. Jh., 18. Jh., 19. Jh. Innerhalb der einzelnen Abschnitte erfolgt eine alphabetische Anordnung der Lemmata, für das Mittelalter getrennt in Wörter lateinischen Ursprungs und Wörter fränkischen Ursprungs. Im Gegensatz etwa zu B. H. Wind verzichtet der Autor auf eine Gliederung nach semantischen Kriterien, da ihn die z.B. von Salverda de Grave, Wind oder Terlingen verwendeten semantischen Unterteilungen (wie *publique*, *vie sociale*, *vie privée*, etc.) nicht befriedigten. Das von Hallig-Wartburg geschaffene *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie* wird leider als mögliche Alternativlösung nicht erwogen. Die Einteilung nach Jahrhunderten weist den Nachteil auf, daß bei allfälligen Vordatierungen, welche die Jahrhundertgrenze überschreiten, das entsprechende Wort im vorhergehenden Kapitel stehen müßte und statistische Auswertungen einzelner semantischer Kategorien Verschiebungen erfahren.

Solche Veränderungen betreffen z.B.:

- p. 331 *cariglione* ‘peal of bells’ (Hope: Oudin 1640), neu: *carilon* (Ferrara 1593, *LN* 28, 109).
- p. 378 *àuna* ‘archaic linear measure; ell’ (Hope: 1777), neu: *alna* (1664, Gallina 325)¹⁰.
- p. 461 *abregè* ‘précis, brief account’ (Hope: 1860), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 65).
- p. 472 *bignè* ‘culin.: fritter’ (Hope: 1846), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).
- p. 473 *bivacco* ‘milit.: bivouac (temporary camp); also night patrol’ (Hope: 1831), neu: vor 1685 (Rinaldi, *LN* 19, 40).
- p. 474 *boite, boatta* ‘box’ (Hope: *boeta* 1859), neu: *boheta da litre* ‘cassetta postale’ (Este 1518, cf. Bertoni, *ARom.* 9, 122).
- p. 475 *bordò* ‘Bordeaux wine; usually claret, as in English’ (Hope: vor 1850) neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna *LN* 18, 66).
bouquet ‘bouquet of flowers; aroma, esp. of wine’ (Hope: 1841), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).
- p. 480 *cascialotto* ‘zool.: sperm-whale’ (Hope: 1875), neu: 1771 (Savary, cf. Peter, *LN* 33, 81).
- p. 486 *corsè* ‘fashions: corset, stays’ (Hope: 1846), neu: 1709 (Zolli 29), *corcet* (1717, Zolli 29).
cotiglione, cotillon ‘dance: cotillon’ (Hope: 1892), neu: venez. *cottiglion* (ca. 1770, Zolli 12).
- p. 487 *croccante* ‘culin.: kind of crisp almond cake, and similar sweets’ (Hope: 1837), neu: *crocande* 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66), venez. *croccante* (ca. 1770, Zolli 13).
- p. 492 *entremets* ‘culin.: side-dish, sweets’ (Hope: earlier 19th cent.), neu: 1773 (Faccioli, *cucina* II, 280)¹¹.
- p. 494 *frac* ‘evening dress (men’s)’ (Hope: 1851), neu: 1766 (*LN* 13, 112).
- p. 496 *giambone* ‘culin.: ham’ (Hope: 19.Jh.), neu: *sambòn* (1747, Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).
- p. 505 *massacrare* ‘to massacre’ (Hope: 1812), neu: 1756 (Zolli 191); *massacrato* (1747, Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).

¹⁰ A. GALLINA, *Contributi alla storia della lessicografia italo-spagnola dei secoli XVI e XVII*, Firenze 1959.

¹¹ E. FACCIOLE, *Arte della cucina, libri di ricette; testi sopra lo scalco; il trinciante e i vini, dal XIV al XIX secolo*, Milano 1966, 2 vol.

- p. 506 *meringa* ‘culin.: meringue’ (Hope: *marenga* 1850, *meringa* end 19th cent.), neu: *marenga* 1797 (Faccioli, cucina II, 308).
- p. 513 *pelusce* ‘text.: plush’ (Hope: 1853), neu: padov. *pelucco* (1663, Zolli 67), *pelucho* (1676, Zolli 67), it. *peluzzo* (Savary 1771, Zolli 67).
- p. 515 *placca* ‘metal plate, plaque’ (Hope: 1812), neu: venez. *placa* (ca. 1771, Zolli, p. 13). *plafone* ‘ceiling of a room’ (Hope: 1877), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).
- p. 517 *proprietà* ‘cleanliness, tidiness, clean’ (Hope: 1877), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, Cigna, *LN* 18, 67).
- p. 518 *renna, renne* m. ‘zool.: reindeer’ (Hope: 1835), neu: 1771 (Savary, cf. Peter, *LN* 33, 82).
- p. 519 *rideau* ‘curtain’ (Hope: *ridò* 1846), neu: 1747 (Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 66).
- p. 521 *scaloppa* ‘culin.: escalope (de veau)’ (Hope: 1895), neu: *escalope* 1766 (Faccioli, cucina II, 266, 267, 301).
- p. 524 *sonda* ‘naut.: lead-line, sounding rod’ (Hope: 1812 (= scandaglio), neu: Pulci (*Morgante*, *LN* 12, 39).

Nicht aufgeführt bei Hope sind folgende Gallizismen:

- bel spirito* ‘homo o donna in possesso di una cultura letteraria che fa valere con raffinatezza’ (1747, Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 65)
- complotto* m. ‘congiura, cospirazione, intrigo’ (seit 1805, Battaglia; venez. seit ca. 1756, cf. Zolli, *LN* 30, 112s.)
- venez. *gondon*, it. *condom* ‘preservativi per i rapporti intimi’ (seit ca. 1770, Zolli 13)
- deserto* ‘ultima portata di un pranzo’ (1747 Maffei, *Raguet*, cf. Cigna, *LN* 18, 64)
- elettrizzare* (seit 1746, Zolli, p. 182).

Es folgen einige Detailbemerkungen und Hinweise, die aufzeigen möchten, in welcher Hinsicht eine Vertiefung und Präzisierung der Angaben von Hope möglich ist.

- p. 27 *accort*. Circumspect; affable, obliging.
1444 D.G. Original meanings ‘wary, shrewd, circumspect’, as in Italian. Modern senses ‘affable, obliging, and trim, sprightly’ appear 17th cent. onwards. < It. *accorto*, well attested 13th–early 14th cent. (Bonagiunta, Fr. da Barberino, Dante, etc.).

Die Bedeutung *accort* ‘affable, obliging’ ist sekundär und gehört nicht zu den mittelalterlichen Entlehnungen. Fr. *accort* ‘affable’ ist vor dem 17. Jh. belegt, vgl. fr. *accort* adj. ‘avenant, aimable, gracieux’ (seit ca. 1530, ‘surtout au fém.’ Ac 1932 – Lar 1960, *FEW* 14, 87a). Auch der von Hope angegebene Erstbeleg in der Bedeutung ‘circumspect’ 1444 (DG) ist vorzudatieren: vgl. *accort* adj. ‘avisé, adroit, habile’ (Entrée; ChristPis; BPériers – Trév 1771, *FEW* 14, 87a).

Als italienische Belege des 13.–14. Jh. werden Bonagiunta, Fr. da Barberino, Dante angegeben. Interessant wäre der Hinweis, daß *accorto* ‘valido’ schon in der sizilianischen Dichterschule belegt ist (Panvini, p. 557).

- p. 27s. *arsenal*. Naval dockyard.

Archenal 1395 *Le Saint voyage de Jerusalem du Segn. d'Anglure* (Tobl.-Lomm.); *arsenac* 1459 *Relation de Jean de Chambes, envoyé de Charles VII à Venise* (D.G.); *arsenal* late 15th cent. Ph. de Commines, *Mém.* (La Curne). All refer to the Arsenal at Venice. Also *arsenail*, *arsinal*, *arcenal*, 15th and 16th cent. < It. (Venetian) *arzanà*,

acc. to Vidos, who discusses this word and *tarsenal, darse* (q.v. below) at some length (*op. cit.*, p. 199–206). The gist of Vidos' argument is that Arab. *dār-sinā* was borrowed and subsequently disseminated by three separate naval interests in Italy: Venice (*arzanà, doc.* in a Venetian decree of 1307; source of Fr. forms in *-al, -ac*), Genoa (*darsana*, source of forms with initial *d*, whence Fr. *darse*) and Pisa, whence OIt. *terzanà*, appearing in OFr. as *tarsenal*, 13th cent. Ph. de Novare, *Assises de Jerusalem*.

Der Erstbeleg *archenal* 1395 (Le Saint voyage de Jerusalem du Segneur d'Anglure) ist nicht so eindeutig zu datieren, cf. «entre 1396 et 1412» (Arveiller, *ZRPh.* 88, 412). Bei den Formen *arsenac* (1459 Relation de Jean de Chambes, envoyé de Charles VII à Venise, DG) und *arsenal* (late 15th cent. Ph. de Commynes, Mém. [La Curne]) dürfte es sich um den gleichen Beleg handeln¹². – Afr. *tarsenal* wird – *FEW* 19, 39 folgend – mit 13. Jh. Ph. de Novare, *Assises de Jerusalem*, verzeichnet. Dieser Beleg findet sich aber nicht in den *Assises de Jérusalem* ch. 314, wie Du Cange, Godefroy und andere Lexikologen angeben. Arveiller hat nachgewiesen, daß Du Cange diesen Beleg bei G. Thaumas de la Thaumassière, *Assises et bons usages du royaume de Jérusalem* gefunden hat und sich dieser Beleg auf eine in Zypern redigierte Urkunde aus dem Jahre 1362 bezieht. Eine Entlehnung der pisan. Form *tarsana* erscheint für das Amtsfranzösisch Zyperns unter dem König Pierre I^{er} (1362) als wahrscheinlich. Für die Vermittlung orientalischen Wortgutes übernahm Italien nur eine Vermittlerrolle. Dabei ist die Bedeutung französischer und südfranzösischer Kauf- und Seeleute, die sich in den verschiedenen Mittelmeerhäfen aufhielten, kaum zu überschätzen.

p. 72 *Mariscalco, maniscalco* must be accepted both on grounds of dating and phonology as a Langobard or Frankish borrowing (771 in a Langobard document).

Das schwierige Problem, ob bei einzelnen germanischen Etyma langobardischer oder fränkischer Einfluß vorliegt, verlangt die Einbeziehung sprachgeographischer Kriterien und eine Untersuchung der mittellateinischen Formen und Graphien¹³. Bei *mariscalo, maniscalo* ist jedenfalls eine Differenzierung nötig, da der Beleg *Ado marscale* aus dem Jahre 771 möglicherweise eine langobardische Form ist, gegenüber *marescalcus* und *manescal*, als Bezeichnung eines merovingischen oder karolingischen Würdenträgers fränkischen Ursprungs.

p. 91 Bei der Besprechung von *ceraldo* ‘charlatan, snake – charmer’ < afr. *charai(t)* nimmt Hope als Etymologie lat. CHARACTER an. Wahrscheinlicher scheint mit lat. CARAGIUS ‘Zauberer’ unbekannten Ursprungs, cf. *FEW* 2, 353 b.

p. 268 bespricht Hope Ausdrücke des Handelswesens, welche im 16. Jh. vom Französischen entlehnt wurden. In diesem Zusammenhang könnte man speziell auf das italienische Bankwesen hinweisen, cf. *faillite* (1566 < it. *fallita*), *escompte* (1597 < it. *scontare/sconto*), *risque* (1578 < aus it. *riscio* – heute *rischio*).

p. 588: Bei den lautlichen Interferenzproblemen wäre auch der Ersatz von fr. stimmhaftem *z* durch ital. *dž* zu erwähnen, vgl. *aise* > *agio*, *gris* > *grigio*, *malvais* > *malvagio*.

¹² Cf. R. ARVEILLER, *ZRPh.* 88 (1972), 406: (ca. 1459) «Vint le duc a nostre logis avec mile ou cinq cens gentilhommes, et nous mena veoir l'arsenac où est l'artillerie de la ville» de Venise, JEAN DE CHAMBES, in E. DUPONT, *Mémoires de Philippe de Commynes*, Paris 1840–1847; II, 409 N; cf. *Gdf* 8, 191 b.

¹³ Cf. G. ROHLFS, *Fränkische und frankoromanische Wanderwörter in der Romania*, in: *Festgabe Ernst Gamillscheg zu seinem 65. Geburtstag*, Tübingen 1952, p. 111–128.

p. 609: Bei der Aufzählung der charakteristischen Suffixe italienischer Lehnwörter im Französischen sollte neben *-ade* (p. 601–609) auch auf das Adj. Suffix *-esque* (*burlesque, grotesque*) hingewiesen werden.

p. 745: In der Bibliographie vermisste ich:

P. CIUREANU, *Parole commerciali francesi di origine italiana*, 1952 [Hall 1440].

CH. SARAUW, *Die Italianismen in der franz. Sprache des 16. Jahrhunderts*, Jena und Leipzig 1920.

B. E. VIDOS, *Italianismi francesi adattati diventati italianismi crudi*, in: *Omagiu Rosetti*, Bucureşti 1965, p. 989–991.

Meine Besprechung dürfte gezeigt haben, daß im einzelnen neuere Detailergebnisse verschiedene Retouchen an der Arbeit von Hope ergeben. Das Gesamtbild aber, das der Verfasser entworfen hat, wird in seinen großen Zügen Bestand haben. Beide Bände bilden ein willkommenes Nachschlagewerk, wenn auch für das Mittelalter die Lücken zahlreich sind und die Dialekte nur sporadisch herangezogen werden.

Methodologisch führen regional und chronologisch begrenzte Untersuchungen, die sich auf Primärquellen abstützen, weiter als verfrühte Versuche einer großangelegten Synthese. Bei aller Anerkennung für die zuverlässige und wertvolle Kompilations- und Interpretationsarbeit des Verfassers scheinen mir – wenigstens für den italienischen Bereich – die lexikologischen Grundlagen nicht geschaffen zu sein für eine abschließende Beurteilung dieser komplizierten Lehnwortbeziehungen.

Max Pfister



JOSEPH PALERMO, *Le roman d'Hector et Hercule. Chant épique en octosyllabes italo-français*.

Édité d'après le manuscrit français 821 de la Bibliothèque Nationale de Paris avec les variantes des autres manuscrits connus, Genève-Paris (Droz) 1972, 167 p. (*Textes littéraires français* 190).

Als Grundlage seiner Edition des 2044 Verse umfassenden *Roman d'Hector et Hercule*¹ wählt Palermo die Handschrift P (Paris, B.N., f.fr., 821, ff. 1r°–12v°) vom Ende des 13., Anfang des 14. Jhs., die dem Archetyp des Romans am nächsten kommen soll (S. 29); nur in Ausnahmefällen, bei evidenten Fehlern, bei korrupter Überlieferung des Textes (S. 51), greift er auf die übrigen drei den Roman vollständig enthaltenden Manuskripte F, O und V zurück (Florenz, Bibl. Riccardiana 2433, 14. Jh.; Oxford, Bodl. Canonici 450, 14. Jh.; Venedig, Bibl. Marciana, cod. fr. XVIII (= 231), 2. Hälfte 14. Jh.²); hinzu kommt das Fragment R (Rom, Vat. lat. 14740, 172 Verse, 14. Jh.³). Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Romans («Analyse», p. 15–17) und der aus den entsprechenden Bibliothekskatalogen entnommenen Vorstellung der Manuskripte (F: Catalogo della Mostra di codici

¹ In der Literaturgeschichte auch angeführt als *Enfances Hector*, *Roman d'Hercule* (oder *d'Herculés*), *d'Hector de Troyes*, *de la Mort d'Hercule*, *d'Hector et Philéminis*, *d'Hercule et Philéminis* (so bei Godefroy).

² V wurde bereits ediert von ADOLFO BARTOLI, *I Codici Francesi della Biblioteca Marciana di Venezia, Archivio Veneto* 3 (1872), 331–366.

³ Ediert von PIO RAJNA, *Un frammento delle «Enfances Hector» da un codice perduto*, R 51 (1925), 542–554.

romanzi delle biblioteche fiorentine, O: Henricus O. Coxe, P: Catalogue de la Bibliothèque du Roi, de Paulin Paris, R: Rajna, V: Ciampoli) besteht der Rest der Einleitung aus einer wortwörtlichen Übernahme der Ergebnisse aus Palermos bisherigen beiden Studien⁴ zum *Roman d'Hector et Hercule* (p. 27–30 = 1965 p. 688–691 zur Handschriftentradition mit Stemma; p. 31–32 = 1965 p. 687–688 und p. 32–39 = 1965 p. 691–695 zur Sprache der Manuskripte⁵; p. 39–44 = 1966 p. 1283–1286 zu den Quellen; p. 45–51 = 1966 p. 1288–1292 zu Metrik und Komposition des Romans).

Wie bekannt, sind die überlieferten Manuskripte alle in Italien geschrieben worden und weisen dementsprechend italienische Einflüsse auf, die jedoch verschieden stark sind und sich analog zu der von P. aufgestellten Chronologie der Handschriften verhalten (P-O-F-R-V; gegenüber 1965, p. 690, sind die Angaben zu F und V verändert worden, statt jeweils 15. Jh. jetzt 1. Hälfte 14. Jh. bei F und 2. Hälfte 14. Jh. bei V). Es überrascht nicht, daß Palermo dann aus dem vorgeschlagenen Stemma die chronologische Reihenfolge der Manuskripte herauslesen kann, nachdem der Zeitfaktor bereits vorher als Kriterium bei der Aufstellung des Stemmas mitgegolten hat; wahrscheinlich liegt vor dem gemeinsamen Ausgangspunkt *a* (12.–13. Jh.) der überlieferten Handschriften noch ein Manuskript *x* als eigentlicher Archetyp des Romans; die Entscheidung darüber, ob vielleicht noch eine zweite Familie *y* von Manuskripten, die sämtlich verlorengingen (S. 30), vorgelegen hat, sei ins Belieben von Palermo gestellt. Im Kapitel zur Sprache wiederholt Palermo seine 1962 bzw. 1965 erhobene Forderung, für die «langue mixte – un français bourré d'italianismes» (S. 31) der Handschriften anstelle von *franco-italien* den Terminus *italo-français* zu verwenden, ohne jedoch an dieser Stelle weiter in die Problematik einzutreten. Zwar ist es richtig, daß gegenüber der geläufigen Annahme, auch der Archetyp sei bereits in Italien verfaßt worden, die Möglichkeit eines französischen Ursprungs aufgrund der von Palermo angeführten Belege insbesondere zur Reimbildung und zur Verbalendung nicht ausgeschlossen werden kann, doch verwundert es, wie dezidiert Palermo dann folgert, daß der Archetyp des Romans geschrieben sei in der «langue littéraire francienne, stylisée et un peu archaïque, exploitée par un poète originaire de l'est de la France, qui a su enrichir le lexique de la langue littéraire des apports de son parler régional et de sa connaissance d'autres dialectes romans» (p. 38–39; cf. p. 51). Es ist – vorläufig noch – nicht einzusehen, warum die französischen und östlichen Elemente nur als der direkte Einfluß eines Dichters dieser Herkunft gelten und nicht als integrierter Bestandteil der franko-italienischen Literatursprache gewertet werden können; zumindest bleibt die Frage, ob es neben der überlieferten franko-italienischen Handschriften des *Roman d'Hector et Hercule* ein rein französisches Original gegeben hat, das erst mit der Tradition des *Roman de Troie* nach Italien gelangte, beim heutigen Stand der Forschung unentschieden: Palermos Schlußfolgerungen können zwar den Tatsachen entsprechen, was aufgrund seiner bisherigen Untersuchungen auch durchaus naheliegt – auf einer konsequenten Beweisführung beruhen sie jedoch nicht.

In den Editionsprinzipien (p. 51–52) erklärt Palermo, daß die Graphie der Handschrift P genau bewahrt bleibe und nur die Unterscheidung von *i/j* und *u/v* dem modernen Gebrauch angepaßt worden sei; die metrische Diärese werde durch Trema gekennzeichnet, die Interpunktions entspreche mehr den heutigen Regeln, der kritische Apparat sei auf ein Minimum

⁴ JOSEPH PALERMO, *La langue franco-italienne du «Roman d'Hector et Hercules»*, in: *Actes du X^e Congrès international de linguistique et philologie romanes*, Strasbourg 1962, Paris 1965, p. 687–695; JOSEPH PALERMO, *Aspects «romans» des «Enfances Hector»*, in: *Mélanges offerts à René Crozet*, Poitiers 1966, vol. II, p. 1283–1292.

⁵ Eine linguistische Analyse von V bietet WILHELM MEYER (-LÜBKE), *Franko-italienische Studien III: Das Lied von Hector und Hercules*, ZRPh. 10 (1886), 363–410.

reduziert. Dem 2044 Verse und 66 Laissen umfassenden Text von P folgen die Schlußverse aus F (2045–2047), O (2045–2055) und V (2045–2049)⁶ sowie – als kritischer Apparat – die Varianten der übrigen Handschriften (mit Ausnahme rein graphischer Differenzierungen, p. 125–141)⁷, ein Verzeichnis der Eigennamen (p. 143–145)⁸, eine Liste von 20 *proverbes, dictons et maximes* (p. 147–148)⁹, ein «glossaire voulu utile» (p. 52) auf den Seiten 149–158 sowie schließlich die bibliographischen Angaben (*Articles, Ouvrages littéraires, Ouvrages linguistiques, Ouvrages de référence, Catalogues et Répertoires*, p. 159–164).

Bei der Textwiedergabe ergeben sich im Detail einige Unstimmigkeiten. Die Verwendung des Tremas wird, da sie auf keinen kohärenten Editionsprinzipien beruht, nicht konsequent gehandhabt: Vers 1057 statt *feist* lies *fēist*; wenn *pröece* (z.B. Vers 1373, 1416, 1423), warum dann *poez* (z.B. Vers 1478, 1620, 1624), zumal wenn *pöez* (Vers 1822)? Der Akzent bei *Prés* (Vers 1248) widerspricht der sonst von Palermo geübten Praxis, einsilbige Wörter nicht zu akzentuieren; der *accent grave* bei *après* (Vers 851) steht im gesamten Text nur an dieser Stelle. Über die Nützlichkeit, die ansonsten durchaus nicht immer regelmäßige Silbenzahl (die Einleitung gibt darüber keine genaue Auskunft) durch einen Eingriff in den Text herzustellen, kann man geteilter Meinung sein ([*e*]sparagne, Vers 1759); in Vers 1822 liegt wohl ein Versehen vor (*Portez pöez en main la flor / De pröece et d'ardimant*; cf. auch Vers 1134: *Ne sai soment je soie vent*; überhaupt wären an einigen Stellen erklärende Bemerkungen des Herausgebers notwendig gewesen, insbesondere Vers 945 und 1407). Über eventuelle Abkürzungen in der Handschrift erfährt der Leser nichts¹⁰.

Die Zusammenstellung des Glossars mit der Aufnahme zahlreicher geläufiger Wörter und Formen des Altfranzösischen ließe sich in der von Palermo durchgeföhrten Art durch pädagogische Überlegungen rechtfertigen; für eine Einschätzung des Textes im Rahmen der Lexik des Franko-Italienischen wäre die Berücksichtigung folgender Belege (überhaupt nicht nur von P, sondern auch von V, O und F) vorteilhaft gewesen: *angombreman* 336, *apertament* 1223, *auberge* 223, *balestre* 228, *da* 1528, 1648, 1649, 1652, *demandance* 1964, *engombremant* 480, *engombremans* 1460, *engombremant* 1583, evtl. *entance* Var. 398, *flagelle* 83, *flor* s.m. 1754, *front* s.f. (?) 776, *an genoilon* 1499, 1961, *nemis* Var. V. 316, *ond* Var. V 638, Var. FOV 1261, *ont* 1227, 1330, *pentir* 1754, *rier* 355, 367, *scripture* 580, 1815, *smeraut* 865, *sparviers* 1945, *spee* 1035, 1290, *sperons* 1739, *spoire* 1534, *sveilla* 469, *vantage* 796, *visaire* 1546, 1932; *ansir* steht auch 1122, *com* auch 776, 1449, 1577, 1804, 1929, *ensir* auch 1443, *luz* auch 557, *spalles* auch 849; *bestre* 1004 im Reim; ob *nacres* 1883 feminin ist, geht aus dem Text nicht hervor (vgl. *Entrée d'Espagne*, ed. Thomas, Glossar, s.v., u.a.); *nansi* 978 wäre wohl ein weiterer Beleg für *ansir*; im Text steht Vers 345 *spaurir*, nicht *spaurir*; Meyer(-Lübke)¹¹ gibt als Belege für *tesor* in V die Verse 418, 481 (so richtig statt 482) und 1569, die Angaben fehlen im Variantenverzeichnis und im Glossar (vgl. *Entrée* Glossar, *Aspremont*, ed. Bekker 1841, IV 1288, VI 796, 1079, *Pharsale*, ed. Wahle 1965,

⁶ Vers 2046 von V enthält die bemerkenswerte Angabe *Da Portviel Guiaume sui*.

⁷ Die Angaben zu Vers 398 erscheinen höchst merkwürdig: während es im Text heißt *En vos aider metrai puisance / Contre celui que tuit sentanze* (397–398), gibt Palermo im Variantenverzeichnis an: 398. c. *qi tot sa entance P.* (p. 127); wieso im Text *que tuit*, einmal abgesehen von *sentanze*?

⁸ Als Variante zu *Herculés* und *Herculez* wäre auch *Hercules*, Vers 1107, mit aufzunehmen.

⁹ An drei Stellen, Vers 2047, 1663, 1526, entspricht die Graphie nicht der des Textes, statt *Bien*, *qui*, *Justise* lies *Buen*, *qi*, *Justice*.

¹⁰ Cf. dazu GEOFFREY MELLOR, *Some Comments on the text of the Franco-Italian Roland, Modern Language Review* 61 (1966), 401–408, auch zum Gebrauch des fliegenden Punktes und des Bindestrichs, cf. z.B. *Sel* Vers 1068, *Qil* Vers 1980.

¹¹ MEYER (-LÜBKE), *ZrPh.* 10 (1886), 407.

2110, *Marco Polo*, Kap. 25, etc.). Des weiteren sind für einen Vergleich z.B. mit dem Lexikon der *Entrée* (vgl. das Glossar Thomas) und anderen franko-italienischen Texten insbesondere folgende Belege, die P. auch im Glossar angeführt hat, hervorzuheben: *acort, alberge, ansir, asigé, aubor, avoire, baliste, brie, bruel, caison, com, cum, doplier, ensir, esmater, frain, galons, leng, lus, luz, nacres, sconjur, sentance, sol, thon, tubes, valimant*.

Abgesehen von der allgemeinen literarhistorischen Bedeutung des Textes stellt Palermo im Rahmen der Bemühungen, sämtliche Manuskripte aus dem Bereich des Franko-Italienischen zugänglich zu machen¹², um so zu einer exakten Analyse des sog. Franko-Italienischen zu gelangen, mit der Edition der Pariser Handschrift des *Roman d'Hector et Hercule* und dem Verzeichnis der Varianten von Oxford, Florenz (und Venedig) der Forschung ein weiteres nützliches Hilfsmittel für einen späteren Thesaurus des Franko-Italienischen zur Verfügung¹³.

Günter Holtus



VOLKER ROLOFF, *Reden und Schweigen. Zur Tradition und Gestaltung eines mittelalterlichen Themas in der französischen Literatur*, München (Fink) 1973, 220 p. (*Münchner Romanistische Arbeiten* 34).

«Der Wissende redet nicht, der Redende weiß nicht.» «Der Sinn, von dem man sprechen kann, ist nicht der Sinn.»

So heißt es im 4. Jh.v.Chr. bei Lao-Tse (*Tao-tê-king*, I bzw. LVI). Gedanken zum Schweigen finden sich in indischen, ägyptischen Weisheitsbüchern, im Alten Testament, im Talmud und in der griechischen Philosophie. Mit «Reden und Schweigen» hat sich Volker Roloff ein altes aber eher selten beachtetes – weil schwer greifbares – Thema gewählt. Er weiß sich am Anfang seiner Studie in einer paradoxen Situation (und zieht den Rezessenten mit hinein), denn wer über das Schweigen redet, stellt sich in Tradition derer, denen Reden fragwürdig erscheint. Ohne Zuhilfenahme verschiedener Spielarten von Paradoxie und Dialektik werde es deshalb nicht abgehen, bemerkt der Autor mit einem Anflug von Selbstironie. Denn, fährt er fort, jedes Schweigen, das beachtet sein will, kehrt zur Sprache zurück und so besteht in vielen der untersuchten Texte ein auffälliger Abstand zwischen dem unsprachlichen Schweigen und dem sprachlich kunstvoll formulierten Lob des Schweigens. Konsequenterweise wählt er sich deshalb gleich eine Polarität zum Thema: *Reden und Schweigen*. Nicht umsonst gehören ja bei Albertanus von Brescia und Brunetto Latini eine *ars tacendi* ganz natürlich in den Rahmen der Rhetorik. Wenn Harald Burger¹ neulich «neben der Wissenschaft des Ausgesprochenen eine Wissenschaft des Unausgesprochenen» gefordert hat, so lässt sich hier an ihrer literarischen Anwendung einiges davon ablesen, wenngleich sie als Theorie weitgehend impliziert bleibt.

Untersucht wird die Meinung des Ungesagten und diese (aus dem Kontext gewonnene) Meinung wird in Beziehung gesetzt zur (leichter zugänglichen) Meinung des explizit formu-

¹² Cf. die jüngsten Editionen von CARLA CREMONESI und ALBERTO LIMENTANI.

¹³ Einige wenige Druckfehler z.B. p. 11 N 1 (statt *de lies di*, statt 339: 331), p. 12 N 5 (*di*), p. 18 (*codici, Meyer, franç.*), p. 25 (*codici*), p. 33 (*voyelle bis*), p. 160, p. 163; cf. inzwischen auch KURT BALDINGER, *ZrPh.* 88 (1972), 688–689.

¹ *Offenes, Verdecktes, Verschwiegenes in der Sprache*, *NZZ* Nr. 145, 26. März 1972.

lierten Textes. Ungesagtes ist damit zu einem paradoxen Modus des Sagens zurückgeführt – es geht um die «éloquence de silence», wie Pascal sagt. Implizit fungiert also das Schweigen in der vorliegenden Studie als Mittel des sprachlichen Ausdrucks im weiteren Sinne. Der Interpret substituiert sich in diesem Fall dem Autoren und sagt an seiner Stelle und für ihn, was dieser im Schweigen ungesagt gelassen hat (bzw. mit dem ausgesprochenen Nichtsagen sagen will) – er füllt die ausgesparte Stelle aus. Das ist, in einem sehr allgemeinen Sinne, die für Interpretation charakteristische Art, Schweigen in Sprache zurückzuführen. Es wird also den konkreten Manifestationen eines Themas (Schweigen) nachgegangen und gefragt, welche Relevanz diese für den jeweiligen Inhalt des untersuchten Werkes haben – für die vom Werk intendierte Meinung.

Daneben aber, und so wie sich Sartre das «néant» nur *innerhalb* des Seins denken kann «comme un ver», ließe sich das Schweigen als inneres Gegenmoment einer Poetik denken. Die bewußte Abgrenzung gegen eine solche poetologische Perspektive und die Beschränkung auf das Schweigen als Thema mag man bedauern, wird aber anerkennen müssen, daß mittelalterliche Texte zu einer Beschränkung auf das dargestellte Schweigen einladen², und daß diese auch ihre Vorteile hat: Eine allzu abstrakte Entwicklung der Funktion des Schweigens birgt nur allzuleicht die Gefahr einer Auflösung des zu untersuchenden Phänomens in das Nicht-Sein der Sprache, darin sind wir mit dem Autor einig. Diese Ansicht wird vom *bibliographischen Überblick*, den Volker Roloff seiner Studie voranstellt, auch bestätigt: Die betrachteten Studien sind um so überzeugender, je mehr sie das dargestellte Schweigen interpretieren³. Die Besprechung der Sekundärliteratur durch den Autor kann als exemplarisch gelten, sie zeugt von einer bewundernswerten Belesenheit, und die ausführlichen Kommentare zur verarbeiteten Literatur werden jedem größte Dienste erweisen, der sich mit verwandten Problemen beschäftigt.

Das Reden vom Schweigen beginnt nicht erst mit dem Mittelalter und ist nicht das Privileg der Literatur. Deshalb untersucht der Autor in den ersten vier Kapiteln die Tradition unseres Themas, um sich in die Lage zu versetzen, in den drei letzten Kapiteln der Rolle des Schweigens bei Chrétien de Troyes (*Erec et Enide, Perceval*) und in verschiedenen mittelalterlichen Erzählungen und Romanen (*Parzival, Peredur, Willehalm von Orlens, Uberto e Philomena, Robert le Diable*) nachzugehen.

In seinem *ersten Kapitel* über die Traditionen des Schweigens untersucht der Autor *Antike Muster des Schweigens* (die archetypischen Vorstellungen wie: magische Stummheit, Schweigen als Merkmal des Göttlichen und seiner Macht, des Todes und der Erlösung, erscheinen in verschiedenen Religionen und Mythen und in typischen Märchen- und Traumbildern), *Schweigeregeln in mittelalterlichen Klöstern* (erheiternd der Hinweis auf das extreme Schweigegebot bei den Kartäusern und Trappisten, das prompt wegen der Realität des täglichen Lebens zu einer das Schweigen aufhebenden Zeichensprache führt), *Argumente für das Schweigen in der christlichen Literatur* (das Zügeln der Zunge steht in engem Zusammenhang mit der Einschränkung der Sinne überhaupt), *das mystische Schweigen* (Unterscheidung von innerem und äußerem Schweigen), *Reden und Schweigen in der weltlichen Didaktik* (in diesem Bereich der Lehrschriften und Exempla tritt das Thema nicht selten in Verbindung mit der Frauensatire auf, zuweilen auch in parodistischer Umkehrung), *Sprichwörter, Sentenzen und ‘Mon-*

² «Die Darstellung des Schweigens ist nicht notwendig Ausdruck der Skepsis gegenüber der Sprache – die Dialektik von Reden und Schweigen kann thematisch werden, auch ohne daß der Dichter den Bezug zu seinem eigenen ‘Reden’, d. h. seiner Dichtung herstellen möchte. Dies wird vor allem für die mittelalterliche Literatur zu beachten sein» (ROLOFF, p. 17).

³ Das wirklich harmlose Buch von MAX PICARD ist ein beredtes – um nicht zu sagen wortreiches – Gegenbeispiel dazu.

tagen' in der altfranzösischen Literatur (interessant hier der Hinweis auf die Tatsache, daß literarische Texte nicht selten clichéhaft mit dem Lob des Wortes anheben, um mit dem Lob des Schweigens zu enden – man sieht, daß poetologische Perspektiven wenigstens am Rande doch ins Blickfeld treten).

In den Kapiteln II: *Verschiedene Fassungen der 'Vita Secundi', des schweigsamen Philosophen* und III: *Motiv und Motivation des Schweigens in der Rahmenerzählung des 'Roman des Sept Sages'* geht es um zwei im Mittelalter weitverbreitete Werke als konkrete Beispiele für den Niederschlag, den die didaktische Tradition in der Literatur gefunden hat. Für die bereits hier durchaus komplexe Einstellung zum Schweigen nur zwei Muster: Der Held der *Vita Secundi* schweigt zwar, seinem Gelöbnis treu, standhaft auf alle Fragen Kaiser Hadrians, gibt aber schriftliche Antworten auf religiöse Fragen. Das Schweigegebot an den Königssohn in der Rahmenerzählung des *Romans der sieben Weisen* ist Anstoß für die *Erzählfreude* der sieben Weisen, denen es durch Erzählen von Geschichten gelingt, die Todesstrafe bis zum Ablauf der vorgeschriebenen Schweigezeit auszusetzen. Dabei ist das Schweigen seltsamerweise zunächst Mittel zur Abwendung einer drohenden Lebensgefahr (numinoser Art) und provoziert dann die Todesstrafe des königlichen Vaters. Diese Spannungseinheit der beiden gegensätzlichen Wirkungen derselben Grunderscheinung im Inhaltlichen ist zugleich Motor der Erzählspannung und hat damit auch eine ästhetische Funktion: die Spannung der Erzählung in Worten wird durch das ausgemacht, was nicht gewortet ist. Die zunächst nur thematische Negierung des Wortes wird zur Triebfeder der Erzählung als Wortgebilde, ein Paradox, das auf viele Erzählungen mit Schweigemotiv zutrifft. (Wir tun hier nichts anderes, als einem bei Roloff mehrfach anklingenden Gedanken präzisierend Relief zu verleihen.)

Das Schweigen selbst und andere Motive in den beiden als Beispiele (in den Kapiteln II und III) gewählten Erzählungen orientalischen Ursprungs zeigen Affinitäten zu typischen Märchenmotiven. Dies veranlaßt Roloff in seinem 4. Kapitel Märchenmotive als zweite Hauptquelle (neben der didaktischen Tradition) für Schweigemotive in der altfranzösischen Literatur zu untersuchen. Da eine Besprechung aus volkskundlicher Sicht in einem der nächsten Faszikel von *Fabula*^{3a} bevorsteht, kann ich mich auf die literarische Sicht beschränken. Der Autor weist mit Recht darauf hin, daß die Beziehung zwischen psychologischer Märcheninterpretation (vor allem der Jungschen Schule) zur literarischen Interpretation nicht problemlos ist: Der Hinweis auf archetypische Grundvorstellungen genügt nicht als Ansatz oder Ergebnis der Interpretation. Hauptvorwurf an die Adresse der psychologischen Interpretation ist ihr Absehen 1. von den grundlegenden Bedingungen und Formen der Erzähltechnik (nur summarisch ausgeführt und deshalb unseres Erachtens ohne die bei Roloff sonst gewohnte Überzeugungskraft) und 2. die Abstraktion von den historischen Bedingungen des literarischen Werks. Am Ende des Kapitels werden aber die Beiträge der Psychologie zur literarischen Interpretation behutsam akzeptiert⁴.

Mit dem 5. Kapitel gelangen wir zum Korpus des Werks, der eigentlichen literarischen Interpretation des Themas, zunächst anhand Chrétiens *Erec und Enide*. Es ist zusammen mit dem 6. Kapitel unzweifelhaft der originellste Teil der Arbeit und als wirklich neuer Beitrag zur literarischen Interpretation zu werten. Den bisherigen Interpretationen wird vorgeworfen, sie gingen vielfach von einem hypothetischen «arrière-plan» aus, suchten auf illegitime Weise

^{3a} RUDOLF SCHENDA, *Fabula* 15 (1974), 131 ss. Cf. auch die Rezension von MAX LÜTHI, *Zeitschrift für Volkskunde* 71 (1975), 272–276.

⁴ Den einheitlichen Archetyp aller Märchen mit Schweigemotiv gebe es nicht, aber so viele Übereinstimmungen, daß archetypische Zusammenhänge anzunehmen «nicht abwegig erscheint» (ROLLOFF, p. 113).

nach «unausgesprochenen Hintergedanken» (!), oder setzten die Suche nach Märchenmotive kurzerhand mit Deutung gleich. Zu wenig sei bisher die Gedankenverbindung zwischen Zungensünde (*Enides*) und Schweigegebot (*Erecs*) beachtet worden: Das Schweigen *Enides* hat nach Meinung des Autors seinen Sinn als Buße für den Übermut der Sinne. Im Roman ist ausdrücklich von «*trop parler*» und «*trop aimer*» die Rede. Aber kommen wir zu seinen Hauptthesen: er stellt einen seltsamen Abstand zwischen Wort und Tat im Roman fest. Davor ausgehend, sucht er nach einer einheitlichen Interpretation, die auch diesem Faktum gerecht würde. Den Bruch des Schweigegebots betrachtet er im Unterschied zur bisherigen Kritik nicht nur als Liebesbezeugung *Enides*. Der wiederholte Bruch, so argumentiert er, ist Voraussetzung für das glückliche Ende: Das ist geradezu eine *Umkehrung* des traditionellen Lobs des Schweigens. Trotzdem aber erscheinen Abenteuer und Situationen als Exempla für die Vorzüge des Schweigens – jedoch *nur im Spiegel* von *Enides* Monologen⁵. *Erecs* Forderungen (Schweigegebot) und *Enides* «Interpretationen» (in Anlehnung an die Tradition der Exempla) werden durch die Romanhandlung als Ganzes in Frage gestellt: Daß Schweigen besser gewesen wäre als Reden, ist wohl *Enides* abschließende Überzeugung, aber nicht die (viel nüancenreichere) Folgerung des Romans^{5a}. Die Darstellung Chrétiens laufe also darauf hinaus, die Ambivalenz von Verhaltensmustern, Werten und Begriffen (wie Reden und Schweigen, Tugenden und Lastern) zu verdeutlichen. Zwar ist auch in *Erec und Enide* das Thema Reden und Schweigen an Märchenmotive einerseits, Formeln der mittelalterlichen Didaktik andererseits gebunden. Aber, so wird gefolgert, Chrétien will nicht im traditionellen Sinne belehren, sondern zur kritischen Diskussion anregen. Bei der ersten Lektüre mag einen die Frage streifen, ob hier moderne Denkkategorien unzulässig auf das Mittelalter übertragen werden. Unseres Erachtens lässt die stringente Beweisführung Roloffs im weiteren Verlauf der Studie klar werden, daß solche Zweifel unbegründet sind.

Überzeugend ist nicht zuletzt die Übereinstimmung der Deutung von *Erec und Enide* mit jener *Percevals* im 6. Kapitel. Auch hier ein ähnlich komplexes Verhältnis zu dem uns interessierenden Thema. Wir greifen nur zwei Punkte heraus: Perceval hat im entscheidenden Moment nicht geredet: Redezwang tritt hier an die Stelle von Schweigegebot. Aber Percevals Frage ist inhaltlich unwichtig, sie hat den Charakter eines Zauberworts. Beliebiges Reden und Fragen hätte nicht genügt, nur die spezielle Frageformel. Damit hat sich Perceval nicht nur zwischen Reden und Schweigen zu entscheiden – solch einfache schwarz-weiß-Situationen sind für die Exempla der (religiösen und weltlichen) Didaktik charakteristisch, diese gerät damit auch hier ins Zwielicht der Ironie. Geschickt verbindet der Autor die Episode mit den drei Blutstropfen im Schnee (tranceartige Personenheit *Percevals*) mit der Frageverfehlung des Anfangs: hier schweigt er (beinahe mystisch) entrückt auf die unstatthafte Fragerei, dort ist das Ausbleiben der statthaften Frage Grund für das Ausbleiben der (entrückenden) Erlösung: Eine ähnliche Ambivalenz wie bei *Erec und Enide*. Die «Queste» ist Folge dieser *beiden*, dialektisch miteinander verbundenen Episoden, einer negativen und einer positiven Spielart der im Grunde gleichen magischen Stummheit.

Die im letzten (7.) Kapitel untersuchten späteren Texte zeichnen sich durch eine weniger komplexe, gradlinigere Behandlung des Themas aus, was selbstverständlich kein negatives Qualitätskriterium zu sein braucht, wie Roloff selber betont. Hier findet sich nicht mehr ein didaktischer Überbau, der im Laufe des Romans relativiert wird, die Überlagerung verschie-

⁵ Ein expliziter Hinweis auf die doppelte Erzählperspektive (*héros/narrateur*) fehlt, soweit ich sehe.

^{5a} Ähnliche Gedanken bei JOHN F. PLUMMER, «*Bien dire et bien apprendre*», in *Chrétien de Troyes' "Erec et Enide"*, R 95 (1974), 380ss.

dener Interpretationsschichten führt nicht wie bei Chrétien zur Aufhebung vorgegebener Bedeutungen, sondern bleibt in der Konformität kirchlich-weltlicher Lehrmeinungen. Insbesondere bei Rudolf von Ems werden die vorgegebenen Motive (z.B. Schweigegebot) zur Stützung einer umfassenderen Tugendlehre gebraucht.

In einem abschließenden historischen Ausblick wird gezeigt, wie, parallel mit dem Nachlassen des Glaubens an den Sinn der stummen Duldsamkeit im späteren Mittelalter, die Zweifel am Sinn der bis anhin hochgeschätzten Schweigeprobe zunehmen. Bei Rabelais wird die Schweigeregel der Klöster kurzerhand ins Lächerliche gezogen. Daneben bewahren andere Erzähltexte auch im 16. Jh. das (positive) Märchenschema des Schweigemotivs.

Der Studie Volker Roloffs, die ausgehend von der Polarität Reden und Schweigen ihre Interpretation auf 'zwei divergierende Koordinaten'⁶ bezieht, kann attestiert werden, daß sie die grundlegende, bisher wenig beachtete Bedeutung des Themas in der mittelalterlichen Literatur in sehr überzeugender Weise aufzeigt. Daß zum Motiv des Schweigens sehr oft das Verschweigen der Motivation⁷ gehört, war nur eine der besonderen Schwierigkeiten, die der Autor in seiner Studie mit Geschick meistert. Dieses Aussparen der Motivation (der Terminus «Offenheit» in diesem Zusammenhang erscheint mißverständlich) nimmt der Autor in vielen Fällen als Indiz für den ursprünglichen Tabucharakter des Schweigemotivs, der zunächst verdrängt, dann durch sekundäre Motivationen überlagert werde. Damit ist angedeutet, daß Schweigen im Mittelalter wesentlich mit Sprachtabu zu tun hat, wogegen sich in der Moderne das Gewicht auf die Sprachskepsis verlagert. Das ist auch der Grund, weshalb das mittelalterliche Schweigen in ästhetischer Hinsicht weniger ergiebig ist als jenes in modernen Texten. Dafür spielen traditionell vorgegebene formelhafte Behandlungen des Themas eine wesentliche Rolle. Die Verschiedenheit der Fragestellung in mittelalterlicher und moderner Literatur sei damit nur angedeutet.

Jeder, der sich mit ähnlichen Problemen (auch in der modernen Literatur) befaßt, ist Roloff zu großem Dank verpflichtet, dafür, daß er eine so solide Grundlage für weitere Studien bereitgestellt hat, dafür daß er die existierende Literatur so umfassend verarbeitet hat, und vor allem dafür, daß seine Arbeit nicht nur seriöse Grundlagen, sondern auch (insbesondere in den Kapiteln über Chrétien) originelle Ergebnisse, lies: neue Interpretationszusammenhänge, zu bieten hat. Eine ernsthafte Philologie braucht nicht steril zu sein, hier jedenfalls ist sie es nicht. Überzeugend wird gezeigt: auch Unausgesprochenes ist literarisch relevant.

Sven Siegrist



A. HAUDRICOURT – A. JUILLAND, *Essai pour une histoire structurale du phonétisme français avec une préface d'A. MARTINET*, seconde édition révisée, Den Haag-Paris (Mouton) 1970, 135 p. (*Janua linguarum, series practica* 115).

Es handelt sich hier um eine textlich und stilistisch¹ leicht geänderte Fassung der ersten Auflage (Paris 1949). Dazugekommen sind außer dem Vorwort von A. Martinet (p. 13)

⁶ 1. die Tradition der mittelalterlichen Didaktik (Kap. I), 2. die Märchenmotive (Kap. IV).

⁷ Einer der Gründe, weshalb die Studie wesentlich auf Kontextbezogenheit fußen mußte.

¹ Zum Beispiel ed. 1949; p. 56: conservation des oppositions *ana:anna (-n:-nn-)* – ed. 1970; p. 62: transphonologisation des oppositions *-n-:-nn-*.

eine Zusammenfassung (Conclusions: La fragmentation du latin vulgaire, p. 121–124) und ein Index des auteurs (p. 134–135). Ferner sind die (in Arbeiten frz. Autoren oft sehr zahlreichen) Zitiermängel in der Bibliographie ausgebessert worden. Ansonsten hält sich das Buch bewußt auf dem wissenschaftlichen Stand von 1949, was auch in der keineswegs à jour gebrachten Bibliographie² zum Ausdruck kommt. Dies mag wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Autoren – gemessen an der inzwischen erfolgten Entwicklung der romanischen Sprachwissenschaft – keinen Anlaß sahen, ihrer einmal geäußerten Meinung neue Argumente hinzuzufügen, sie also mit anderen Worten ihr Buch für einen «Klassiker» halten. Dem kann beipflichten wer will (vieles spricht auch dafür). Fest steht jedenfalls, daß – wie Martinet auch treffend im Vorwort (p. 13) sagt – die Romanistik eher nicht die Walstatt der Strukturalisten geworden ist, wie übrigens auch nicht der Generativisten. Darin liegt ein Vorteil und ein Nachteil. Zum einen entwöhnt sich das rezipierende Fachpublikum des laufenden Umdenkens und – sit venia verbo – «verknöchert» dabei, wird dadurch aber auch von epistemologischen Erdbeben (oft messianischer Ausprägung, cf. die TG) und ihren desorientierenden Folgen verschont. Das wiederum beläßt den Forschungsschwerpunkt im Empirischen, wie es einer polyglotten und daher zur Komparation berufenen Wissenschaft geziemt.

Daß aber trotzdem Büchern wie dem vorliegenden eine echte Klassikerrolle zufällt, beruht auf ihrer inneren Kohärenz und methodologischen Spannung, die sie von etablierten Sehweisen absetzt. Und dies war vollgültig 1949 der Fall. Wenn hier zu Beginn (p. 17) den Junggrammatikern (natürlich nicht zu Unrecht) Atomismus vorgeworfen wird, den erst die Strukturalisten durch Faktenverbund zu einem System überwunden hätten, so ergibt sich zwangsläufig die Frage, ob nicht die (als geschlossen gedachten) Sprachsysteme der (Sprach-)Strukturalisten ihrerseits Teil übergreifender Makrosysteme werden können³. Eigenartig erscheint dabei aber, daß der Strukturalismus sich kaum bemüht, tradierte Fragen (etwa: warum Sprachwandel und nicht Sprachstillstand?, außer- und/oder innerlinguistische Steuerung des Lautwandels?) in seinen Umdenkprozeß einzubeziehen⁴. Im übrigen

² Als allerwichtigste Marksteine sind dazu zu vermerken: E. A. BELL, *The emergence of nasal vowel phonemes in French*, Univ. Texas 1962. – U. FRANK CHEN, *Essai sur la phonologie française. Evolution structurale du vocalisme*, Paris 1973. – H. LÜDTKE, *Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus*, Bonn 1956. – A. MARTINET, *Economie des changements phonétiques. Traité de phonologie diachronique*, Bern 1955 (31970). – L. ROMEO, *The Economy of Diphthongization in Early Romance*, Den Haag 1968. – H. G. SCHOGT, *Les causes de la double issue de E fermé tonique libre en français*, Amsterdam 1960. – F. SCHÜRR, *La diphthongaison romane*, Tübingen 1970 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 5) (Zusammenfassung und Abschluß der auf metaphorischer Basis beruhenden Diphthongierungstheorien Schürrs). – P. SPORE, *La diphthongaison romane*, Odense 1972. – W. v. WARTBURG, *La fragmentation linguistique de la Romania*, Paris 1967 (nunmehr auch englisch: *The development and divergence of Romance languages*, London 1974). – H. WEINRICH, *Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte*, Münster 1958.

³ Eine derartige Frage konnte sich deshalb *in illo tempore* nicht stellen, weil mit der Anwendung des strukturalistischen Methodenapparates auf einen «Fall» dessen heuristische Kraft als konsumiert angesehen wurde.

⁴ Cf. HAUDRICOURT-JUILLAND, p. 121–122: «Avant de conclure, deux points de méthode demandent à être éclaircis.

Lorsqu'en présence de deux dialectes de structure analogue, *A* connaît un changement *X* qu'il ignore son voisin *B*, il s'agit de déterminer pourquoi le changement ne s'est pas produit ou propagé dans le dialecte adjacent. Le plus souvent, les linguistes cherchent à justifier ces fragmentations par des barrières ethniques, historiques ou géographiques, par l'action d'un substrat, adstrat ou superstrat, c'est-à-dire à l'aide de facteurs de nature «extra-linguistique». La perspective structurale permet ce-

fällt auf, daß fast alle der schon vorher bei den Junggrammatikern (cf. H. Pauls *Prinzipien*) beobachteten Postulate tel quel wiederkehren. So operiert der Strukturalismus:

wertungsmonopolistisch («Meine Methode ist die richtige und genügt vollauf für die Erklärung»),

deterministisch (Faktum X⁵ setzt, unhinterfragt, durch sein katalytisches Hinzutreten ein System in Bewegung, das sich gemäß ihm – und nur ihm allein – innenwohnender Prinzipien verändert),

homöostatisch (der Idealzustand der sprachtheoretischen Schau besteht in der Annahme eines in sich ruhenden, bzw. wieder – nach gewissen Umschichtungen – in Ruhe gekommenen und als geschlossen gedachten Systems).

Die Problematik des Hinzutretens Systemverschiebungen erzeugender Fakten (cf. oben «Faktum X») bleibt ungelöst und muß an Nachbarwissenschaften abgeschoben werden⁶.

Doch will uns scheinen, daß in diesem methodologischen Immobilismus ein deskriptiver

pendant de poser de tels problèmes dans des termes nouveaux. En effet, tout comme l'objet de la phonologie n'est pas constitué par des phonèmes indépendants mais par des systèmes de phonèmes, la phonologie diachronique n'étudie pas des changements isolés mais des séries de changements dans le cadre des systèmes qui les régissent. Dans notre cas, il se peut qu'un autre changement *Y* ait eu lieu dans les deux dialectes, qui, pour des raisons à établir, s'est produit en *B* avant de se réaliser en *A*. Or, si le changement *Y* a modifié la structure de *B* de façon à bloquer le changement *X*, l'iso-glosse qui sépare les deux dialectes apparaîtra comme «accidentelle» ou «contingente», autrement dit, elle ne trouvera aucune justification dans une barrière ethnique, historique ou géographique. L'interprétation diachronique d'une fragmentation dialectale ne demande pourtant pas toujours le recours à des facteurs extra-linguistiques, à un substrat, adstrat ou superstrat quelconque, puisque la justification de la frontière peut être fournie par le léger décalage initial du changement complémentaire dans les deux dialectes. (v. chap. III, le rapport entre les changements /a > e/ et /u > y/ à Novellara et à Castelnuovo del Monte; et chap. IX, entre /k* > tš*/ et /au > ou/ en Picardie et Wallonie).

Du point de vue linguistique, un changement phonétique n'affecte pas le système aussi longtemps qu'il n'aboutit qu'à la création d'une variante combinatoire ou d'un archiphonème. En effet, ces changements ne représentent pas un «instantané» de la vie du langage, mais une durée. (Les phonéticiens, qui parlent de «changements en cours», se représentent ces phénomènes de manière assez confuse). Un changement phonétique n'est linguistiquement achevé, c'est-à-dire «consigné» dans le système, qu'au moment où un changement phonétique complémentaire (v. chap. VII, VIII et IX) ou un changement de structure phonologique (v. chap. II et IX) libère la variante combinatoire pour lui permettre de figurer dans tous les contextes pertinents et de participer ainsi à des oppositions significatives. Ce fait est décisif pour la chronologie relative aussi bien que pour l'interprétation des divisions dialectales.»

Und wie steht es hier mit der Frage nach dem Warum des *changeement*, das A betrifft und B nicht; oder nach dem *léger décalage initial... dans les deux dialectes*, etc.?

⁵ Symptomatisch ist hiefür jener beinahe pantokratisch wirksame Assimilationsschritt *[ay > ou], durch den sowohl die Vokalsysteme Frankreichs und Norditaliens als auch deren Konsonantsysteme (z. B. Erhaltung des velaren [k] < C + A im pikardisch-normannischen Raum) determiniert werden (cf. HAUDRICOURT-JUILLAND, p. 23–25, 104–107, 123). Bezeichnenderweise unterlassen es die Autoren, diesen Wandel per Karte zu lokalisieren.

⁶ HAUDRICOURT-JUILLAND, p. 25–26: «Les facteurs contingents sont extérieurs non seulement au système, mais aussi à la nature humaine: ethniques, sociaux, politiques, culturels, religieux, etc., ils ne valent que pour l'ensemble d'une langue, dialecte ou parler dans la mesure où ils varient dans le temps et l'espace.»

Freiraum nur für einen eng begrenzten, typenideal entschlackten Teil der Wirklichkeit vorhanden ist⁷.

Nun ist es aber – weithin unbemerkt, vor allem auf Grund der immer komplexer werden den Methodendiskussionen innerhalb der Sprachwissenschaft – schon vor längerer Zeit durch Kybernetik und Informationstheorie zu einer mächtigen Umschichtung innerhalb der Naturwissenschaften gekommen, die sich Stück um Stück auch den hier äußerst träge reagierenden Geisteswissenschaften mitgeteilt hat. Andererseits entstehen im Rahmen einer allumfassenden Semiotik und Kommunikationstheorie⁸ zwischen den einzelnen Disziplinen methodologische Schnellstraßen, die es wünschenswert erscheinen lassen, daß sich auch die Sprachwissenschaft in extenso (und nicht nur im Bereich der experimentellen Phonetik) hier inkorporiert.

Zentrales Thema der Kybernetik ist die Problematik der Regelung und Kontrolle offener Systeme⁹ (vermöge positiver oder negativer Rückkopplung), was – vor allem für «organische» Systeme – die Erreichung eines definitiv vollzogenen Gleichgewichts (Homöostase) zu einem nie erreichten (und auch theoretisch nie erreichbaren) Ziel macht. Setzt man Sprache als ein offenes (auch innovatives, bzw. «lernendes») System an, so löst sich mit einem Schlag das Problem des Sprachwandels als *conditio sine qua non* und aller damit verbundenen Sekundäreffekte (wie Lautgesetz, Sprachgrenzen, regionale, soziale, etc. Varianten, etc.). Allerdings darf es hier zu keiner naiven Beschränkung auf die Sprache allein kommen; Sprache sei hier nichts anderes als ein auf Metaebene isolierbarer Teil einer umgreifenden anthropozentrischen Symbolwelt, wobei es klar ist, daß sich die semiotische Vernetzung auch über die Anthropozentrie hinausführen lassen kann. Die Sozialkybernetiker verwenden überdies den Begriff der Ultrastabilität¹⁰, wobei darunter die Eigenschaft offener Systeme zu permanentem Gleichgewichtsstreben verstanden wird. Verzichtet ein offenes System auf diese Ultrastabilität, so verliert es damit automatisch seine Existenz. Wandel ist die einzige Möglichkeit des Überlebens. Nebenbei sei gesagt, daß damit auch die lästige Kontroverse in bezug auf inner- und außerlinguistische Faktoren und deren Verknüpfung bzw. Trennung überwunden scheint, da Sprache in kybernetischer Sicht als gesteuerte und zugleich steuernde Informationsleistung¹¹ gesehen wird. Fallen irgendwo Sprach- und Sozialgrenzen zusammen (sie müssen theoretisch genau so oft zusammenfallen, wie sie es nicht tun), so liegt nur ein besonders augenscheinlicher Fall paralleler Raumausprägung¹²

⁷ Natürlich gibt es auch «elastischere» Strukturalismen außerhalb der Sprachwissenschaft (z.B. J. PIAGET). Fest steht jedenfalls, daß eine entsprechende Innovationsneigung innerhalb der Sprachwissenschaft gering ist (mit Ausnahme etwa des «dynamischen» Strukturalismus COSERIUS). Und Hand in Hand damit geht ein Überhandnehmen der exegetischen Wissenschaftsbetrachtung, was etwa im Falle F. DE SAUSSURES bald ans – *horribile dictu* – Theologische gemahnende Dimensionen erreicht.

⁸ Siehe dazu das überaus anregende Buch von F. WEIDMANN, *Grundlagen einer Kommunikationsoziologie*, Hamburg 1972 (*Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn* 42).

⁹ Cf. dazu die hervorragende Synthese bei M. L. CADWALLADER, *Die kybernetische Analyse des Wandels*, in: *Theorien des sozialen Wandels*, hg. von W. ZAPF, Köln-Berlin 1969, 141–146.

¹⁰ CADWALLADER, *op. cit.*, p. 142.

¹¹ Leistung ist bekanntlich Arbeit (Energie) pro Zeiteinheit.

¹² Daß allein Begriffe wie «Raum» oder «Landschaft» in erkenntnistheoretische Abgründe weisen können, zeigt sehr schön G. HARD, *Die «Landschaft» der Sprache und die «Landschaft» der Geographen. Semantische und forschungslogische Studien zu einigen zentralen Denkfiguren in der deutschen geographischen Literatur*, Bonn 1970.

verschiedener Subsysteme eines übergreifenden Dachsystems¹³ vor. Im übrigen sei gesagt, daß das, was bisher unter Titeln wie These Morf (Diözesangrenzen), These Brun (Subsubstrat), These Wartburg (Superstrat), etc., vorgebracht wurde, jeweils nur höchst vergröberte Perspektiven ergeben hat, die nie jene deterministische Relevanz haben können und dürfen, mit denen sie von ihren Urhebern befrachtet worden sind¹⁴. Eine kybernetische Schau ersetzt hier Determinismus durch Probabilismus¹⁵ und weiß die Erreichung des methodologischen 100 %-Wahrscheinlichkeitspegels auf den Sanktimmerleinstag verschoben¹⁶. Im übrigen führt eine derartige Öffnung zu einer Entlastung auch der Methodologie, da jedes Metasystem (wie Methoden auch eines sind) durch seine Teilhaberschaft am humansemiotischen Netzwerk relativiert wird. Umgekehrt wird damit aber jede (Human-)Wissenschaft verstärkt auf die Empirie verwiesen, da nur von dort – stets im Einklang mit einer steuernden und gesteuerten Theorie – neue (und in naturwissenschaftlichem Sinn gesicherte und sicherbare) Einsichten in intersystemale Zusammenhänge zu erwarten sind. Gerade die Soziologie (und auch die Politologie) erfährt heutzutage durch diese Haltung ihre fruchtbarsten Anregungen. Und es ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch in der Sprachwissenschaft eine Phase verstärkter Empirie anbrechen soll, wo doch das hiefür zur Verfügung stehende technologische Instrumentarium optimal ist¹⁷.

¹³ Derartige Kongruenzen sind zwar (innerhalb der durch Humaneingriffe erzeugten empirischen Welt, also *in praxi*) überzufällig häufig, erlauben deswegen aber keine kausalen Rückschlüsse *ex abrupto*.

So lassen sich – statistisch völlig einwandfrei – aus einer Karte Frankreichs über die Frequenz der Baccalauréats délivrés (*Philosophie-Lettres*, 1969) übersignifikant hohe Verteilungen in genau jenen Gebieten feststellen, die dialektal erhaltenes $[k] < C + A$ haben (Süd-Okzitanien, Normandie, Pikardie); Quelle: *Régionalisation du budget d'équipement et aménagement du territoire*, vol. III: *Analyse des situations et des évolutions des régions françaises, Statistiques et indicateurs*, Paris Imprimerie Nationale, s. d. (ca. 1970), p. 179.

¹⁴ Der Begriff der soziokulturellen Einbettung von Sprache muß jeweils von der Gruppenkonstellation her entwickelt werden. Alles das, was unter Etiketten wie Sub-, Ad- oder Superstrat als einmal tatsächlich stattgehabt hingestellt wurde, könnte unschwer von der modernen Bilinguismusforschung und der Sprachsoziologie nuanciert bzw. entkräftet werden. Daß dies nicht geschieht – wenigstens nicht in dem Maße, wie es möglich wäre –, ist zumindestens ein epistemologisches Kuriosum. Welche Möglichkeiten überdisziplinärer Art heute sich dazu anbieten, zeigt schön E. A. AFENDRAS, *Diffusionsprozesse der Sprache, Vorhersage und Planung*, in: *Zur Soziologie der Sprache*, hg. von R. KJOLSETH – F. SACK, (1971), p. 104–119.

¹⁵ Cf. K. W. DEUTSCH, *Neue Forschungsmethoden, Modelle, Theorien*, in: *Theorien des sozialen Wandels*, hg. von W. ZAPF, Köln–Berlin 1969, p. 188–208.

¹⁶ Bezogen auf das oben genannte Beispiel (Baccalauréats Philosophie-Lettres, cf. N 13) bedeutet dies, daß hier eine heuristische Öffnung stattzufinden hat, für die der kybernetische Ansatz die sprach- und wissenschaftstheoretische Legitimation liefert. Die Zahl derartiger (zunächst höchst kurios wirkender) Beispiele kann durch empirische Erhebungen solange vergrößert werden, bis nach entsprechender Hypothesen- und anschließender Theoriebildung deren Verifikation oder Falsifikation mit hoher Wahrscheinlichkeit möglich wird.

¹⁷ Daß Wissenschaften wie Soziologie und Politologie hier über ein besseres epistemologisches Gleichgewicht zwischen Theorie und Empirie verfügen, liegt m. E. an ihrer Praxisorientiertheit. Schlechte Soziologen (und Politologen) können bisweilen – mittelbar oder unmittelbar – Sozietäten verderben, doch daß durch eine schlechte Linguistik die Funktionsfähigkeit von Sprache an sich wesentlich leidet, ist noch nie vorgekommen. Auch ist der Hebel, an dem die angewandte Sprachwissenschaft bei der Sprachdidaktik hier sitzt, viel zu kurz, um etwas an den Realitäten zu ändern. Dies bedeutet für die Wissenschaftstheorie der Linguistik die Gefahr des «Realitätsverlustes». Und die ist – wie wir meinen – unser aller Damoklesschwert. Siehe zu der angerissenen Problematik

Oben ist durch die Setzung eines offenen Systems Sprache als von Natur aus zum Wandel bestimmt dargestellt worden. Ein axiomatischer Deduktivschluß führt, ohne den Umweg über die Kybernetik, ebendorthin: Sprache «ist» nur durch Zeit, sie funktioniert nicht ohne Zeit, ist «*chronophag*»¹⁸, (wie umgekehrt Zeit «*glottogen*» wirkt). Das bedingt aber auch ihre Anisotropie (Unumkehrbarkeit) und die Unmöglichkeit der Wiederholbarkeit da capo mit genau demselben Output, da jeder Wiederholungsakt auf einer anderen Stelle der Zeitachse ansetzen muß. Jeder Sprachakt kann auch unschwer als Informationskaskade betrachtet werden, wobei aber offen bleibt, wodurch/wozu/warum sie ausgelöst wurde, bzw. was durch sie bewirkt wird (offenes System¹⁹). Doch wird immerhin soviel klar, daß hier ein Mikrosystem einer Ultrastabilitätsprobe unterworfen wurde. Das bedeutet auch, daß die Kontaktstellen (Synapsen) unseres Mikrosystems vorher und nachher innerviert wurden, bzw. über diese Synapsen Information empfangen und weitergegeben wurde. Verzahnt sich also ein Mikrosystem (hier ein Sprechakt, Parole; darüber ist denkbar das der «Sprache», Langue, als makrosystematisches Modell) mit anderen, so gilt dasselbe analog für Makro- und Megasysteme, wodurch sowohl die Grenzen zwischen Sprachgebieten (gemeint ist das Isoglossenproblem und sein ewiges Korollar der Lautgesetzfrage, das Problem der Sprachtypologie und Sprachverwandtschaft) als auch zwischen Wissenschaften (Wissenschaftsbereichen) «kybernetisch durchlöchert» bzw. ihrer ihnen bislang aufgehalsten Relevanz entkleidet werden. Ein Modewort unserer Zeit umreißt diesen Vorgang mit «Interdisziplinarität». Wie schlecht es damit in Wirklichkeit aber steht, braucht nicht erst durch Zitate aus zur Sprachwissenschaft limitophren Disziplinen belegt zu werden²⁰.

Und der Bezug zu Haudricourt-Juillard? Ganz einfach: die methodologische Besinnung als Einbettung und Anleitung zur Empirie und umgekehrt²¹, und beides als Weg zu einem wissenschaftlichen Fortschreiten²², das – so steht zu erwarten und zu hoffen – auch über Denkmodelle wie die Kybernetik hinwegrollen wird.

Hans Goebel



das anregende Buch von H.-H. LIEB, *Sprachstadium und Sprachsystem. Umrisse einer Sprachtheorie*, Berlin-Köln-Mainz 1970.

¹⁸ Terminus von mir. Cf. auch unseren Beitrag *Taxonomische vs. dynamische Dialektologie. Ein neuer Weg für eine Disziplin in der Krise?* Aus Anlaß eines dialektologischen Sammelbandes, erscheint in *ZrPh.* 91 (1975).

¹⁹ Natürlich sind derartige Systeme nicht «en chaîne» linear aneinander gereiht, was unter anderem das Prinzip der Rückkopplung ausschließen würde. Auch erreicht die gegenseitige Beeinflußbarkeit nicht das mathematisch theoretisch mögliche Maß; vielmehr kommt es hier zu einer restriktiv wirkenden Bündelung, so daß gewisse Teilbereiche durch mehrere, mehr oder weniger parallel agierenden Subsysteme abgedeckt werden. Es handelt sich hier um das Prinzip der Redundanz (Gegensatz davon: relative Entropie). Analog ist auch in der Soziologie ein Krieg aller gegen alle undenkbar, genauso wie eine Isolation aller von allen.

²⁰ CADWALLADER, *op. cit.*, p. 171: «Wenn man bedenkt, daß niemand die fundamentale Bedeutung der Kommunikation im menschlichen Leben bestreitet, so müßte man eigentlich annehmen, daß jeder wichtige Fortschritt der Kommunikationsforschung von der Soziologie als bedeutsames Ereignis begrüßt würde. Tatsächlich sind große Fortschritte erzielt worden, aber trotz der rapiden Entwicklung der Informationstheorie und Kybernetik haben die meisten Soziologen davon keine Notiz genommen.»

²¹ Cf. DEUTSCH, *op. cit.*, p. 198.

²² Der auch letztlich darin besteht, die «Fixierungen und blinden Flecken des eigenen Denkens und der eigenen Praxis» (DEUTSCH, *op. cit.*, p. 204) zu überwinden.

ARNE HJORTH, *La partie cambrésienne du Polyptyque dit «Terrier l'Evêque» de Cambrai. Le manuscrit et la langue*, Stockholm 1971, 221 p. (*Romanica Gothoburgensia* 12).

Das dieser Arbeit (Stockholmer Dissertation bei H. Nilsson-Ehle und O. Brattö) zugrundeliegende Manuskript ist eine Erstschrift (verfaßt 1275–1276, aufbewahrt in den Archives départementales du Nord, 3 G 1208), von der nur die *Partie cambrésienne (PCTE)* («*Enumérations des cens et droits perçus par l'Evêque Enguerran de Créquy à Cambrai et dans le Cambraisis...*») das eigentliche Untersuchungskorpus darstellt. Besprochen werden nach einer kurzen historischen Einleitung in Kapitel I (18–82) die Graphonomie (umfassend «graphétique» und «graphématic») und die komparative Behandlung der Bereiche Phonematik und Graphematik, «graphophonématic», bzw. «phonographématic»), ferner in Kapitel II die Morphologie (83–96), in Kapitel III lexikologische Probleme (97–162), woran sich Résumé und Conclusion (163–172) anschließen¹. Hervorzuheben sind noch die darauf folgenden Tabellen und Tafeln, die u.a. das graphische Inventar der Handschrift (174: *Types graphiques provisoires*) in Faksimileabbildung zeigen, sowie das graphematische Inventar nach allen möglichen Aspekten (unter Bezug auf die jeweilige graphetische² Realisierung) auflisten. So sauber diese Listen wirken, so schwierig ist auch ihre Konsultation, da einerseits die entsprechenden Legenden darunter fehlen, andererseits aber die dazu gehörigen Textpassagen bisweilen recht hermetisch wirken³.

Kurz gesagt geht es dabei um folgendes: die Ermittlung der Grapheme (21 Stück, cf. Tableau IV, 177–180 und Tableau III, 175–176) erfolgt über Minimalpaarungen, wobei aber in einem ersten Schritt fakultative Varianten (tokens) eines Worttyps (type) zueinander in Opposition gesetzt werden (z.B. Ermittlung des Graphems *⟨m⟩* aus den Varianten *mahiuet* und *mahiues*, 175), wobei aber Voraussetzung ist, daß es zu diesem Fakultativpaar keine Minimalpaare mit semantischer Differenzierung (also etwa **pahiuet*, **pahiues*) gibt. Von dieser Neutralisationsebene aus erfolgt der zweite Schritt mit der Konfrontation semantisch geschiedener Minimalpaare (Tableau IV, p. 177ss., dazu Text p. 26ss.). Interessant ist die Tatsache, daß auch die Zahlenzeichen (25), Abbreviaturzeichen (33–35)⁴, Ligaturen (36), Korrekturzeichen (36–37) und das Nebeneinander von Majuskeln und Minuskeln (28–33) zumindest allotypisch behandelt werden, wozu die Faksimileliste der graphetischen Typen (Tableau I: *Types graphiques provisoires*, p. 174) beste Dienste leistet⁵. Über die diversen Sprachregelungen (z.B. «autographème» p. 27 für Vokalgraphem und «syngraphème» p. 27 für Konsonantengraphem) kann man geteilter Meinung sein, doch liegt nicht hier der eigentliche Pferdefuß der ansonsten gediegen gearbeiteten Untersuchung. Der schwächste Punkt findet sich in den Absätzen 3 und 4 des Kapitels I, in denen der phonematische

¹ Ein gut gearbeiteter Totalindex zu *PCTE* (umfassend alle *types*) mit Referenz auf das Originalmanuskript und die jeweilige Erwähnung in der zur Besprechung anstehenden Arbeit umfaßt elf Seiten (211–221).

² Cf. dazu folgende gute Synthesen (mit germanistischem Hintergrund): H.-P. ALTHAUS, *Graphetik* und *Graphemik*, in: *Lexikon der germanistischen Linguistik*, hg. von H.-P. ALTHAUS, H. HENNE, H. E. WIEGAND, Tübingen 1973, 105–110 und 108–132; beide Darstellungen mit reichen Literaturangaben.

³ Es darf nicht vergessen werden, daß Termini wie Graphem, Graphonem, etc. definitorisch heutzutage noch recht breit streuen.

⁴ Cf. auch Tableau VI (Variations facultatives entre types graphiques abréviatifs et graphèmes alphabétiques, p. 182–183).

⁵ Beachtung verdient ferner Tableau V (Graphèmes alphabétiques, p. 181), wo neben den erwähnten 21 analysierten Graphemen die jeweils dazu gehörenden graphetischen Typen in Faksimilewiedergabe aufscheinen: am wenigsten streut *⟨w⟩* (1 graphetischer Typ), am meisten *⟨s⟩* (12 graphetische Typen), *⟨m⟩* (11), *⟨c⟩* (10), *⟨p⟩*, *⟨i⟩* (9), etc.

und der graphematische Bereich zueinander in Bezug gesetzt werden. Verfasser nimmt dabei an, daß für die phonematische Seite das «français cultivé de la même époque» (39) als Normativpol genommen werden dürfe. Und das ist falsch, grundfalsch. Zwar werden rundherum einige Gemeinplätze aus der Skriptaforschung referiert, doch – wie sich zeigt – ohne rechtes Verständnis dafür, worum es im Grunde geht⁶. Vorweg: kein geschriebener Text ersetzt ein Magnetophon, nie und nirgendwo. Geschriebene Texte liefern, lieferten – und werden es in allen Zeiten tun – semantische Information⁷. Das besagt auch klipp und klar, daß sie nicht dazu da sind (und schon gar nicht dazu da waren), in gleicher Eindeutigkeit das semantische und phonetische Informationsbedürfnis der Leser zu befriedigen. Ein und derselbe Text konnte im Mittelalter die verschiedensten lautlichen Realisierungen erfahren (auch innerhalb jenes Raumes, also der Schreiblandschaft, in der er entstanden ist), je nachdem, wie ihn die Verleser (meist war die lautliche Realisierung ein innerhalb der Beurkundung ritualisiertes Geschehen) nach diatopischen oder diastratischen Erfordernissen einschätzten oder einzuschätzen bereit waren⁸. Skriptaforschung muß *eo ipso* mit sozialen und geographischen Dimensionen rechnen und sich in ihrer Heuristik darnach einstellen. Das entspricht auch ganz dem, was die Geschichtswissenschaft uns über die nach Ständen und Kleinregionen artikulierte Kammerung des Mittelalters berichtet. Anzunehmen, daß es damals eine Orthoepie («français cultivé de la même époque», p. 39) gab beziehungsweise darnach so gestrebt wurde, daß sich der Terminus rein sachlich rechtfertigen würde, ist reine Utopie⁹. Selbst heutzutage, am Ende eines in Europa einzig dastehenden soziolinguistischen

⁶ Bezeichnend ist dafür auch der Befund über die Sprache von *PCTE* (p. 169–172), wo RE-MACLE gegen GOSSEN ausgespielt wird, und Verfasser meint, daß die altfr. Skripten die jeweilige lautliche Synchronie reflektieren. Das Gegenteil ist wahr: Skripta reflektiert nicht Synchronien in systematischer Abgerundetheit, sondern heterogene Fetzen (Teilsysteme) verschiedener (i.e. vieler) Synchronien, die ihr quer durch die Zeit aufmoduliert wurden.

⁷ Eine Beobachtung der Funktionalität allseits als «ideographisch» anerkannter Schriftsysteme (Chinesisch, Japanisch) hilft, hier tiefer in das Verständnis der anstehenden Problematik einzudringen: cf. dazu das höchst anregende Buch von P. KÜMMEL, *Struktur und Funktion sichtbarer Zeichen*, Quickborn 1969.

⁸ Dabei ist vorauszusetzen, daß er *viva voce* ge-/verlesen wurde, was bei Texten vom Typ *PCTE* fraglich ist.

⁹ Vor einer derartigen Fiktion kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Gerade die Soziolinguistik hat uns in neuerer Zeit gelehrt, in welch tiefer Staffelung Sprache funktioniert, so daß Termini wie «Gemeinsprache, Hochsprache, Dialekt» oder «Sprache» an sich immer mehr relativiert werden. Die bekannten historischen Zeugnisse von Garnier de Pont-Sainte-Maxence und Conon de Béthune reflektieren nicht sprachliches, sondern metasprachliches Verhalten.

Garnier de Pont-Sainte-Maxence:

5816 Ainc mais si buens romanz ne fu faiz ne trovez.
A Cantorbire fu et faiz et amendez.
N'i ad mis un sol mot qui ne seit veritez.
Li vers est d'une rime en cinc clauses coplez.
Mes langages est buens: car en France fui nez.

Conon de Béthune:

Le roïne n'a pas fait ke cortoise,
Ki me reprist, ele et ses fius, li rois.
Encor ne soit me parole franchoise,
Si le puet on bien entendre en franchois.
Ne chil ne sont bien apris ne cortois,
S'il m'ont repris, se j'ai dit mos d'Artois,
Car je ne fui pas noris a Pontoise.

stischen Einwalzungsprozesses, wo halb Frankreich auf Grund des Unvermögens, dem sprachlichen Normativdruck der Metropole Genüge zu tun, an einem «sentiment de culpabilité sociologique» (R. Lafont¹⁰) leidet, ist es glattweg unmöglich, auf heuristischem Weg ein (und nur ein) Phonemsystem als das für das Hochfranzösische allein gültige zu postulieren¹¹.

Wir haben an mehreren Stellen¹² bereits unsere Auffassung dazu geäußert, wobei uns natürlich bewußt ist, daß heuristische Pfade, die heute schon seit gut einem Jahrhundert beschritten werden, nicht so ohne weiteres geändert werden können. Noch einmal unser Ansatz in Kürze: Skripta ist ein hybrides Konventionalprodukt (Termini nach Gossen und Baldinger), also Mischung. Quer durch Zeit und Raum läßt sich der Skriptaoutput einer Kanzlei bei Verwendung entsprechender Methoden in seinen Modifikationen prächtig messen. Und die erzielbaren Kurven sind in ihrer soziolinguistischen Aussage evident: Skripta funktioniert in Abhängigkeit von sozial-kulturellen Faktoren, deren Dynamik sich schrittweise von der Provinz nach Paris verlagert. So weit, so gut. Um jetzt aber den Skripten relativ hoch verbürgte Aussagen über die lautliche Realwelt¹³ von damals abzugewinnen, gibt es nur einen heuristisch sauberen Weg: unter Befolgung des Prinzips, daß höchstwahr-

Beide Zitate nach C. VORETZSCH, *Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur*, Halle 1913, p. 128, 348.

Es kommt hier genau jenes «sentiment de culpabilité» zum Vorschein, das R. LAFONT (cf. N 10) für den modernokzitanischen Raum attestierte. Und für das heutige Okzitanien ist doch weder in frankoider (d.h. in Richtung französischer Hochsprache) noch in okzitanoider (d.h. in Richtung einer okzitanischen Hochsprache) Hinsicht ein allgemeinüberindividueller, geschweige denn über-regionaler Consensus festzustellen. Grob gesagt: Sprecher in dieser Situation wollen ihrer sprachlichen Leistung eine bestimmte Gestalt (die sie aber oft selbst nicht genau kennen) geben und können es aber einfach nicht. Hier ist also eine erkenntnistheoretische Trennung nach den anzusetzenden Metaebenen vorzunehmen. Und der erkenntnistheoretischen Sortierung hat die heuristische auf dem Fuß zu folgen.

¹⁰ R. LAFONT, *Un problème de culpabilité sociologique: la diglossie franco-occitane*, *Langue Française* 9 (1971), 93–99.

¹¹ Symptomatisch erscheint mir hiefür die verschieden gelagerte Intention bei den bekannten Aussprachewörterbüchern von L. WARNANT und A. MARTINET:
älter und präskriptiv (Ideal der uniformen Orthoepie noch zu erreichen und als erreichbar gedacht): L. WARNANT, *Dictionnaire de la prononciation française*, 2 vol., Gembloux 1964–1966;
jünger und deskriptiv (Ziel der uniformen Orthoepie als linguistisch irrelevant erkannt): A. MARTINET – H. WALTER, *Dictionnaire de la prononciation française dans son usage réel*, Paris 1973.

¹² H. GOEBL, *Moderner Dialekt und mittelalterliche Skripta in der Normandie. Ein Vergleich mit modernen Mitteln*, VRom. 31 (1972), 287–333; H. GOEBL, «Le Rey est mort, vive le Roy». *Nouveaux regards sur la scriptologie*, TLL 13/1 (1975), 145–210; H. GOEBL, *Qu'est-ce-que la scriptologie?* Medioevo Romanzo 2 (1975), 3–43; H. GOEBL, *Die Skriptologie – ein linguistisches Aschenbrödel?*, RRL 20 (1975), im Druck, und auch H. GOEBL, *Die normandische Urkundensprache. Ein Beitrag zur Kenntnis der altfr. Urkundensprachen des Mittelalters*, Wien 1970.

¹³ Dabei ist sofort zu fragen: wo ist diese «lautliche Realwelt» im Diastrat von damals anzusiedeln? Sicher war das Diastrat *in illo tempore* weniger breit gefächert, als das heute der Fall ist, so daß eine Fehleinschätzung weniger schwer ins Gewicht fällt. Doch würde ich den unteren bis mittleren Bereichen den Vorzug geben, da hinter einer Skripta des 13. Jh. ja genetisch eine lautliche Realwelt davor (also des 12. oder gar 11. Jh.) steht. Und was im 12. Jh. oder im 11. Jh. im Diastrat die Schreibersprechsprache repräsentierte (also soziolinguistisch hoch genug lag, um Basis für Verschriftungsprozesse zu sein), kann im 13. Jh. schon auf einer soziolinguistisch tieferen Ebene angesetzt werden, da die entsprechenden höheren Plätze inzwischen wohl zum Teil von sich «entregionalisierenden» Registern eingenommen worden sind. Man erkennt aus dieser Darstellung, welche Probleme sich dabei für den erkenntnistheoretischen und heuristischen Ansatz ergeben.

scheinlich Sprechsprache genetisch immer vor Schriftsprache steht, muß die Frage lauten: welcher Lautstand hat – wahrscheinlich – diese oder jene Graphie generiert oder generieren können? Dabei darf man nie vergessen, daß jede Graphie, einmal in die Welt gesetzt, ihren Weg nimmt; sie ist nunmehr gewissermaßen vom generativ wirksam gewesenen Lautsubstrat emanzipiert¹⁴. Wenn in westfranz. Urkunden die ältere Mehrheitsgraphie *mei* («moi») stückweise durch *moi* verdrängt wird, so bedeutet dies nicht, daß ebendort zur gleichen Zeit die Lautung *[*mɛ*, *mwe*] durch *[*mwa*] verdrängt wird, sondern daß hier ein intersystemaler Skriptaverschnitt vorliegt, wobei es – nur nebenbei gesagt – doch weitaus lohnender ist, zu erforschen, weshalb es hier zu einem Verschnitt kommt, als darnach zu fragen, wie gewisse Leser gewisse Graphien damals lautlich realisiert haben¹⁵. Das in letzterem Fall erzielbare Ergebnis kann probabilistisch auf so schwachen Beinen stehen, daß es doch allein schon deshalb empfehlenswert wäre, sich nach heuristischen Alternativprinzipien umzusehen. Hier ist z.B. eines: Sauberer ist es zu fragen, welcher Lautstand vermutlich die Graphie *mei* ursprünglich (i.e. *in statu nascendi*) generiert hat. Dabei wird die normative Verteilung der mittelalterlichen Graphie ermittelt und so eine «stochastische Entschleierung»¹⁶ vorgenommen. Ähnliches erfolgt mit dem heute dort (i.e. *in illa regione*) belegten Dialektstand, den wir ebenso behandeln (Ermittlung des Normschwerpunkts¹⁷). Dabei bedienen wir uns einer leider unumgänglichen Fiktivvergleichung *mittelalterlicher Skripta – moderner Dialekt*, die wir aber entsprechend gewichten. Unter der Annahme, daß kybernetisch geschaltete Systeme ihre größte Trägheit in ihrem (metasprachlich funktionierenden und auch so zu ermittelnden) Normativzentrum haben, also sich dort am wenigsten/am spätesten «verändern», erfolgt nun der Vergleich dieser beiden Normativbefunde, wobei das Ergebnis in probabilistischer Unschärfe gehalten wird. Also etwa: für diese oder jene Gegend scheint es wahrscheinlich, daß nach Vergleich zweier Normen (cf. oben) eine bestimmte Lautung (die dabei nicht *a priori*) strukturalistisch-funktional scharf gefaßt werden kann) als verursachendes Substrat anzunehmen ist. Das bedingt aber auch, daß die in Diskussion steh-

¹⁴ So hat etwa MAX WEBER (für die Soziologie) schon auf die hohe institutionelle Verbindlichkeit schriftsprachlicher Systeme in Zusammenhang mit der Etablierung von Amtsautorität hingewiesen (cf. T. PARSONS, *Evolutionäre Universalien der Gesellschaft*, in: W. ZAPPF, *Theorien des sozialen Wandels*, Köln-Berlin 1969, p. 55–74, 63).

¹⁵ Das schließt natürlich nicht aus, daß man diachron verfolgbare Änderungen in der Graphie mit der steuernden Wirkung der Phonie in Verbindung bringt (Musterbeispiel: der graphische Hyperkorrigismus), wie dies in meisterhafter Weise C. TH. GOSSEN, *L'interprétation des graphèmes et la phonétique historique de la langue française*, *TLL* 6/1 (1968), 149–198, und *Graphème et phonème: le problème central de l'étude des langues écrites du moyen âge*, *RLiR* 32 (1968), 1–16, und K. BALDINGER, *Die hyperkorrekten Formen als Konsequenz der Skripta im Altgaskognischen*, in: *Romanica, Festschrift G. Rohlfs*, Halle 1958, p. 57–75, getan haben. Nur verzichten derartige Studien auf die mikrosystemale Textdeskription und operieren ausschließlich auf der Makroebene.

¹⁶ Terminus nach S. SAGOROFF, *Wissenschaft und Statistik. Das statistische Denken in den empirischen Wissenschaften*, in: *Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzberichte* 282, Wien 1973. Gemeint ist damit, daß man sich bei «Entschleierung» jenes statistische Faktum zunutze macht, daß bestimmte Ereignisse zu beiden Seiten eines mittleren Virtualwerts gleichermaßen streuen. Eine entsprechende Heuristik erlaubt es ferner, dieses Prinzip auf der Metaebene der Objektbetrachtung beizubehalten und damit den «mittleren Fehler» möglichst klein zu halten.

¹⁷ Leider ist der Begriff der Norm als soziolinguistisches Regulativ in der Sprachwissenschaft bisher viel zu wenig beachtet worden (abgesehen von den eher «innerlinguistisch» zu wertenden Ansätzen E. Coserius (*sistema – norma – habla*) und Hegers (Σ parole); besser liegen hier meines Erachtens H.-P. ALTHAUS – H. HENNE, *ZDL* 38 (1971), 7–8.

den Texte zeitlich und räumlich lokalisiert und (statistisch gesehen) genügend mächtig, i.e. umfangreich sein müssen. Wo dies nicht oder nur zum Teil der Fall ist, wie etwa bei den Straßburger Eiden, kann nur interpolativ eine Verkettung mit ähnlichen Schreiblandschaften an Hand graphischer Merkmale angestrebt werden. Einem Versuch aber, hier Laute aus Buchstaben herauszuholen¹⁸, können wir nur unsere tiefste Skepsis entgegensetzen.

Zu welch grotesken Situationen aber die von uns weiter oben inkriminierte Postulierung einer altfranzösischen Orthoepie führen kann, zeigt p. 64, wo in den Graphien (auch «allophonographèmes», 44) *acater*, *cambre*, *camp*, *camure*, *bouke*, *franke*, etc. glattweg das altsfrz. Hochsprachphonem /é/, daher Phonographem </é/> vermutet wird. Cf. auch die analoge Situation für /g/ </g/> <g>, etc. (Formen wie *garbe*, *gart*, *gardin*, *boulenguiers*, *flekières*, etc.) und eine lange Reihe weiterer Stellen (p. 37–82), deren Besprechung in extenso hier zu weit führen würde.

Bei der Beschreibung derartiger «lautloser» Texte (es gibt schriftlose Sprachen, warum keine lautlosen Texte?) muß man sich zuvörderst einer gründlichen Gewissenserforschung in heuristischer Hinsicht unterziehen und sich fragen, was sinnvollerweise interessieren kann, was erfragt werden soll, und wie das dafür benützte Methodenarsenal aussehen muß.

Des Rezensenten Vorschlag ad meliorem partem? Bei Analysen in extenso exaurierter mittelalterlicher Einzeltexte auf eine phonematische Totaldeskription deshalb verzichten, weil das im graphematischen Teil beflogbare Prinzip des (weitgehend) geschlossenen Systems aus Datenmangel nicht auch im phonematischen Teil anwendbar ist.

Morphologie und Lexikologie sind soweit solid gearbeitet, wobei besonders die Anthropomie ausgiebig diskutiert werden¹⁹. Ob freilich das stets dabei mitverfolgte Ziel, die vier *quêtes* des *PCTE* ihrer Entstehungszeit nach sauber zu gliedern (Zäsur zwischen den *quêtes* II und III und Unterteilung der *quête* IV in 5 Teile), so eindeutig klar erreicht wird, wie das Verfasser behauptet, wage ich zu bezweifeln; die hiefür zur Stützung herangezogenen «Statistiken» sind keine solchen, sondern nur Zahlenwerttabellen. Hier ohne einen entsprechenden Relevanztest Schlüsse ziehen zu wollen, ist unzulässig (der χ^2 -Test scheidet dabei wegen der oft zu geringen Belegwerte, bzw. des totalen Belegmangels aus²⁰). Die vom Verfasser postulierte Entstehungschronologie der vier *quêtes* (I 1254–1260, II 1260–1265, III 1269–1272, IV 1274–1276; ein oder zwei Schreiber; falls zwei, Trennung zwischen II und III; 168–169) scheint mir daher eher im historischen Sachbefund begründet zu sein.

Zusammenfassend: eine fleißige Arbeit, die aber zu unbekümmert an ein heißes Eisen der Romanistik röhrt²¹.

Hans Goebel

¹⁸ Etwa bei R. A. HALL, jr., *External History of the Romance Languages*, New York 1974, p. 111–116 (aus Anlaß der Straßburger Eide).

¹⁹ Allerdings scheint mir manches zu intuitiv gelöst. Auffallend ist die geringe FEW-Benützung. Im übrigen empfiehlt es sich, bei etymologischen Diskussionen den bevorzugten Lösungsvorschlag am Argumentationsbeginn bekanntzugeben, da aus der bisweilen oft recht elastisch gehaltenen Argumentation dem Leser mehr Unklarheit als Klarheit entgegentritt.

²⁰ Entsprechende Methoden bei CH. MULLER, *Initiation à la statistique linguistique*, Paris 1968, neuerdings auch deutsch: *Einführung in die linguistische Statistik*, München 1972.

²¹ Ergänzungen zur Bibliographie: Folgende Werke liegen in Neuauflagen vor: C. TH. GOSSEN, *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970 (dazu auch unsere Besprechung in *ZRPh.* 89 (1973), 316–326). – E. GAMILLSCHEG, *Romanica Germanica I: Zu den ältesten Berührungen zwischen Römern und Germanen. Die Franken*, Berlin 21970 (dazu die ausführliche Besprechung von M. PFEISTER, *ZRPh.* 88 (1972), 175–193). – Unerlässlich für pronominalmorphologische Probleme ist nunmehr A. DEES, *Etude sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen français*, Groningen 1971.

Die Arbeit enthält zahlreiche Druckfehler (z. B. p. 83, 86, 120, 138).

MARGARETA SILENSTAM, *L'emploi des modes dans les propositions complétives étudié dans des textes français de la seconde moitié du XVII^e siècle*, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1973, 155 p. (*Studia Romanica Upsaliensia II*).

Die hier vorliegende Dissertation aus dem Jahre 1973 stellt einen typisch «skandinavischen» Beitrag zur Konjunktivforschung dar. Als solche schließt sie an die Tradition von Börjeson, Carlsson, Nordahl und Boysen an¹ und ist gekennzeichnet durch eine breite Materialbasis, eine sorgfältige statistische Auswertung des Belegmaterials und eine fast in allen Fällen glückliche Auswahl der Illustrationsbeispiele. Durch die Begrenzung auf die 2. Hälfte des 17. Jhs. schließt die ausgezeichnete Studie einen wichtigen Teil der Informationslücke, die gegenwärtig immer noch zwischen den beiden ausführlichen Untersuchungen zum alt- und mittelfranzösischen Modusgebrauch² und den zahlreichen sich mit dem heutigen Sprachzustand befassenden Arbeiten besteht³.

Margareta Silenstam beschränkt sich (wie Börjeson und Nordahl) auf die Untersuchung der Complétié – nicht umsonst lehnt sich der Titel ihrer Arbeit eng an denjenigen von Börjesons Beitrag an; neben dieser thematischen Parallelie läßt sich aber auch noch eine weitgehend ähnliche Zielsetzung feststellen: es geht der Verfasserin nicht primär um die Interpretation der Beispiele – über diese ist nach ihrer Meinung genügend diskutiert worden –, sondern vielmehr um die Erstellung einer tragfähigen Statistik und deren Auswertung (p. 7). Nicht umsonst stellt sie an den Anfang ihrer «Remarques préliminaires» (p. 7–28) eine Lobeshymne auf die statistische Methode (p. 7ss.) und versucht, deren Überlegenheit herauszustellen. Es liegt uns fern, die Nützlichkeit der statistischen Methode in Frage zu stellen; gleichwohl darf sie aber nicht derart einseitig verherrlicht werden, und es muß deutlich gesagt werden, daß ihr Ertrag auf einem anderen Gebiete liegt als derjenige der interpretativen. Statistische Erhebungen machen Aussagen über die quantitativen Verhältnisse im Realisierungsbereich einer vom System her gegebenen Opposition – wir bewegen uns mit ihnen somit auf der Ebene der Norm; bei der interpretativen Methode dagegen geht es darum, diese Systemopposition so zu definieren, daß sich alle konkreten Verwendungen möglichst einfach und zwanglos aus ihr ableiten lassen – ihre Zielsetzung ist nicht quantitativer, sondern qualitativer Natur. Für die interpretative Methode gibt es deshalb auch keine «fréquences négligeables» (p. 13): was für die Norm infolge seiner geringen Frequenz unerheblich ist, kann im qualitativen Bereich gleichwohl einen wichtigen Faktor für die adäquate Bestimmung der Grundopposition darstellen.

Die statistische Orientierung der Arbeit soll es erlauben, die Resultate für das 17. Jh.

¹ Cf. L. BÖRJESON, *La fréquence du subjonctif dans les subordonnées complétives introduites par «que» étudiée dans des textes français contemporains*, SN 38 (1966), 3–64; L. CARLSSON, *Le type «C'est le meilleur livre qu'il ait jamais écrit» en espagnol, en italien et en français*, Uppsala 1969; H. NORDAHL, *Les systèmes du subjonctif corrélatif*, Bergen-Oslo 1969; GERHARD BOSEN, *Subjonctif et hiérarchie. Etude sur l'emploi du subjonctif dans les propositions complétives objets de verbes en français moderne*, Odense 1971. – Darüber hinaus kann auch noch auf die Arbeit von Schmitt Jensen zum italienischen Konjunktiv verwiesen werden: J. SCHMITT JENSEN, *Subjonctif et hypotaxe en italien. Une esquisse de la syntaxe du subjonctif dans les propositions subordonnées en italien contemporain*, Odense 1970.

² Cf. G. MOIGNET, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français*, Paris-Alger 1959; P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970.

³ Neben den bereits in N 1 genannten Arbeiten wären hier v.a. noch zu nennen: M. COHEN, *Le subjonctif en français contemporain*, Paris 1965; P. SCHIFKO, *Subjonctif und Subjuntivo*, Wien-Stuttgart 1967; W. ROTHE, *Strukturen des Konjunktivs im Französischen*, Tübingen 1967.

mit denjenigen von Nordahl, Börjeson und Boysen für das 20. Jh. im Bereich der Complétiue zu vergleichen und so eine Entwicklung (der Norm!!) aufzuzeigen. Dies gelingt der Verfasserin auch weitgehend, doch muß gleichwohl darauf verwiesen werden, daß sich die vorliegenden Statistiken nur begrenzt für ein solches Unterfangen eignen, da jeder der genannten Autoren seine Erhebungen nach anderen Prinzipien durchführt und sein Material nach anderen Kriterien gliedert⁴. Es scheint in bezug auf das Erstellen von Statistiken ebensowenig eine *unité de doctrine* zu geben wie im Bereich der Konjunktivtheorien – was man bei den Statistiken an Gemeinsamkeiten findet, entspricht ungefähr dem, was man als die konvergenten Faktoren der neueren Konjunktivinterpretationen bezeichnen könnte!⁵

Das der Arbeit zugrunde gelegte Korpus besteht aus 56 Prosatexten, die alle aus dem Zeitraum 1657/59–1695 stammen; ein Teil von ihnen wurde in einem ersten Durchgang vollständig ausgewertet und bildet den Kern der Untersuchung, während der Rest in einem zweiten Durchgang das im Hinblick auf die zur Darstellung gelangenden Probleme noch benötigte Ergänzungsmaterial lieferte. Das Material selbst wird in 3 Kategorien präsentiert: A. Fälle, wo nur der Konjunktiv belegt ist (p. 29–61); B. Fälle, wo nur der Indikativ belegt ist (p. 62–114); C. Fälle, wo sich beide Modi gegenüberstehen (p. 115–139). Für die Klassifikation sind nur Belege relevant, die die folgenden Bedingungen erfüllen (p. 13/14): 1. Die Complétiue muß auf den übergeordneten Satz folgen; 2. der übergeordnete Satz muß rein affirmativ sein (nicht negativ, fragend oder bedingend); 3. es muß eine *construction contactuelle* vorliegen («auslösendes Element» + *que*; *de ce que, est que, c'est que, ce qui ... c'est que* anstelle von einfachem *que* sind ausgeschlossen); 4. das «auslösende» Element darf nicht ein seinerseits abhängiger Infinitiv sein (z.B. *être fâché de croire que ...*); 5. das übergeordnete Verb darf nicht selbst im Subj. stehen. Alle so ausgeschlossenen Faktoren werden dann aber im Anschluß an die Hauptkapitel als die Modussetzung sekundär beeinflussende Komponenten wieder eingeführt: nach Kapitel A finden wir eine Darstellung der Tendenz Subj. > Ind. unter dem Einfluß des Ersatzes von *que* durch eine *construction non contactuelle* sowie der entsprechenden Erscheinung bei Verben mit negativem Semantismus unter dem Einfluß einer Negation (p. 42–61); im Anschluß an Kapitel B wird die konjunktivfördernde Wirkung von Negation, Frage, Bedingung, einem Inf. übergeordneten Lexien und Prolepsis der Complétiue auf die sonst nur mit Ind. konstruierten Fälle untersucht (p. 84–114)⁶. Die Hauptkapitel werden dann unterteilt nach der Art des «auslösen-

⁴ So klammert z.B. Boysen Belege mit Fut. und Kond. aus seinen Zahlen für den Ind. aus mit der Begründung, diese Formen seien modusneutral (cf. unsere Kritik dieses Punktes *RoJb.* 24 [1973], 184/5), während M. Silenstam sie beim Ind. (zu Recht) mitzählt (p. 16/16); daraus resultiert eine weitgehende Unvergleichbarkeit der Statistiken.

⁵ Auf die primär statistische Orientierung der Studie und den angestrebten Vergleich mit den anderen skandinavischen Arbeiten ist es wohl zurückzuführen, daß die Bibliographie der Sekundärliteratur mit rund eineinhalb Seiten recht mager ausgefallen ist (p. 147/148). Auch wenn man der Verfasserin eine enge Beschränkung auf das für ihre Zielsetzung Wesentliche und eine weitgehend am neuesten Forschungsstand orientierte Auswahl zugesteht, dürften doch gerade aus diesen Gründen Arbeiten nicht fehlen wie: G. LAU, *Studien zur Geschichte des Konjunktivs im Französischen*, München 1970; E. RONSIÖ, *Le mode du verbe dans les propositions complétives introduites par «le fait que»*, MS 60 (1966), 305–319 und *Le mode du verbe dans les propositions introduites par «l'idée que», «la pensée que»*, MS 61 (1967), 19–36; P. WUNDERLI, *Zum Konjunktivproblem: Statistik und Theorie*, *RoJb.* 21 (1970), 25–53 und *Die Ausdehnung der reliefgeberischen Teilkontaktualisierung nach unpersonlichen Ausdrücken in adverbialer Funktion*, *RF* 83 (1971), 423–463; usw.

⁶ Nicht berücksichtigt wird leider das Phänomen der sogenannten «attraction modale» (p. 14), d.h. die Auswirkung des Konj. im übergeordneten Satz auf die Modussetzung im abhängigen Satz. Eine entsprechende Untersuchung wäre auch bei im übergeordneten Satz auftretenden Konditional

den Elements» (Subst., Adj., Adv., Verb; unpersönliche Konstruktionen, persönliche Konstruktionen; usw.). In jedem Unterkapitel wird zuerst das Zahlenmaterial in Tabellen vorgeführt; auf diesen Überblick folgt dann jeweils eine umfangreiche Auswahl von Beispielen. Trotz der reichhaltigen Dokumentation sind wir aber weit davon entfernt, für alle Fälle, für jedes in den Statistiken auftretende «auslösende» Element einen Beleg zu finden, und dort, wo ein solcher geliefert wird, ist es in der Mehrzahl der Fälle nur ein einziger.

Diese Präsentation des Materials ist nicht unproblematisch, wobei v.a. die Gliederung in die Hauptkategorien A, B, C gewisse Vorbehalte hervorrufen muß. Wie schon die Arbeit von Boysen gezeigt hat⁷, gibt es kaum «auslösende Ausdrücke», die – auch bei weitgehender Elimination der oben erwähnten Sekundärfaktoren – konsequent und immer nur mit dem Ind. oder dem Subj. konstruiert würden; wenn eine solche Klassifikation sich in einem bestimmten Korpus ergibt, so kann sie leicht durch ein anderes Korpus widerlegt werden. Wir müssen somit damit rechnen, daß die Klassifikationen je nach Korpus widersprüchlich ausfallen. Gibt man den – heute ohnehin überholten – Standpunkt der reinen Korpuslinguistik auf, versucht man vielmehr, die Vielzahl der möglichen Erhebungsgrundlagen zu integrieren, von den in ihnen auftretenden Belegen allgemeine Möglichkeiten, im System der *langue* angelegte Virtualitäten zu abstrahieren, dann muß man gerade für den Bereich der Modussetzung zum Schluß kommen, daß eigentlich alle Fälle in Kapitel C gehören; Unterschiede bestehen nicht in bezug auf die Möglichkeiten der Modussetzung als solche, sondern nur hinsichtlich der Frequenz, mit der diese Möglichkeiten genutzt werden. Die Unterschiede sind quantitativer, nicht qualitativer Natur; eine Klassifikation wie die von der Verfasserin vorgenommene sagt somit über das System an sich noch überhaupt nichts aus. Auch hinsichtlich der Rückschlüsse auf die Norm ist größte Vorsicht geboten. Sicher sind solche bei häufiger auftretenden Einheiten möglich; die Tatsache, daß über 50 der verzeichneten «auslösenden» Lexien nur mit einem zwei oder drei Beispielen vertreten sind, zeigt aber deutlich, wie problematisch die Statistik in dieser Hinsicht werden kann⁸.

Wenn die Modussetzung nach den einzelnen Ausdrücken trotz der prinzipiellen Möglichkeit beider Konstruktionen – immer unter Ausschluß der erwähnten Faktoren, aber auch innerhalb der durch diese charakterisierten Bereiche – in der Norm stark variiert, so kann dies letzten Endes nur vom Semantismus der «auslösenden» Elemente abhängen; das weiß auch die Verfasserin. Gleichwohl wird an verschiedenen Stellen eine zum Asemantismus neigende Grundhaltung sichtbar. Sie zeigt sich z.B., wenn Nordahls Einteilung der Konjunktivverwendungen in eine volitive, eine subjektive und eine dubitative mit dem Hinweis darauf kritisiert wird, es sei einerseits nicht möglich, diese drei Kategorien scharf voneinander abzugrenzen, und andererseits bringe das Verfahren den Nachteil mit sich, daß zahlreiche Lexien in mehr als einer Kategorie aufgeführt werden müßten (p. 10ss.). Solche Vorbehalte lassen eine in verschiedener Hinsicht zu kurz gegriffene Konzeption der Semantik erkennen. Die Verfasserin übersieht einmal, daß der Inhalt der Lexien nicht ein einheitlicher zu sein braucht, daß ein Semantem ohne weiteres in mehrere Sememe zerfallen kann, von denen das eine z.B. in den volitiven, das andere in den dubitativen Bereich gehören mag; dies erklärt die Zuordnung zahlreicher Lexien zu mehr als einem Bereich, ja es läßt sie als

durchzuführen. Es dürfte sich dabei erweisen, daß nach einem Kond. im übergeordneten Satz der Konj. in der Complétiive leichter auftritt als z.B. nach einem P.s. oder Impf.; die Tatsache, daß dieser Faktor nicht isoliert wird, könnte v.a. eine leichte Verzerrung der Resultate in Kapitel C zur Folge haben.

⁷ Cf. unsere Besprechung *RoJb.* 24 (1973), 179–185.

⁸ Zur Problematik der statistischen Modusuntersuchung cf. v.a. auch WUNDERLI, *Statistik und Theorie*, *RoJb.* 21 (1970), 25–53.

geradezu natürliches Phänomen erscheinen. Das gleiche gilt auch für die Klassifikationsschwierigkeiten bei gewissen Beispielen bzw. für die fließenden Übergänge zwischen Nordahls Kategorien. Ein bestimmter Grundwert (Semantem) kann nicht nur verschiedene, nicht dem gleichen Bereich zuzuordnende Norm- und Nutzwerte beinhalten, die betreffende Einheit kann auch in Kontexten eingesetzt werden, die nicht genügend explizit sind, um mit Sicherheit auf das eine oder andere Semem zu schließen, die also keine eindeutige Monosemierung leisten. Und wenn diese Überlegungen, die gegen eine semantische Betrachtung der Modusprobleme vorgebrachten Einwände schon als nicht stichhaltig erscheinen lassen, dann muß überdies auch noch ausdrücklich für eine solche Untersuchung plädiert werden: auch Morpheme haben nämlich eine Inhaltsseite, sie bedeuten etwas; die Verwendung der morpho-syntaktischen Einheiten wird deshalb ohne Rückgriff auf die Semantik und ohne Inbezugsetzung dieser Einheiten mit dem semantischen Kontext nie erschöpfend und befriedigend dargestellt werden können.

Nun, wenn Margareta Silenstam auch gewisse Neigungen zur asemantischen Methode erkennen läßt, so ist sie doch eine viel zu gute, unvoreingenommene und umsichtige Linguistin, um dieses Prinzip stur anzuwenden. Die Vorbehalte gegenüber einem semantischen Aspekte mitberücksichtigenden Vorgehen bleiben in mancherlei Hinsicht verbale Proteste ohne weitergehende Folgen. Nur allzu oft greift die Verfasserin bei ihren Analysen auf lexiesemantische Kategorien zurück: so, wenn sie erklärt, die volitiven Verben seien hinsichtlich der Modussetzung nicht davon abhängig, ob eine *construction contactuelle* oder eine *construction non contactuelle* vorliege (p. 44, 50), wohl aber die subjektiven (p. 45); wenn sie feststellt, eine hinzutretende Negation verändere das Modusverhalten der Verben des Glaubens und Wissens radikal (p. 58), dasjenige der «verbes implicitement négatifs» dagegen nur geringfügig (p. 58 ss.); wenn sie bei *dire* und verwandten Verben zwischen einem deklarativen und einem volitiven «Sinn» unterscheidet (p. 115, 131), oder den Indikativ nach *vouloir* in gewissen Beispielen darauf zurückführt, daß das Verb eben nicht seinen «sensnormal» habe (≈ ‘glauben’, ‘behaupten’, p. 126); und was liegt anderes vor als ein Rückgriff auf die Semantik, wenn erklärt wird, die Sekundärfaktoren (Negation, Frage usw.) würden die Modussetzung bei jedem Verb verschieden stark beeinflussen? (p. 84, 85/6, 94, 97, 103 u. passim); usw. Ebenso sind zahlreiche ausgezeichnete Detailbeobachtungen so beschaffen, daß sie einen Rückgriff auf die Semantik der morpho-syntaktischen Einheiten implizieren: die Feststellung, daß die Beeinflussung des Modusverhaltens durch die Negation zusätzlich von der grammatischen Person und vom Tempus abhängig ist (p. 86/7, 96); die Erkenntnis, daß der Subj. hinsichtlich der Realitätsfrage an sich neutral sei und unter gewissen Voraussetzungen auch für mit Sicherheit realisierte Prozesse gesetzt werden könne (p. 88, 90, 99)⁹; der Hinweis darauf, daß der Indikativ in der von einem negierten Hauptsatz abhängigen Complétié oft mit der Hervorhebung des Nebensatzes oder eines Teils desselben zu erklären sei (p. 90s.); die Erkenntnis, daß durch die Setzung eines Ind. nach negiertem Hauptsatz oft ein Zitiereffekt erzielt wird (p. 91, 98)¹⁰. All diese Aspekte sollten eigentlich die Verfasserin dazu bewegen, die Konsequenzen zu ziehen und dem asemantischen Ansatz den Rücken zu kehren, zumal das rein schematisch-formale Vorgehen auch noch den Nachteil hat, daß oft nicht Zusammengehörendes zusammen präsentiert werden muß; es sei hier nur exemplarisch

⁹ In diesem Zusammenhang hätte auch unbedingt auf die Auffassung von Th. KALEPKY verwiesen werden müssen, cf. *ZFSL* 35 (1909) 92; *ZFSL* 50 (1927), 452 ss.; *NS* 36 (1928), 354; *ZRPh.* 48 (1928), 73 s.

¹⁰ Die gleiche Erklärung wäre auch auf gewisse Fälle nach Verben des Glaubens und Meinens auszudehnen, wo eine offensichtlich falsche Auffassung eines Protagonisten im Ind. präsentiert wird (cf. p. 129, 133).

auf zwei Punkte verwiesen. Einmal werden in Kapitel A («nur Subj.» bei rein affirmativer Konstruktion) die volitiven und subjektiven Ausdrücke zusammen behandelt, obwohl die Verf. p. 44 selbst feststellen muß, daß sich die beiden Kategorien hinsichtlich der Opposition *construction contactuelle* ~ *non contactuelle* grundverschieden verhalten (die volitiven erweisen sich als von ihr unbeeinflußt); p. 76 finden sich Beispiele für *ordonner* ‘befehlen’ und *ordonner* ‘beschließen’ nebeneinander, obwohl hier zwei verschiedene Sememe vorliegen, die in zwei verschiedene semantische Bereiche (volitiv bzw. deklarativ) gehören.

Ein ganz anders Problem, das von der Verfasserin ausführlich diskutiert und meiner Ansicht nach befriedigend gelöst wird, ist die Frage, ob man Formen wie *fût*, *eût*, *voulût* usw.¹¹ mitberücksichtigen darf, obwohl sie sich doch nur rein graphisch von den entsprechenden Formen des P.s. (P.a.) unterscheiden (p. 16–28). Das Problem ist insofern schwerwiegend, als man sich im 17. Jh. (im Gegensatz zum 20.) auch bei gedruckten Texten kaum auf die Schreibung verlassen kann und die Formen von Subj. II und P.s. graphisch oft nicht oder nur höchst mangelhaft geschieden werden¹². Gleichwohl ist es in zahlreichen Fällen möglich, betreffende Beispiele mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dem konjunktivischen Bereich zuzuweisen: nämlich immer dann, wenn bei wirklich indikativischer Konstruktion ein Imperfekt (und nicht ein P.s.) zu erwarten wäre; unter diesen Voraussetzungen liegt (nach der Terminologie von Schmitt Jensen) wohl ein lokaler, nicht aber ein kontextueller Synkretismus vor¹³. Ohne daß dies ausdrücklich gesagt würde (wohl ein Versehen?), scheint die Verfasserin die auflösbaren lokalen Synkretismen in ihrer Statistik mitzuberücksichtigen, die nicht auflösbaren dagegen auszuschließen.

Gerade dieses Problem zeigt, wie umsichtig und überlegt im allgemeinen die Verfasserin vorgeht, und die gleichen Qualitäten zeigt sie auch, wenn sie die Zahlen ihrer Erhebungen mit denjenigen aus den Arbeiten über das Modernfranzösische vergleicht: sie behält immer die

¹¹ Bzw. die im 17. Jh. noch vorherrschenden Schreibungen *fust*, *eust*, *voulust* usw.

¹² Die Verfasserin wirft mir p. 19 N 1 vor, ich würde in meinem Artikel über *après que* (*VRom.* 29 [1970], 230–263) dieser graphischen Konfusionsmöglichkeit nicht genügend Rechnung tragen; meine Belege für Ernoul (*fust*) hätten keine Beweiskraft. Die kritiklose Übernahme dieser Argumente von H. Glättli (*VRom.* 29 [1970], 264–272) – unter Unterdrückung des eindeutigen Beispiels von Joinville – und die verzerrte Wiedergabe meiner Ausführungen muß einigermaßen erstaunen. Einmal habe ich den Beispielen bei Ernoul nie *per se* Beweiskraft zugesprochen, sondern nur in Verbindung mit der eindeutigen Form (*eussiens pris*) bei Joinville. Dann darf man auch die Verhältnisse im graphischen Bereich im 13. Jh. nicht einfach mit denen im 17. Jh. gleichsetzen; sie gleichen viel eher denjenigen im 20. Jh. Nicht nur sind die Konfusionen von Schreibungen mit und ohne *s* im 13. Jh. ganz allgemein relativ selten, es ist auch zu beachten, daß gerade die Schreibungen bei Ernoul sehr zuverlässig sind und sich bei den Fällen, wo kaum Zweifel am verwendeten Modus bestehen können, keine Verwirrung feststellen läßt (cf. ferner auch WUNDERLI, *VRom.* 29 [1970], 276/277). Dies ist zweifellos damit in Zusammenhang zu bringen, daß das Verstummen des vorkonsonantischen *s* eine Längung des vorhergehenden Vokals bewirkte und die Schreibungen mit *s* gerade zur indirekten Markierung dieser Längung dienten. Weitere eindeutige Beispiele für das 16. und 17. Jh. sind inzwischen von LAU, *Studien*, p. 230 beigebracht worden.

¹³ P. 25 N 1 werden meine Ausführungen zu einem von Tobler zitierten Beispiel (*fut = fust?*) wiederum verzerrt wiedergegeben (cf. WUNDERLI, *Teilaktualisierung*, p. 366). Ich habe nicht gesagt, ich würde in bezug auf dieses Beispiel der indikativischen Interpretation den Vorzug geben, sondern vielmehr, daß es keineswegs erwiesen sei, daß hier ein Subj. vorliege. Was die von der Verfasserin behauptete Unmöglichkeit angeht, an der betreffenden Stelle ein P.s. zu setzen, so übersieht sie, daß die Regeln der Tempussetzung im Mittelfranzösischen und im 17. Jh. nicht identisch sind und daß im 15. Jh. ein P.s. (v.a. *fut!*) im betreffenden Kontext keineswegs ungewöhnlich ist (cf. hierzu v.a. M. WILMET, *Le système de l'indicatif en moyen français*, Genève 1970, p. 342–344).

abweichenden Grundlagen der Statistiken im Auge und verfällt nie der Gefahr, unvergleichbare Werte einander gegenüberzustellen. Trotz gewisser Nachteile, die die asemantische Grundeinstellung mit sich bringt, wirken sich diese nicht schwer aus: wie wir gesehen haben, findet die Verfasserin ja doch immer wieder still und heimlich zur Semantik zurück. So können denn die Resultate der vorliegenden Arbeit als zuverlässig und gültig bezeichnet werden¹⁴. Sie lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß man keineswegs von einer allgemeinen Dekadenz des Konjunktivs im Modernfranzösischen sprechen kann, ganz im Gegenteil¹⁵: in affirmativen Konstruktionen hat er nach *de ce que*, *il arrive que*, *il semble que*, nach *s'étonner*, *feindre*, *se plaindre*, *reprocher*, *se vanter* usw. zwischen dem 17. und dem 20. Jh. zum Teil ganz erhebliche Fortschritte gemacht; rückläufig sind dagegen die Frequenzzahlen für den Konjunktiv nach negativen, interrogativen und hypothetischen Obersätzen – eine Feststellung, die es wohl verdienen würde, möglichst bald von der normativen Grammatik und den Schulbuchautoren zur Kenntnis genommen zu werden! Der Verfasserin darf zweifellos das Zeugnis ausgestellt werden, einen wertvollen und soliden Beitrag zur Geschichte der Konjunktivverwendung geliefert zu haben.

Peter Wunderli



RUPPRECHT ROHR, *Französische Syntax. Zur Beschreibung morphosyntaktischer Phänomene des Französischen*, Frankfurt/M. (Athenäum) 1971, 112 p.

Dieses anregende, aus Vorlesungsskripten hervorgegangene kleine Buch nimmt zu den meisten wichtigen Fragen der französischen Grammatik in irgend einer Form Stellung; oft auch nur indirekt, stets aber im allgemeinen Rahmen einer Schulgrammatik, die die strukturalistische Diskussion berücksichtigt und auch die Gesichtspunkte der TG kennt. Was Rohr anstrebt, ist eine «systematische Morpho-Syntax». Er verwendet dazu einen Formalismus, der die Struktur sprachlicher Ausdrücke des Französischen darstellen soll.

Geht man syntaktisch vor, dann muß man sagen, daß es in einer Sprache Ausdrücke *a* gibt, die nach bestimmten Regeln der Syntax aufgebaut sind. Geht man semantisch vor, dann muß man – sofern die Semantik referentiell begriffen wird – sagen, daß es Ausdrücke *a* gibt, die, in einer möglichen Welt interpretiert (d.h. unter bestimmten Bedingungen interpretierbar), wahr oder falsch sind.

¹⁴ An kleineren Kritiken wären anzubringen: – Verschiedentlich wird bei den berücksichtigten Beispielen das Prinzip vernachlässigt, es dürfte im Obersatz kein Konjunktiv stehen, cf. z.B. p. 35: La Fayette, *Zayde* II, p. 125 (*plust*); p. 54: La Bruyère, *Caractères*, p. 189 (*soient*). – Beispiele mit dem Imperativ im Hauptsatz dürften nicht in der Statistik berücksichtigt werden, hat doch dieser eine weitgehend dem Subj. vergleichbare Wirkung auf die Modussetzung in der Compléitive; cf. z.B. p. 121: *Scudéry* II, p. 901 (*attendez!*). – Lexien mit negativen Präfixen dürfen nicht einfach in die Gruppe der affirmativen Konstruktionen gestellt bzw. zusammen mit den entsprechenden Lexien ohne negatives Präfix aufgeführt und gezählt werden (cf. p. 29 *juste/injuste*, *possible/impossible*, *utile/inutile*, ebenso p. 31, 32; p. 35/6 *digne/indigne* usw.); negative Präfixe beeinflussen in der Regel die Modussetzung in ähnlicher Weise wie eine syntaktische Negation. – Der Titel zu A. 1.4. (p. 34) dürfte nicht *il + verbe* heißen, denn es sind nur unipersonale Verben gemeint (> *Verbes unipersonnels* o.ä.). – p. 110 müßte der Titel *il + verbe* durch *ce qui + verbe ... c'est* ersetzt werden. – p. 76 ist die eingeschobene (sekundäre) Beispielreihe (*décider* bis *stipuler*) nicht genügend von der den Rahmen bildenden primären Reihe abgegrenzt. – p. 19 N 1: statt *VRom. 20* lies *VRom. 29*.

¹⁵ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *VRom.* 29 (1970), 230/231; *ZFSL* 80 (1970), 154/155.

Rohr setzt das syntaktische System, aus dem α stammt, als bekannt voraus. Was er im Auge hat, ist eine beschreibende Darstellung der Struktur von α . Dabei nimmt er eine merkwürdige strukturalistische Wendung, die darin besteht, daß der Ausdruck α nicht semantisch interpretiert, sondern wie ein Zeichen als Träger einer Mitteilung begriffen wird. Es gibt Signalkombinationen (Si), die die notwendige Kommunikation KOM auf verschiedene Weise bewerkstelligen. In Symbolen: Si / KOM . Dabei gilt die Anweisung, daß «das über dem Strich bezeichnete *signifiant* von dem darunter bezeichneten *signifié*» (p. 3) zu trennen ist. Wer diesen Signalsprung nicht mitzumachen bereit ist, wird Rohr nicht folgen können. Man betrachte in diesem Zusammenhang die nachstehenden Beispiele:

$$\begin{array}{ll} \text{generativ:} & S \rightarrow NP, VP \\ \text{kategorial}^1: & S \rightarrow N, S/N \\ \text{nach Rohr:} & \frac{Si}{KOM} = \frac{N_{phr}}{G/S/E} + \frac{V_{phr}}{Akt} \end{array}$$

Die Angaben unter dem Strich sind G = Gattung (bzw. Teile davon, G_t), S = Stoff (bzw. Teile davon, S_t), und E = Einzelobjekte. Diese Angaben enthalten nicht die Mitteilung, sondern sie liefern eine Kategorisierung, die über dem Strich grammatisch, unter dem Strich ontologisch oder epistemisch klassifizierend, diejenigen Elemente enthält, die sprachrelevant sind. Mit dem Verfahren Rohrs formalisiert man eine Menge mehr oder weniger traditioneller Begriffe.

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu sehen, daß Rohr nicht eigentlich von S als Einheit der Sprache oder als Rahmen der grammatischen Beschreibung spricht. Man spürt, daß er bemüht ist, über den Satz hinaus den Text ins Blickfeld zu erhalten. Zu diesem Zweck wird die Weinrichsche, nach Besprechen und Erzählen unterschiedene Tempusgruppierung verwendet, und zwar als Darstellungsebenen (p. 18, 80). Doch tritt andererseits der strukturalistische Begriff des Elements immer wieder zutage. Man betrachte das folgende Schema für S , das die Subjekts-NP besonders herausstellt:

$$S = N_{phr} \left(\frac{N^{pr}}{Iv} + \frac{N_I}{G^t/S_t} \right) + V_{phr}$$

Die Abkürzungen sind m = Morphem, I = Lexem, Iv = Individualisierung; ferner pr = prädeterminierend (und entsprechend $post$ = postdeterminierend, prp = prä- und postdeterminierend).

Hier sind die Grundannahmen Rohrs gut sichtbar. Es gibt Elemente, die sich gegenseitig bedingen. Man denkt dabei z.B. an den Begriff der Determination tt' bei Bally (§ 155). Es gibt deshalb hier nicht den Begriff der Operation, z.B. λaM . Es wäre zwar möglich, im vorliegenden Beispiel etwa zu sagen: «Nimm ein erstes N zusammen mit einem zweiten N und mach daraus wiederum ein N .» Aber dies widerspricht dem Verfahren Rohrs, weil sein Formalismus keine Hierarchien vorsieht.

Das Problem der Hierarchie stellt sich selbstverständlich nicht nur im kategorialen Teil. Es kann z.B. nicht gezeigt werden, wie sich die Elemente unter dem Strich zu einem Sinn zusammenfinden. Das Fregesche Prinzip, mit anderen Worten, findet in diesem Formalismus keinen Niederschlag. Aber wer wollte Rohr hier einen Vorwurf machen? Allerdings wäre der Strich dann fatal, wenn er dazu angelegt wäre, Isomorphismen zu suggerieren, die es nicht gibt.

¹ Im Falle der kategorialen Grammatik denken wir an D. LEWIS, *Synthese* 22 (1970), 18–67, vor allem aber an M. J. CRESSWELL, *Logics and Languages*, London 1973.

Man kann die Formeln Rohrs auch als Explikate auffassen, die von Fall zu Fall diskutiert werden können. Sei also *cette vie dura dix ans* (p. 23) ein Ausdruck gemäß a. (Der Verfasser behandelt die Tempora im Rahmen von Imbs 1960, Heger 1963, Weinrich 1964, Regula 1966, nicht aber z. B. Pollak 1960). Die Formel, die den genannten Satz beschreibt, gibt an, daß ein duratives Verb aspektiv limitiert wird, weil eine «bestimmte Zeitangabe» (bza) = *dix ans* beigefügt ist. Diese Zeitangabe wird wie folgt expliziert:

$$\dots + \frac{V_m^{\text{adv}}}{\text{bza}}$$

Generalisierend interpretiert heißt dies: «So ist im Französischen das PS (= passé simple) redundant immer dann gegeben, wenn eine adverbiale genaue Zeitbestimmung die Handlung begrenzt» (p. 23). Abgesehen davon, daß *durer* keine Handlung anzeigen, ist es leicht, einen Kontext zu finden, in dem auch der Satz *cette vie durait dix ans* grammatisch korrekt ist und einen Sinn hat.

Vermutlich würde Rohr – der diese Fälle selbstverständlich kennt² –, von einem Ausdruck des Französischen sprechen, der in einem bestimmten (oder hermeneutisch bestimmbarer) Kontext grammatisch so oder so korrekt ist. D.h. er würde die oben erwähnten Wahrheitsbedingungen und was damit zusammenhängt ganz einfach aus dem Spiel lassen. Als Grammatiker hat man keine andere Wahl.

Hinsichtlich der explikativen Kraft dieses Formalismus ist zu bemerken, daß er keine formalen Eigenschaften der Sprache festmacht – insofern zumindest, als solche Eigenschaften immer notwendig oder unmöglich, nie jedoch zufällig sind –, sondern daß er, wie bereits gesagt, ein Notationsverfahren darstellt, das es erlaubt, aus einer Taxonomie von Elementen diejenigen jeweils anzuführen, die als relevant deklariert werden.

Dazu ein Beispiel, und zwar zur Passé simple/Imparfait-Regulierung. Nach Rohr verhält es sich so, daß die Aktionsart, die entweder durativ (du) oder punktuell (pt) sein kann, im Verballexem liegt, indes der Aspekt, morphologisch angezeigt, entweder limitiert (lim) oder illimitiert (ill) sein muß. Zwischen (du) und (ill) bzw. zwischen (pt) und (lim) bestehen natürliche Affinitäten. Dabei wird angenommen, daß zeitliche Verhältnisse (Z) jeweils aktualisiert (Ar) werden, hier aus der Vergangenheitsebene (VE). (Daher ArZ : VE, was wir in der folgenden Formel nicht berücksichtigen.) Die vereinfachte Notation sieht dann folgendermaßen aus:

$$V = \left(\frac{V_1 : -}{\text{Akt}_{du/pt}} + \frac{V_m^{\text{post}} : \text{p. simple/imparf.}}{\text{Asp}_{lim/ill}} \right)$$

Nach diesem Schema kommt die spezifische Bedeutung der Ausdrücke dadurch zustande, daß die Aktionsart mit dem Aspekt auf verschiedene Weise kombiniert wird. Textlinguistisch würde ich sagen, daß das Imparfait eine konnektierte Vergangenheit, das Passé simple eine nicht konnektierte Vergangenheit darstellt. Rohr geht auf diese Frage nicht ein. Aber er hat grundsätzlich recht. Die vorhin erwähnte Taxonomie kann, wenn wir richtig verstanden haben, folgendermassen zusammengefaßt werden:

$$\text{du} + \text{ill} = \begin{cases} \text{ill}^{\text{st}} & \text{stativ (Zustand)} \\ \text{ill}^{\text{it}} & \text{iterativ} \\ \text{ill}^{\text{cont}} & \text{kontinuativ} \end{cases}$$

² Das Paradigma mit *aller* ist im Zusammenhang mit dem Futur immédiat (p. 20) allerdings falsch.

$pt + ill$	=	$\begin{cases} ill^{*3} \\ ill^{it} & \text{iterativ} \\ ill^{refl} & \text{reflexiv (zum Gesagten)} \\ ill^{prt} & \text{präterminativ (z.B. } il se noyait \text{)} \end{cases}$
$du + lim$	=	$\begin{cases} lim^{in} & \text{inchoativ (z.B. } il sut \text{)} \\ lim^{sp} & \text{spatial (von Anfang bis Ende) (z.B. } Louis XIV eut \dots \text{)} \end{cases}$
$pt + lim$	=	$\begin{cases} lim^m & \text{momentan} \\ lim^{it} & \text{iterativ} \end{cases}$

Durch statistische Auswertung von Texten zeigt Rohr, «daß die gewählten Kategorien erhebbar waren» (p. 33). Dort ist der Punkt, wie Rohr selbst andeutet. Im Grunde wird angenommen, daß irgendwann etwas der Fall ist, z.B. ein Ereignis. Was bei diesem Verfahren jedoch nicht berücksichtigt werden kann, ist die Tatsache, daß das Tempussystem Sprecher postuliert, die zu gegebenen oder vorstellbaren Sprechzeiten gegebene oder vorstellbare Ereignis- und Verhaltenszeiten miteinander in Beziehung bringen⁴.

In diesem Zusammenhang scheint es, der Begriff der Darstellungsebene sei das Resultat eines kühnen Versuchs, die Sprechzeit-Ereigniszeit-Relation an einem Ort festzumachen. Die Darstellungsebene enthält «mögliche Welten». Da aber die Tempussysteme – auch die aspektiven – stets einzelsprachlich ausgeformt sind, muß man behaupten, daß die genannte Relation im Sprecher begründet ist und nicht in der «Welt».

Nach dem Gesagten kommen wir nochmals auf den Satz S zurück. Rohr gibt dazu das folgende Schema (p. 77):

$$\frac{(N_m + N_l)/V_m^{pr}}{Iv} + \frac{V_l}{Akt_{pt/du}} + \frac{V_m^{post}}{Arz + Asplim/ill}$$

In Worten: Es gibt entweder ein Subjekt N, das irgendwie determiniert ist, oder ein solches, das aus einem Subjektspronomen besteht. Es gibt ferner ein verbales Prädikat V, das aus einem Lexem und einem Morphem besteht. Die «einfache Aussage» ist deshalb hier eine einstellige Funktion $f(x)$. Das als Objekt fungierende zweite Argument y wird als eine «im Satz fakultativ enthaltene» NP behandelt (p. 83). In der Grammatik geht man mit den Argumenten oft eher unbekümmert um. Genau genommen gehören die Argumente zur Definition der Funktion. Ihre Zahl kann deshalb nicht verändert werden, ohne daß die Funktion eine andere wird.

Ausgehend von einer grundsätzlich prädikativen Struktur würden wir demgegenüber den einfachen Satz mit einer Modalität *de dictu* versehen. Dies geschieht in der Annahme, daß der Sprecher zu seiner Aussage stets auch Stellung nimmt, indem er sie z.B. für notwendig oder möglich hält⁵. Wir meinen damit allerdings – um den Problemen der Logiker auszuweichen – so etwas wie eine assertorische Modalität. Auf diese Weise entsteht gleichzeitig ein Rahmen für die Behandlung des Konjunktivs und der Zeitenfolge (cf. dazu Rohr p. 48).

³ In die Kombination $pt + ill = ill^*$ (p. 31, mit Asterisk von uns) gehören die verschiedenen «regelwidrigen» Verwendungsweisen des Imperfekt (imp. de rupture, rhetorisches, glossierendes usw.).

⁴ Cf. dazu D. WUNDERLICH, *Tempus und Zeitreferenz im Deutschen*, München 1970, besonders p. 75s.

⁵ Cf. G. INEICHEN, *La phrase explicite dans la Linguistique de Bally*, erscheint in der *Festschrift Gossen*.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu den Ausführungen über das Objekt (p. 83ss.). Rohr spricht in den Kapitelüberschriften von Objektspronomen, obwohl er ausführlich über NP- und PP-Ergänzungen handelt, die nicht pronominalisiert sind. Im Zusammenhang der PP werden die verschiedenen Funktionen der Präposition untersucht. Das Zeichen «Präposition» hat die folgende Struktur:

$$\frac{N_m^{pr}}{(Rel)}$$

Im Sinne Rohrs handelt es sich hier demnach um ein prädeterminierendes Nominalmorphem, das eine Anzahl von Relationskonstanten (Rel) mit sich führt. Wir schreiben hier allgemein (Rel), um damit die Klasse der rund zwanzig Konstanten zu bezeichnen, mit denen Rohr arbeitet: z.B. lok, temp, instr. Trotzdem muß geprüft werden, ob die Präposition eine Kompositionsfuge, ein automatisiertes Grammem bei einem Verb, ein Kasusgrammem oder ein Translativ im Sinne Tesnières ist⁶.

Wir haben in dieser Rezension unsere Aufmerksamkeit vorwiegend auf den von Rohr gewählten Formalismus gerichtet, und zwar in der Absicht, die Eigenart und die Leistungsfähigkeit desselben herauszustellen.

Gustav Ineichen



COLETTE DONDAIN, *Atlas linguistique et ethnographique de la Franche-Comté (ALFC)*, vol. I, Paris (Editions du CNRS) 1972. – *Les Parlers comtois d'oïl. Etude phonétique*, Paris (Klincksieck) 1972, 487 p. (BFR A/24).

Es geschieht selten, daß der Verfasser eines Sprachatlases mit dem Erscheinen des 1. Bandes zugleich eine Monographie über das von ihm untersuchte Gebiet herausgibt. Colette Dondaine hat diesen «tour de force» zustandegebracht und erleichtert auf diese Weise dem Benutzer des *ALFC* die Aufgabe erheblich, indem sie ihm – im Rahmen der Phonetik – einen Großteil der Arbeit abnimmt.

Betrachten wir zunächst den vorliegenden Band I des *ALFC*. Der sich als Teil der «Atlas linguistiques de la France par régions» verstehende *ALFC* geht zurück auf das vor etwa 17 Jahren konzipierte Projekt eines «Atlas bourguignon-comtois», für den, unter der Leitung von Robert Loriot, ein zugleich für die Champagne, Burgund und die Franche-Comté gültiges Fragebuch von H. Bourcelot und J.-M. Leneuf ausgearbeitet worden war. Bourcelot hatte zudem einige Probeaufnahmen in den Vosges comtoises durchgeführt. Ab 1959 wurde Frau Dondaine alleinige Exploratorin für die Franche-Comté¹. Sie paßte den Questionnaire den Bedürfnissen ihres Untersuchungsgebietes an und erweiterte ihn um 1800 Wörter und Sätze, so daß er nunmehr über 4000 Wörter und Sätze umfaßte. Frau Dondaine stammt aus dem Dorf Breuchotte (Haute-Saône), aus einer Familie von «patoisants». Bereits von 1939 bis 1940 hatte sie mit einem Fragebuch von 500 Wörtern Enquêtes im Norden der Vosges saônoises gemacht. Sie war also gleichsam dafür prädestiniert, den *ALFC* zu

⁶ Wir beziehen uns hier punktuell auf W. ROTHE, *ZRPh.* 89 (1973), 295, weil diese Position derjenigen ROHRS am besten entspricht.

¹ Die Champagne wurde von H. BOURCELOT (*ALCB*, cf. *VRom.* 28 [1969], 182–187), Burgund von G. TAVERDET übernommen.

erarbeiten. Eine Aufteilung des ursprünglich geplanten Gebietes drängte sich um so mehr auf, als die Franche-Comté, ähnlich wie Lothringen, eine Grenzprovinz ist, die, obwohl sie den verschiedensten Einflüssen offensteht, doch eine dialektale Individualität besitzt.

Das explorierte Territorium umfaßt vier Regionen: die Vosges haut-saônoises, die burgundische Pforte («trouée de Belfort»), die Plateaux der Haute-Saône und den Jura, also, vom Standpunkt der physischen und der Wirtschaftsgeographie aus betrachtet, recht disparate Gebiete. Der frankoprovenzalische Süden der Franche-Comté wurde dem Netz des *ALJA* von J.-B. Martin und G. Tuaillet überlassen; doch hat Frau Dondaine, um den Anschluß an diesen Atlas zu sichern, ein Dutzend Aufnahmen auf frprov. Boden durchgeführt. Anderseits haben Martin und Tuaillet in 6 Ortschaften der sich im *ALFC* und *ALJA* überschneidenden Zone exploriert; diese Ortschaften sind nicht dieselben wie die des *ALFC*². Ebenfalls um den Anschluß an die angrenzenden Sprachlandschaften zu gewährleisten, hat die Verfasserin drei Ortschaften in der Côte-d'Or (Anschluß an Burgund), zwei Ortschaften in der Haute-Marne (Anschluß an die Champagne) und vier Ortschaften im Dep. Vosges (Anschluß an Lothringen) exploriert. So ergibt sich für den *ALFC* folgende Punktzahl, die wir mit derjenigen des *ALF* im selben Gebiet vergleichen; der Abstand von Punkt zu Punkt beträgt ca. 10 km.

	<i>ALFC</i>	<i>ALF</i>
Dep. Haute-Saône	28 Punkte	7 Punkte
Dep. Doubs	27 Punkte	8 Punkte
Dep. Jura	15 Punkte	3 Punkte
Terr. de Belfort	5 Punkte	2 Punkte
Schweizer Jura	4 Punkte	2 Punkte
Dep. Haut-Rhin	2 Punkte	0 Punkte
Dep. Vosges	4 Punkte	2 Punkte
Dep. Haute-Marne	2 Punkte	1 Punkt
Dep. Côte-d'Or	3 Punkte	1 Punkt
Total	90 Punkte	26 Punkte

Somit ist das Netz 3½ mal dichter als dasjenige des *ALF*.

Die Karten des 1. Bandes betreffen folgende Sachgebiete:

1. Météorologie	83 Karten
2. Chronologie	67 Karten
3. Relief	20 Karten
4. Labours et charrue	25 Karten
5. Chars et autres véhicules	30 Karten
6. Outils et instruments divers	11 Karten
7. Terre habitée	3 Karten
8. Les prés, le foin	35 Karten
9. Les céréales, la moisson	29 Karten
Total	303 Karten

² Cf. als Abgrenzungskriterium zwischen Frankoprovenzalisch und Langue d'oïl beispielsweise die Grenze der frprov. Entwicklung von *c^a* > *ts*, *θ*, *g^a* > *dz*, *ð*, bei K. LOBECK, *Die französisch-frankoprov. Dialektgrenze zwischen Jura und Saône*, Genf-Zürich 1945, synthetische Karte C.

Am Ende des Bandes folgen 14 Seiten Illustrationen (Schlitten, Kirchtüren, Mauer und Gatter, Pflüge, Wagen und deren Bestandteile, Schubkarren, Hacken und Schaufeln, Sense und Dengeln, Rechen und Gabeln, Eggen, Kornsense und Sichel, Garbenbinden) und Ergänzungen, z.T. volkskundlicher Natur, zu einer Anzahl von Karten.

Da wir uns bei der Besprechung der *Parlers comtois* (Abkürzung *PC*) auf die Probleme der Phonetik konzentrieren werden, sei bei der Vorstellung des *ALFC* von diesem Aspekt abgesehen. Wir möchten vielmehr in erster Linie vom Lexikalischen her einen Begriff einerseits vom Atlas, anderseits von Einheit und Gliederung der in ihm dargestellten Sprachlandschaft geben.

Zunächst einige Karten, die eine relative Einheitlichkeit des gesamten Gebietes, meist als Teil eines mehr oder weniger größeren Sprachraumes, erweisen:

K. 15: un éclair, des éclairs: Typus *‘alüd’*, *‘elüz’* usw.; cf. *FEW 5*, 263–266.

K. 44: des flaques d’eau: Typus *‘guyę’* usw.; cf. *FEW 16*, 99–101.

Lediglich P. 12 (Terr. de Belfort), 13, 14, 15, 18, 19, 24, 31, 32, 42, 43 (Doubs) haben *‘bwayę’* usw.; cf. *FEW 1*, 621 b).

K. 137: la tartine: Typus *‘rötti’* f.; cf. *FEW 16*, 683.

K. 242: de la grande herbe: Typus *‘fenesse’*; cf. *FEW 3*, 455 b.

K. 248: faucher: SECARE herrscht im größten Teil des Gebietes, doch ist der Vormarsch des Typus *‘faucher’* von Nordwesten und Westen her festzustellen.

Viele Karten illustrieren hingegen eine lexikalische Gliederung der Franche-Comté, was angesichts ihrer Geschichte und ihrer geographischen Lage und Konfiguration kaum verwunderlich ist:

K. 40: à l’abri de la pluie: im größten Teil des Gebietes herrscht der südliche Typus *‘e l ęsot, ęsut’* und Varianten (*SUSTA, cf. *GPSR 4*, 21b). Im Dep. Haute-Saône, und zwar südlich des Ognon + P. 54, tritt der Typus *‘e lę kovo, kuvo’* ‘à la couvert’ auf. Im Südwesten des Dep. Jura (P. 77, 78, 79) + P. 86 der Côte-d’Or begegnet man *‘e lę ruso, -av’*; cf. *FEW 10*, 595a: Dôle à la roussot ‘à l’abri de la pluie’. Cf. im übrigen die Ausführungen der Verfasserin, *PC*, p. 313, N 1.

K. 58: (j’ai les doigts) gourds: Der vor allem im Norden und Westen verbreitete Typus *‘bigo’* (cf. *FEW 1*, 356–357) trifft im Süden (Jura und Doubs) auf den Typus *‘ät(ö)mi’* (cf. *FEW 17*, 383–384) und koexistiert an einigen Punkten mit diesem. Der Typus *‘ämuti’* ‘enmorti’ (cf. *FEW 6/3*, 136b) begegnet im Süden des Dep. Doubs (P. 20, 25, 44, 45, 51) und im Dep. Jura (P. 62); cf. auch *ALJA 54*.

K. 61: (ça m’a bien) réchauffé. Der verbreitetste Typus ist *‘re(t)šo(d)rá, -ę’*, eine Ableitung von CALORARE (cf. *FEW 2/1*, 103a), der im südlichen Teil der Haute-Saône, im größten Teil des Dep. Doubs und im Osten des Dep. Jura anzutreffen ist. Von Nordwesten und Westen dringt der Typus *‘réchauffé’* vor. Im Osten der Haute-Saône, des Doubs, im Territoire de Belfort, im Schweizer Jura und im südlichen, frprov. P. 45 begegnen wir dem Typus *‘réchaudé’* (cf. *FEW 3*, 264b).

K. 83: (nous la tenons), la sécheresse. Der «lateinische» Typus *‘seti’* und Varianten < SICCITATE lebt, nach *FEW 11*, 583–584, im Berry, Bourbonnais, in der Bourgogne, in Lothringen, in der Franche-Comté und im Frankoprovenzalischen. Aus unserer Karte ergibt sich, daß er in den Dep. Jura, Doubs, im Süden der Haute-Saône, im südlichen Teil des Terr. de Belfort und im Schweizer Jura herrscht. Der «französische» Typus *‘sécheresse’*, in zahlreichen lautlichen Varianten, findet sich hingegen im größten Teil der Haute-Saône sowie an allen Punkten der westlich und nördlich angrenzenden Departements. Im Doubs koexistiert er an einigen Punkten mit dem andern.

K. 130: le premier repas. Der im Osten der Galloromania von Lothringen bis ins Val d'Aosta und ins Lyonnais lebendige Typus *"déjeunon"* findet sich im Süden, Südosten und Osten (Schweizer Jura, großenteils in den Dep. Doubs und Jura) mit einer Spitze ins Dep. Haute-Saône. Die deverbale Bildung *"déjeun"* finden wir in den Grenzpunkten der Vosges, im Osten der Haute-Marne, im Nordosten des Dep. Doubs und im Territoire de Belfort³. Die übrigen Regionen haben, wie die Hochsprache, den substantivierten Infinitiv *"déjeuner"*⁴.

K. 180: le chiendent. Die vor allem burgundisch-lothringische und auch in einem Teil des frprov. Raumes beheimatete Bezeichnung *"grimon"* und Varianten (cf. *FEW 4*, 214b) beherrscht, allerdings manchenorts mit *"chiendent"* koexistierend, die südwestliche Hälfte des Kartenbildes. Der Nordosten der Haute-Saône und des Doubs, nebst den übrigen östlichen Gebieten, kennen nur die Bezeichnung *"chiendent"*. Auf vereinzelt auftretende andere Bezeichnungen wollen wir hier nicht eingehen.

K. 279: semer. Der «germanische» Typus *"veñi, w-"* und Varianten (cf. *FEW 17*, 461), der in der Bedeutung 'säen' sein Irradiationszentrum im Frankoprovenzalischen besitzt, beherrscht den östlichen und südlichen Teil des Kartenbildes. In den übrigen Regionen begegnen wir dem Fortsetzer von SEMINARE, größtenteils in der Form *"sāná, -é"*. Nur im äußersten Norden und Westen ergibt die Gruppe *-m'n-* > *-m-* (cf. *PC*, p. 179–182).

Morphosyntaktische und syntaktische Aspekte ergeben sich aus K. 25: il va pleuvoir (cf. auch K. 9: le temps se met à l'orage, Satz, der an manchen Punkten mit *"il veut"* bzw. *"va faire du temps"* wiedergegeben wurde). Hier zeigt sich der Gebrauch von *vouloir*, z.T. alternierend mit *aller*, als Hilfsverb des Futur proche; diese Formen können aber auch in der Funktion des Futur simple auftreten. K. 135: Quelle heure est-il? – Im wesentlichen stehen einander zwei Fragetypen gegenüber: Im Südosten, vor allem im Dep. Doubs und in benachbarten Punkten, die Inversionsfrage, im Nordwesten und Norden der Typus *"quelle heure qu'il est?"*. Beide Typen begegnen Haute-Saône P. 55. Die übrigen Fragetypen treten nur sporadisch auf:

- 1) *"quelle heure est-ce qu'il est?"* Doubs P. 44, 59, Haute-Saône P. 29, Haut-Rhin P. 2.
- 2) *"quelle heure ce qu'il est?"* Jura P. 68, 71, 81, Haute-Saône P. 37.
- 3) *"quelle heure que ce fait?"* Belfort P. 6.

Die Intonationsfrage begegnet:

- 4) *"quelle heure il est?"* Jura P. 78, Doubs P. 13, Schweiz P. 8.
- 5) *"il est quelle heure?"* Schweiz P. 5.

Vergleichen wir diesen Sachverhalt mit Karte 86 des *ALF* (quel âge as-tu?), so konstatieren wir, daß zu Zeiten Edmonts – sofern man den Ergebnissen seiner, auf der Übersetzungsmethode basierenden Enquête Vertrauen schenken will – in unserem Gebiet nahezu ausschließlich die Inversionsfrage anzutreffen war. Der Typus *"quel âge que t'as?"* tritt dort erst in den Dep. Vosges, Haute-Marne und Côte-d'Or auf. Demnach könnte man schließen, daß der nur mit *que* formulierte Typus der partiellen Frage seither nach Südosten hin erheblich an Boden gewonnen hat.

³ An den P. 21, 27, 35 *"petit déjeun"*. Das Mittagessen (Karte 131) wird P. 21 als *"déjeun"*, P. 27 als *"grand déjeun"* bezeichnet. P. 10 heißen beide Mahlzeiten *"déjeun"*.

⁴ Für die Bezeichnungen der übrigen Mahlzeiten, wobei der gleiche Name je nach Gegend verschiedene Mahlzeiten bezeichnet, sowie Angaben über Art und Zeitpunkt der Mahlzeiten cf. K. 131 le repas de midi, 136 le goûter, 138 le souper.

Ein stilistischer Aspekt wird K. 274: (il est sec) comme... (vom Heu gesagt) angesprochen. Das Vergleichswort ist im Osten vor allem 'brözi' und ähnlich 'Rauchfleisch' (fr. *brésil*), im Westen in erster Linie 'griya, -o, gröyo' 'Grille oder Heuschrecke'. Daneben treten 'tabac', 'craie', 'cretons', 'poudre', 'grésil' auf, einmal 'chair d'âne', einmal gar 'makaroni'.

Aus den vorstehenden ausgewählten Beispielen geht hervor, wie sehr die Franche-Comté eine Landschaft der Begegnung ist, in der frankoprovenzalischer Wortschatz und Sprachgebrauch mit denjenigen Burgunds, der Champagne und Lothringens konfrontiert werden. Dazu gesellt sich, zweifellos in steigendem Ausmaß, der Einfluß des von Nordwesten her einbrechenden oder «parasitisierten» français standard.

Les Parlers comtois d'oil stellen im wesentlichen eine Auswertung des gesammelten Materials im phonetischen Sektor dar. Vorbild in der Konzeption war wohl Jacques Pignons *Evolution phonétique des parlers du Poitou* (1960). Die vom Atlas her bestimmte synchronische Schau wird durch eine diachronische Perspektive ergänzt, indem die Verfasserin Urkunden und zwei literarische Denkmäler des Mittelalters (es handelt sich um *Li abrejance de l'ordre de chevalerie* von Jean Priorat de Besançon, Ende 13. Jh., und das *Isopet de Lyon*, 13. Jh.), ferner Dokumente des 16. bis 18. Jahrhunderts (eigentliche Patoistexte gibt es erst seit dem 17. Jh.), vor allem die *Noëls bisontins*, Gegenstand der noch nicht erschienenen «thèse complémentaire» von Frau Dondaine, herangezogen und analysiert hat. Die Liste der benützten Sekundärliteratur füllt die Seiten 467–475; sie umfaßt außer sprachwissenschaftlichen Untersuchungen (inkl. Toponomastik) auch solche zur Geographie und Geschichte der Franche-Comté und ihrer Nachbarschaft. Im sprachwissenschaftlichen Teil erweist diese Bibliographie allerdings etliche Lücken, Inkonsistenzen und Nachlässigkeiten in der Zitierung. Wir beschränken uns auf die Rubriken «Glossaires et atlas» (p. 468–469) und «Etudes sur les parlers franc-comtois et leurs voisins» (p. 469–470). Die alphabetische Anordnung ist unzweckmäßig, da auf diese Weise sowohl die Geographie als auch die Chronologie durcheinander geraten. Bei einigen Autoren, besonders bei solchen des 19. Jahrhunderts und bei Nichtfranzosen wird die Initiale des Vornamens nicht angegeben. Publikationsort und -datum sind manchmal ungenügend (dafür wird hie und da sogar der Verlag genannt). Nur einige Beispiele für viele: Bei Contejean (Ch.), *Glossaire du patois de Montbéliard*, wird lediglich beigelegt: *Société d'émulation de Montbéliard*. Es müßte heißen: *Mémoires de la... 14* (1869–75), 213–494, auch als Buch erschienen: Montbéliard 1876; *Supplément, ibid. 26/2* (1899), 241–337. – Bei Juret (C.), *Glossaire du patois de Pierrefourt (Haute-Saône)*, heißt es «thèse de lettres, Paris, 1913». Richtig ist, daß es sich um eine «Thèse complémentaire pour le doctorat ès lettres présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris» handelt, erschienen ist die Arbeit aber als *Beih. ZRPh. 51* in Halle 1913. – Die berühmten Arbeiten Philipons werden verstimmt und unvollständig angeführt, und zwar als *Les parlers du Comté de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles*, dans Romania, t. 39, 1910, t. 41, 1912. Richtig: *Les parlers du Duché de Bourgogne... R 39* (1910), 476–531, 41 (1912), 541–600; *Les parlers de la Comté de Bourgogne..., R 43* (1914), 495–559. – In der Liste der Glossare fehlt Ch. Roussey, *Glossaire du parler de Bournois* (ct. de l'Isle-sur-le-Doubs, arr. de Baume-les-Dames), Paris 1894. – In derjenigen der Gesamtuntersuchungen und der Monographien ist man, da auch Urkundensprache ins Kalkül gezogen wurde, einigermaßen erstaunt, festzustellen, daß weder J. Hallauer, *Der Dialekt des Berner Jura im XIV. Jahrhundert*, Diss. Zürich 1920, noch unsere *Französische Skriptastudien* (Wien 1967) konsultiert wurden; cf. in letzteren das IV. Kapitel: Die ostfranzösischen Skriptae, p. 243–244. Überhaupt scheint die Verfasserin unter «voisins» nur solche innerhalb

der Landesgrenzen zu verstehen. So ist keine einzige Arbeit über den Schweizer (Berner) Jura erwähnt. Wir führen sie in chronologischer Reihenfolge an: D. Schindler, *Vocalismus der Mundart von Sornetan*, Leipzig 1887. – J. Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz*. 1. Teil: *Die Sprachgrenze im Jura*, Basel-Genf 1891. – W. Degen, *Das Patois von Créminal* (sic), Diss., Basel, Halle 1896; *Die Konjugation im Patois von Créminal*, in *Festschrift H. Morf*, Halle a.S. 1905, p. 97–116. – A. Alge, *Die Lautverhältnisse einer Patoisgruppe des Berner Jura*, Diss. Bern 1904; behandelt die Ma. des Tessenbergs. – A. Siegfried, *Lautlehre der Mundart von Court*, Diss. Basel 1922. – O. Keller, *Eine sterbende Mundart: Romont-Plagne (Berner Jura)*, *VRom.* 2 (1937), 394–446. – W.-M. Jeker, *Lautlehre des Dialektes der Ajoie (Berner Jura)*, Diss. Basel, Aarau 1938 (Ma. von Chevenez). – Auch bei der Toponomastik (p. 474–475) bleibt Ch. de Roche, *Les Noms de lieu de la Vallée Moutier-Grandval*, Diss. Zürich 1906 = *Beih. ZRPh.* 4, unerwähnt.

In den «Préliminaires» (p. 11–22) gibt die Verfasserin wichtige Aufschlüsse über die heutige sprachliche Situation. Es gibt nur noch bilingue Individuen. Im Nordwesten des Dep. Haute-Saône wird keine Mundart mehr gesprochen. Im Südwesten des Gebietes (ct. de Chemin, Jura) sind Mundart und Französisch einander so ähnlich, daß die Leute nicht wissen, ob sie die eine oder das andere sprechen. Abgesehen von diesen beiden Regionen sprechen die Bauern von über 55/60 Jahren Mundart, diejenigen von über 35/40 verstehen sie. Je nach den Dörfern ist die Mundart mehr oder weniger lebendig. Vitalität und Verwendung hängen, wie anderswo, von der Verkehrslage, der Siedlungsform, der Lebensweise der Einwohner, den Familien (Herkunft der Eheleute) und von der gegebenen menschlichen Situation ab. Aufs ganze gesehen scheint die Mundart langsam aber sicher zu verschwinden. Waren im Jahre 1940 von 60 Gewährsleuten vier zwischen 17 und 30 Jahre alt, so war der jüngste Gewährsmann bei der Enquête ab 1959 47jährig. Kinder und junge Leute geben überhaupt keine Antworten mehr.

Der 1. Teil des Buches bietet einen «Aperçu géographique» (p. 25–30) und eine ausführliche, mit zahlreichen Karten illustrierte «Etude historique» (p. 31–88) mit einigen toponomastischen Exkursen. Im 2. Teil befaßt sich die Verfasserin mit dem Konsonantismus (p. 91–223). Vorweg ein Wort zum Aufbau der einzelnen Paragraphen des linguistischen Zentralteils. In einem ersten Abschnitt werden jeweils Beispielserien für den in Frage stehenden Lautwandel (Ausgangspunkt ist stets das Latein) gegeben. Abschließend erfolgt, wo sich dies als notwendig erweist, die Exemplifizierung nach der geographischen Gliederung. Es folgt ein Abschnitt «Remarque(s)» und ein Abschnitt «(Toponymie et) Textes anciens»; im letzteren beschränkt sich Frau Dondaine in der Regel auf die von ihr selbst exzerpierten Skriptabeispiele. Das ist an und für sich sehr ehrenwert und, angesichts der Tatsache, daß in dieser Untersuchung der historische Ausblick von sekundärer Bedeutung ist, auch nicht gravierend; da es aber vorkommt, daß die Verfasserin in ihrem Material die gewünschten Beispielsformen nicht findet, wäre in diesen Fällen ein Hinweis auf Philipon, Hallauer und, gelegentlich, auf unsere *Skriptastudien* am Platze gewesen. Es folgen die Abschnitte «Aux alentours du domaine» (Vorkommen der Lauterscheinung in den Nachbarmundarten) und «Commentaire».

Im 1. Kapitel kommt die konsonantische Palatalisierung zur Sprache (p. 91–146), zunächst die sekundäre Palatalisierung der Nexus *kl*, *gl*, *fl*, *pl*, *bl* im An- und Inlaut. Es handelt sich um ein wichtiges Charakteristikum der südöstlichen Mundarten, aber eben nicht nur der südöstlichen. Im Rahmen ihres Untersuchungsgebietes gibt Frau Dondaine wertvolle und präzise Aufschlüsse über die erreichten Palatalisierungsphasen, doch, da es sich um ein allgemein galloromanisches Problem – in unseren Augen von kapitaler Bedeutung – handelt, genügt der kleine Ausblick in der Rubrik «Aux alentours du domaine» nicht. Dabei

hätte die Verfasserin mühelos eine Gesamtschau des Problems bei Rupprecht Rohr⁵, mit dessen Erklärungsversuch wir allerdings nicht ganz einiggehen, gefunden. So wichtig das Detailmaterial als Baustein des zu erkennenden Ganzen ist, so unerlässlich finden wir, daß, wer das Problem anschneidet, einen Blick auf dieses Ganze tut. Die beiliegende Karte, auf der das Palatalisierungsgebiet des Nexus [gl]⁶, das von allen die größte Ausdehnung aufweist, dargestellt ist, illustriert die Dringlichkeit unserer Forderung. Graphische Beweise für die Palatalisierung dieser Nexus sind sowohl im Nord- und Südwesten als auch im Südosten erst seit dem 17. Jahrhundert zu erbringen. Doch den frühesten Hinweis auf das Phänomen (es geht hier um den Nexus [kl]) liefert uns der aus der Pikardie stammende Charles de Bovelles in seinem *Liber de differentia vulgarium linguarum & Gallici sermonis varietate*, das 1531 verfaßt und 1533 von Robert Estienne gedruckt wurde. Auch Jacques Peletier du Mans (1550), Théodore de Bèze (1584) u.a. bezeugen, für verschiedene Gebiete, die Existenz der uns hier beschäftigenden Erscheinung. Aufgrund der Übersichtskarten (p. 93, 99, 103, 113) zeichnen sich in der Franche-Comté folgende Palatalisierungsphasen ab:

	Südwesten	Süden	Zentrum	mittlerer Osten	Nordosten	Südosten
Nexus [kl]	<i>k'</i>	<i>ç*</i>	<i>t'</i>	<i>š</i>	<i>ç</i>	<i>sy</i>
Nexus [gl]	<i>g'</i>	<i>y</i>	<i>d'</i>		<i>y</i>	
Nexus [fl]		<i>fl, fy</i>		<i>š</i>	<i>ç</i>	<i>sy</i>

* = ich-Laut

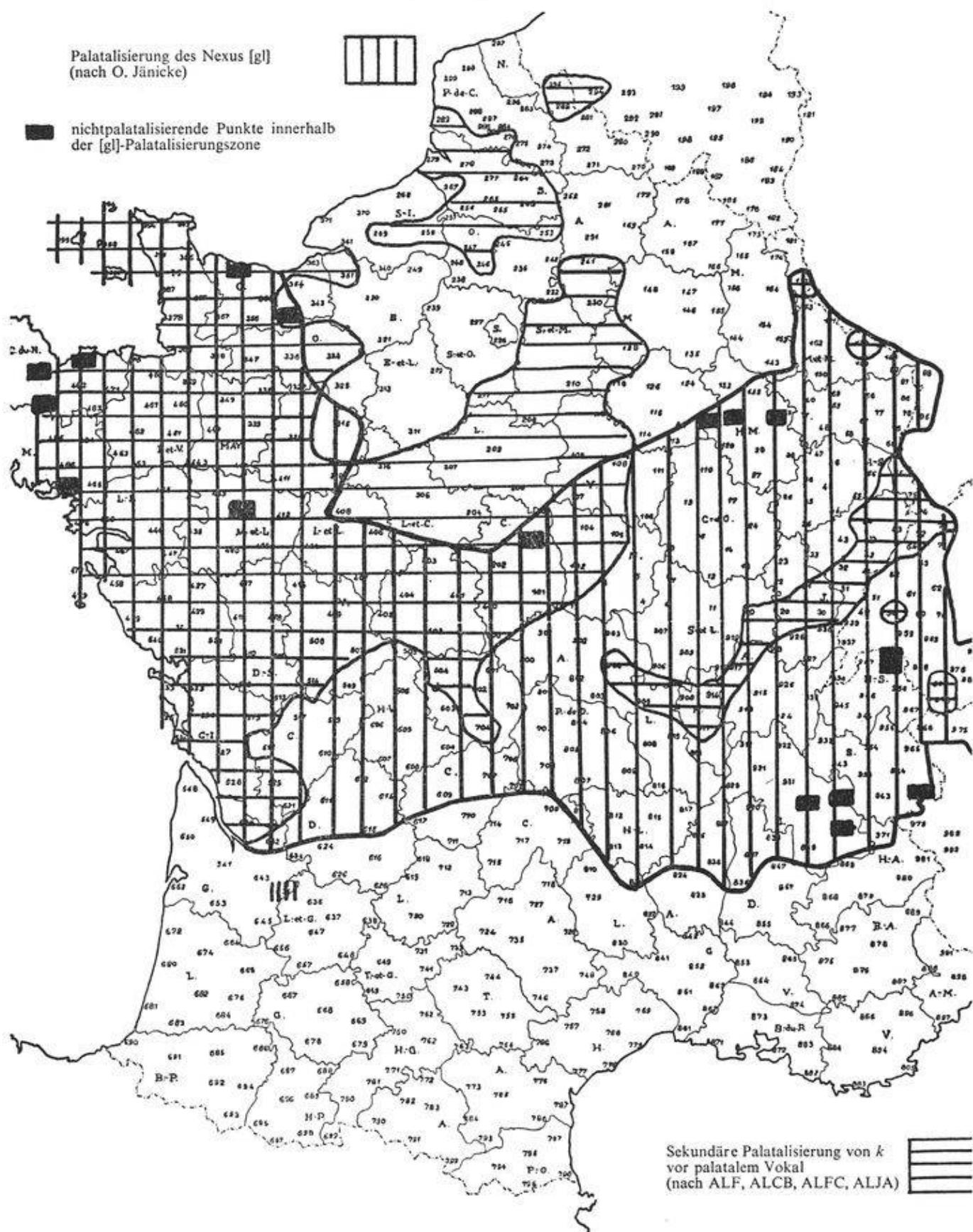
Beim Nexus [fl] stellen wir im Osten eine an sich erstaunlich große Übereinstimmung mit den Ergebnissen von [kl] fest. Die Nexus [pl] und [bl] im Anlaut erleiden naturgemäß nicht so starke Veränderungen; das Gebiet der Phase [py], [by] enthält im Zentrum und im Süden zwei Inseln [pl], [bl], die auf eine jüngere Regression zurückzuführen sein dürften. Im Inlaut ist der Nexus [bl] (<-PL-, -P'L-, -BL-, -B'L-) in seiner Entwicklung bestimmt durch das Schicksal des Labials, dessen Einfluß auf den vorangehenden Vokal und durch die mögliche Palatalisierung des *-l-*, z.B. *tabula* > **tavla* $\overset{\text{tal}}{\underset{\text{tay}}{\angle}}$ oder **tauvla* $\overset{\text{tol}}{\underset{\text{toy}}{\angle}}$. Für die mittelalterliche Graphie und eventuell Phonie *-able* cf. *Skriptastudien*, p. 319–321; cf. auch O. Jänicke, *VRom.* 30 (1971), 70–74.

Es folgt die Besprechung der Palatalisierung von anlautendem *l* > *y*-, von anlautendem und in einigen Fällen inlautendem *n* > *ñ*⁷, gelegentlich von *t*- und *d*-, *-d*-, die Entwicklung

⁵ Das Schicksal der betonten lat. Vokale in der Provincia Lugdunensis Tertia, Berlin 1963, p. 203–226; cf. unsere Rezension in *ZRPh.* 82 (1966), 374–391, zum vorliegenden Problem besonders 389–390. – Zur Information diene, daß unser Kollege OTTO JÄNICKE ebenso umfangreiche wie tiefschürfende Studien zur Palatalisierung des Nexus Konsonant + [I] in der Galloromania in Arbeit hat, von denen er 1971 ein über 400seitiges Typoskript (speziell über den Nexus [gl]) der Phil.-Histor. Fakultät der Universität Basel als Habilitationsschrift vorlegte. Wir hoffen sehr, daß bald die ganze Arbeit gedruckt werden kann.

⁶ Von O. Jänicke aufgrund der ALF-Karten 647 la glace, 648 des glands, 649 glaner, 652 glui, 1741 verglas; 498 étranglerait, 477 épingle, 942 ongle; 80 aveugle und 453 église, soweit sekundär palatalisiert.

⁷ Zum Beispiel Ergebnis von *BOTINA oder *BODINA (fr. *borne*) mit mouilliertem *n*. In der Skripta fanden wir die Schreibung *buegnes* für Poligny 1300/Kartularkopie von 1387, *boynes* Poligny 1306 (cf. *Skriptastudien*, p. 253: SO 253 i, SO 244).



von anlautendem *s*- zu *š*- oder *c*- (= ach-Laut)⁸. P. 120: die Formulierung «dans les mots ‘saule’; vd. SALICE» ist mißverständlich; es müßte heißen «dans les noms du saule». Die Verfasserin spricht sodann vom Übergang (passage) von intervok. franz. -z- zu -ž- oder γ und von franz. -s- zu -š- oder ach-Laut. Es handelt sich in allen Fällen um die Ergebnisse von lat. *k^{e, i}*, *tyod*, *syod* bzw. *ssyod*, *k + s* (Graphem x). Dieselbe Erscheinung begegnet im West- und Zentralwallonischen, Ostpikardischen und Artesischen, Burgundischen und Lothringischen. Für die pikardische Skripta konnten wir Formen wie *glisge* ‘église’, *craiche* ‘graisse’, *crachier* ‘marchand de graisse’, *meschon* ‘moisson’ belegen (cf. unsere *Gramm. pic.*, § 48), woraus man schließen darf, daß eine alte Alternativentwicklung vorliegt und nicht ein relativ junger Übergang von -z- zu -ž- usw. – Es folgt die Palatalisierung der Nexus [rt], [rd], [rs], [rz] und [rn], eine spezifische Entwicklung der Öl-Mundarten des Südostens. Die sekundäre Palatalisierung von romanischem [k] – auch aus lat. QU- – vor palatalem Vokal (*e, ð, ð̄, i, ü*) ist hingegen eine allgemeine galloromanische Erscheinung. Wie aus der beiliegenden Karte hervorgeht, gehören die Mundarten der Franche-Comté, soweit sie diese Palatalisierung kennen (im Osten, im Süden und in einer kleinen Insel im Zentrum), zur kleineren südöstlichen Zone gegenüber der großen Zone des Westens und Zentrums. Die Karte zeigt überdies, daß das Gebiet der sekundären Palatalisierung von *k* vor palatalem Vokal sich nur teilweise mit demjenigen der sekundären Palatalisierung von Konsonant + [l] deckt. Nach unserem Dafürhalten müßte das ganze Problem der verschiedenen späten Palatalisierungen in gesamtgalloromanischem Zusammenhang einmal gründlich untersucht werden. – Die Besprechung der romanischen, primären Palatalisierung von *k*, *g* vor *a* und *e, i* fördert keine neuen Erkenntnisse zutage.

2. Kapitel (p. 147–182): Konsonanten in intervokalischer Stellung. Intervok. -b- und -v- schwinden, wenn der zweite Vokal velar ist; in verschiedenen Zonen tritt ein Hiatus-tilger auf. Ähnliches tritt auch beim Hiatus zufolge Fall eines intervok. -t- oder -d- ein, z.B. *SABUCU* > *savü* oder *seyü*, *MATURA* > *meyür* oder *meyür*. In der Skripta wurde im Südosten meist ein hiatusstilgendes -h- geschrieben; cf. *Skriptastudien*, p. 338–344. – Die Entwicklung der intervok. Gruppe -RM'N- oder -M'N- ist wiederum ein Problem, das nur auf allgemein galloromanischer Basis angepackt werden kann. Die von Frau Dondaine beigefügte Karte ‘femme’ (ALF 548) gibt nur ein Bild der Entwicklungsmöglichkeiten, und zwar ein sehr einfaches, das nicht verallgemeinert werden darf. Cf. *VRom.* 28 (1969), 20 und 64–65.

3. Kapitel (p. 184–195): Anlautkonsonanten. – 4. Kapitel (p. 196–206): Auslautkonsonanten. – Im 5. Kapitel (p. 207–233) «Phénomènes divers» kommt u.a. die Entwicklung von Gleitkonsonanten in den sekundären Gruppen [n'r], [l'r], [m'l] und [m'r] zur Sprache. Für die Gruppe [n'r] ergibt sich eine Zweiteilung des Untersuchungsgebietes: in der nördlichen Hälfte hat sich kein Gleitkonsonant -d- entwickelt; im Falle von [l'r] kein Gleitkonsonant -d- im Zentrum und Nordosten, im Falle von [m'l] Gleitkonsonant -b- im Norden, Zentrum und Süden, kein Gleitkonsonant im äußersten Nordosten, im äußersten Westen und im Osten. Merkwürdig erscheint, daß die Skripta der Franche-Comté, im Gegensatz zur Situation bei den Gruppen [n'r] und [l'r], hier keine Beispiele ohne Gleitkonsonant bietet; nach unserem Material ist das Ergebnis von *INSIMUL* stets als *ensamble* realisiert, auch in Urkunden, in denen [n'r] keinen Gleitkonsonanten entwickelt hat, und aus Gebieten, in denen die moderne Mundart gleitkonsonantlose Formen aufzeigt, so

⁸ In SO 304, 27. April 1315 = TROUILLAT III, Nr. 127, fanden wir dreimal die Schreibung *schuz* für *sus*. Die Graphie *sch* kommt im gleichen Text vor in der Entlehnung *schafenerez* (cf. FEW 17, 27b), daneben *scafenour*. Die Graphie *ch* tritt auf in *cherruhe*, *chessay*, *aveschié*, *tranchiet* (3. P. Imperf.), *pruchein*. Sollte dies der älteste Beleg für diese weit verbreitete Lautentwicklung sein?

z.B. SO 313 (1410, St-Ursanne): *vanredi – ensamble*, SO 314 (1447, St-Ursanne): *venront – voudra; ensamble*, SO 317 (1407, Delémont): *convienroit – ansamble*. Auch die «Noëls bisontins» bieten nur Formen wie *ressemblant, -a, -âs*⁹.

Der 3. Teil (p. 225–425) ist dem Vokalismus gewidmet. – Im 1. Kapitel wird zunächst die Entwicklung von bet. lat. A[behandelt. Während das Ergebnis im Westen *ē* oder *ē* und im äußersten Osten (Terr. de Belfort und Berner Jura) *ē* lautet, ist es in der zentralen Zone, welche den größten Teil der Dep. Haute-Saône und Doubs umfaßt, *ā*. Seit Grammont sind sich alle Dialektologen darüber einig, daß dieses *a* auf der Öffnung eines *ē* < *ē* beruht und nicht, wie im Frankoprovenzalischen und Okzitanischen, ein unverändertes lat. A darstellt. Die Verfasserin nimmt p. 232, gewissermaßen als Arbeitshypothese an, daß «notre première idée est que le *a* de notre domaine, qui s'étend jusqu'au sud des Vosges, n'est pas différent de l'*a* francoprovençal et provençal.» Und erst nachdem sie alle Entwicklungen von gedecktem bet. lat. A hat Revue passieren lassen, kommt sie p. 272 zum Schluß, daß «cet *a* semble un *a* retrouvé (A>*e*>*a*), sinon le traitement de A entravé par R ou s + consonne se comprendrait mal.» Wir verweisen hier auf das, was wir *RLiR* 34 (1970), 340ss. ausführten, über den Vorgang, den Bengt Hasselrot treffend als «chassé-croisé» von bet. *ē*, das zu *a*, und von *a*, das zu *ē* wird, bezeichnet hat. Immerhin hätte es Frau Dondaine auffallen müssen, daß in der gesamten Skripta der Franche-Comté d'oïl keine «akzidentelle» Schreibung mit *a* zu belegen ist. Über den Wert der Graphien *e – ei – ai* im Ergebnis von bet. lat. A[haben wir in unsren *Skriptastudien*, p. 139–157, ausführlich gehandelt.

Bet. A + L[und] ergibt im äußersten Westen *ay*, im ganzen Zentrum *ō*, im Nordosten (Belfort und Berner Jura) *ā*, südlich davon *ē*. Hier liegt wieder ein gesamtgalloromanisches Problem vor, das nur als solches betrachtet gelöst werden kann; cf. *Skriptastudien*, p. 157–169, Hallauer, p. 20–21, Philipon in *R* 39, 507 und 41, 576. – Durch einen andern Konsonanten als L, R, s gedecktes A (z.B. CATTU, -ATICU, VACCA, BRACHIU, GLACIA) ergibt im allgemeinen *ē*, außer in drei Inseln mit *a* und einer mit *o*. Urkundenbelege kann die Verfasserin nur für *-aige/-age* beibringen. Wir fanden SO 243 (1306) *plairay, vay* 3. Pers., SO 244 (1306) *achait*, SO 245 (1312) *plaice*, SO 248 (1335) *espaice*, SO 249 (1351) *debbait, espaice, prestay* 3. Pers., SO 253 d (1359/62) *taiche*, SO 253 u (1387) *malaites*, SO 294 (1266) *quattro*, SO 299 (1296) *raibaire*, SO 312 (15. Jh.) *combaitre*, u.a.m. Die Palatalisierung von gedecktem A war in all diesen Fällen im 13. Jahrhundert bereits abgeschlossen. – Durch R + Kons. gedecktes bet. A bleibt, außer in zwei östlichen Zonen, wo es ebenfalls zu *ē* wird; durch s + Kons. gedecktes bet. A ergibt im Osten und Süden in den Fortsetzern von ASINU und CASSANU ein *ē*. Skriptabeispiele: SO 253 a (1387) *peste* ‘pâte’, SO 312 (15. Jh.), 313 (1410, beide St-Ursanne), 317 (1447, Delémont) *Baisle* ‘Bâle’. Aus der Behandlung des Schicksals von A unter Palataleinfluß möchten wir nur den Fall von durch Nasal + Palatal gedecktem bet. A erwähnen, für den Frau Dondaine keine Skriptabeispiele beibringt; cf. indessen Philipon, *R* 43, 535; *plainche, frainche, eschainge* usw.

2. Kapitel: Betontes i (p. 274–278). – 3. Kapitel: Betontes u (p. 279–284): Zur Entwicklung von u vor Nasal cf. *Skriptastudien*, p. 331–333. – 4. Kapitel: Die Diphthongierungen (p. 285–374). – Die Entwicklung von lat. bet. *ē*] zu *o* im Zentrum, zu *a* im Norden und Osten, *aw, oe, ew* im Westen, jedoch fast unverändert *ē* im Süden, erklärt die Verfasserin fast sicher mit Recht, Haudricourt und Hasselrot folgend, als Ablautserie *ē* > *ē* > *a*

⁹ Cf. *Skriptastudien*, p. 315–318. Da die Erscheinung auch pikardisch ist, was die Verfasserin nicht zu wissen scheint (p. 221), cf. auch Gramm. pic., § 61, und L.-F. FLUTRE, *Le moyen picard*, Amiens 1970, §§148 und 167. – Zur sprachgeschichtlichen Relevanz der Gleitkonsonanten cf. M. PFISTER und G. HILTY in *VRom.* 32 (1973), 234–244 und 257–266.

$> \dot{a} > \varrho > \varrho > aw > \ddot{aw} > \ddot{o}$, wobei die Phasen *aw*, *āw* jüngere sekundäre Diphthongierungen darstellen. Deshalb wurde diese Erscheinung wohl in die Rubrik der Diphthongierungen gereiht. Zu den p. 299 verzeichneten mittelalterlichen Belegen cf. Philipon, *R 43*, 541–542. – Das Ergebnis von lat. bet. *ø*[lautet im Nord- und Südosten *u*, dazwischen liegt ein Streifen mit *ü*¹⁰, der größte Teil des Gebietes weist hingegen die auch hochsprachliche Stufe *ø* auf. Cf. *Skriptastudien*, p. 88–115. – Wichtig scheinen uns die Seiten einerseits über die Diphthongierung von bet. *e*[, vor allem vor *r* + Kons., im äußersten Osten mit sekundärer Monophthongierung zu *i*, wie in der Entwicklung von bet. *e*[, anderseits über diejenige von bet. *ø*[, vor allem nach Labial, vor *r* und *s* + Kons., im äußersten Westen und Osten, wo der Diphthong in gewissen Fällen in der Folge monophthongiert wurde. – Zu bet. *e* + yod und bet. *ø* + yod cf. *Skriptastudien*, p. 307–315.

5. Kapitel: Anlautvokale (p. 375–406). – 6. Kapitel: Unbetonte Paenultimae (p. 407–409). – 7. Kapitel: Auslautvokale (p. 410–425).

Der 4. Teil des Buches bringt zunächst Bemerkungen zum Akzent (p. 429–435), dann die «Conclusion» (p. 439–458). Verdienstlich ist das Bemühen der Verfasserin, die Mundarten der Franche-Comté aufgrund der phonetischen Entwicklung und des phonetischen Status nach allen Seiten abzugrenzen bzw. sie in den größeren, östlichen Dialektraum hineinzustellen. Nimmt man in der Abgrenzung gegen das Frankoprovenzalische die Opposition des fem. Auslautvokals *ø* vs. -*a* (oder -*o*, -*e*) als Kriterium der Sprachgrenze, so sind die frprov. Züge, die man südlich dieser Isophone findet, folgende: 1) *k*, *g^a* > *ts*, *dz*, 2) *ü* + Nasal > *ø*, 3) Fall des -*a* im Ergebnis von -*TTU*, -*A* zufolge Akzentverschiebung, 4) 2. Pers. Präs. Ind. *“säte”* im Süden vs. *“sät”* im Norden¹¹; nördlich der Isophone begegnen: 5) Entwicklung eines epenthetischen *r* unter gewissen Voraussetzungen, 6) bet. *A* + *M* oder *N* + Vokal außer -*A* > *ä* (*FAME* > *fä*), 7) fünf morphologische Merkmale, u.a. 1. Pers. Präs. Ind. auf -*u*, 5. Pers. Präs. Ind. auf -*t*. Auf dem Gebiet des Wortschatzes finden wir im Süden typische Frankoprovenzalismen, und zwar südlich oder nördlich besagter Linie. – Sodann gruppieren Frau Dondaine die phonetischen Merkmale und lexikalischen Typen, welche das Frankoprovenzalische und die Ma. der Franche-Comté gemeinsam von den lothringischen Ma. trennen; diese Isoglossen verlaufen ungefähr längs der Nordgrenze des Dep. Haute-Saône. Dann diejenigen, worin sich die lothringischen gemeinsam mit den Ma. der Franche-Comté vom Frankoprovenzalischen unterscheiden. Es folgen ähnliche Abgrenzungen gegenüber den Ma. Burgunds (z.B. Passé composé von ‘être’: comtois *“je suis eu”* vs. burg. *“j’ai été”*) und der Champagne.

Endlich versucht die Verfasserin, die «originalité des parlers comtois» zu skizzieren. Diese zeichnen sich deutlicher gegen die lothr. und frprov. Ma. ab als gegenüber den Ma.

¹⁰ Die für die Skripta als Beispiel für *ü* p. 308 zitierte Form *quehue* (Franquemont, 1482) < CODA ist irrelevant; es handelt sich hier um eine Übertragung der Schreibweise, wie sie in *recehue*, *ehue*, *vehue* usw. vorliegt. Die Graphie *-ehu-* könnte natürlich auch ein Indiz für eine diphthongierte Aussprache gewesen sein (cf. *Sehurre* für den ON *Seurre*). PHILIPON führt in *R 43*, 543, § 29, Schreibungen mit *u* an (*seignur*, *valur*, *dues* usw.). Welche Phonie dieser Graphie entspricht oder entsprechen kann, ist eine Frage, die für jede Texteinheit separat beantwortet werden muß. So finden wir in der Urkunde I, III (1261) bei PHILIPON (*ibid.*, 498) das Graphem *u* als Zeichen für das Ergebnis von lat. *ø*[in *signur*, *prius*, *dus* ‘2’, *lur*, *sen Lupf* ‘saint Loup’, aber auch in *hu* < *ubi*, im ON *Pusil* ‘Pusy’, im EN *Helys*, vor Nasal: *mun*, *sun*, *annunciacium*, *chalunge*. Das Graphem *ou* findet nur im best. Artikel *lou* Verwendung. Darf bei diesem Sachverhalt geschlossen werden, daß die Graphie *u* die Phonie *ü* darstellt?

¹¹ Das neutrale Demonstrativum *să* ‘ceci, cela’, in der Skripta *cen* (cf. B. HORIOT, *RLiR* 36 [1972], 63ss.), begegnet wohl im Normandischen, aber nicht, wie die Verfasserin meint, im Pikardischen.

Burgunds und der Champagne. Die östlichen Untermundarten der Franche-Comté besitzen, wie kaum anders zu erwarten, den konservativen Habitus der peripheren Idiome. Die doppelte Situation in geographischer wie in historischer Hinsicht, die aus dieser Landschaft einerseits ein Durchgangsland macht, es andererseits lange Zeit abseits der großen Geschichte Frankreichs leben ließ, erklärt den im großen ganzen wenig einheitlichen Charakter ihrer Mundarten.

Ein etymologisch-lexikalischer Index – leider fehlt ein Sachindex – beschließt diese reichhaltige, sorgfältig durchgeführte – dies im Rahmen der, nach unserem Dafürhalten, etwas engen Perspektive – und durch zahlreiche Kartenbilder veranschaulichte Untersuchung.

C. Th. G.



ANNE-MARIE FOSSOUL-RISSELIN, *Le vocabulaire de la vie familiale à Saint-Vaast (1890–1914)*, Liège (George Michels) 1969, 184 p. (*Mémoires de la Commission royale de Toponymie et de Dialectologie [Section wallonne]* 12).

Saint-Vaast – in der Mundart *Sint Vô* – liegt im Bezirk Soignies der Provinz Hennegau und trägt auf der wallonischen Dialektkarte die Sigel S 421. Der 3 km entfernte ehemalige Ortsteil *La Louvière*, seit 1869 selbständige Gemeinde (S 37), erscheint als Punkt im ALW². Saint-Vaast gehört zum pikardischen Dialektbereich³, liegt aber an dessen Grenze zum Wallonischen. Sein Einfluß ist hier bereits spürbar, so daß die Autorin von einer ‘vaste zone de transition’ spricht. P. 7–9 belegt sie diesen Mischcharakter, wobei die Existenz von Doppelformen wie *tièsse/tiète* ‘tête’ oder *yèsse/yète* ‘être’ am bemerkenswertesten ist, allerdings nicht weiter behandelt wird. Der ALW bietet auf den beiden Karten *tête* (I, carte 95) und *être* (II, carte 84) für S 37 nur je eine Form, nämlich wall. *tièsse* und *yèsse*. Das gleiche trifft für die Patois-Zitate von Mme Fossoul-Risselin zu. Die pikardische Lautgestalt darf man deshalb als archaisch betrachten. Cf. außerdem *il it/il astoût* ‘il était’ und *canson* ‘chanson’ neben *cacheû* ‘chasseur’. Insgesamt überwiegen die Pikardismen.

Das Material wurde bei vier Hauptzeugen in präzis vorbereiteten und straff durchgeführten *conversations dirigées* gewonnen, wobei sich aber gelegentlich widersprechende Aussagen ergaben. Die Verfasserin versuchte in solchen Fällen, durch Rückfragen, bei denen sie die unterschiedlichen Ergebnisse einander gegenüberstellte, die authentischen Mundart-Zeugnisse zu erarbeiten. Als Transkriptionssystem verwendet sie die in Belgien übliche halb konventionelle, halb phonetische Orthographie von Jules Feller⁴. Die wenigen Abweichungen hiervon sind p. 11–12 vermerkt. Nicht besonders klar wirkt die Beschreibung des als *i"* transkribierten Lautes (‘son intermédiaire entre *ing* germanique et *ign* roman’).

¹ J. M. REMOUCHAMPS, *Carte systématique de la Wallonie précédée d'une note sur la frontière linguistique et d'une double nomenclature des communes belges de langue romane*, in: BCTD 9 (1935), 244.

² Cf. ALW I, 30b.

³ LOUIS REMACLE, *La géographie dialectale de la Belgique romane*, in: *Les Dialectes de France au moyen âge et aujourd’hui. Domaines d’oïl et domaine franco-provençal*, Paris 1972, p. 329 und Karte. Außerdem CLAUDE DEPARIS, *Du picard au wallon: Observations sur les parlers modernes de la Wallonie occidentale et du Hainaut français*, in: *Les Dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux*, Paris 1973, p. 461–472, der zu etwas anderen Ergebnissen kommt.

⁴ Die Erklärung der Zeichen findet man am bequemsten bei JEAN HAUST, *Dictionnaire liégeois*, Liège 1974 (zuerst 1933), p. XXVI–XXVIII und im ALW I, p. 61–63.

Die Autorin behandelt nur einen Teil des Wortschatzes der Gemeinde, nämlich denjenigen, der sich auf den menschlichen Lebensweg bezieht. Er wird, dem Lebensgang entsprechend, in sieben Kapiteln dargeboten⁵. Sie hat sich bei Enquête und Veröffentlichung nicht durch eine ‘pudeur de bonne société’ (p. 13) leiten lassen, so daß wir neben einer Reihe kerniger, ja drastischer Ausdrücke auch einen Abschnitt *L'amour physique et l'inconduite* vorfinden. Immerhin werden uns ein paar *chansons exagérément gaillardes* vorenthalten (p. 126–127), was man bedauert.

Das überaus reiche Dialektmaterial wurde in einen laufenden Kommentar eingefügt. Es ist dadurch ein lesbares, stellenweise amüsantes Buch daraus geworden. Mme Fossoul-Risselin gibt oft nicht nur einzelne Wörter, sondern Redewendungen, Vergleiche, Sprichwörter, Kinderreime u.a. an, die zur Lebendigkeit des Bildes beitragen. Dazu kommt die ausgeprägte Metaphorik der volkstümlichen Sprache, ihr Witz und ihre treffende Ironie. Die differenzierte Ausdrucksmöglichkeit steht übrigens in frappantem Gegensatz zur Ärmlichkeit der früheren Lebensverhältnisse. Für Leser, denen der Dialekt von St-Vaast fremd ist, fügt die Verfasserin Übersetzungen schwieriger Stellen bei. Allerdings läßt sie einiges im Dunkeln, das einer Erklärung bedürft hätte. Der Index, welcher auf das weitere Vorkommen eines Lexems hinweist, erleichtert das Verständnis. In zahlreichen Fällen muß man aber doch zu einem Wörterbuch greifen⁶. Zu kurz kommt die Synonymik. Manches steht nebeneinander, was in Wirklichkeit unterschiedliche Nuancen oder einen abweichen- den kommunikativen Wert aufweisen dürfte.

Nicht nur für den Dialektologen, auch für den Volkskundler stellt das Werk eine Fundgrube dar. Es ist voll von Rezepten, abergläubischen Verhaltensmaßregeln und Voraussagen. Z.B. zerbeißt man bei Zahnweh eine Gewürznelke auf der kranken Stelle (p. 82)⁷; ein zahndendes Kind behandelt man mit Knoblauch oder einem Salbeiblatt (p. 51)⁸; ein Mädchen, an dessen Holzschuhen ein Strohhalm hängen bleibt, wird einen Witwer heiraten (p. 101); wenn ein Toter den Sonntag über in seinem Haus bleibt, wird in der folgenden Woche ein zweiter Todesfall im Dorf eintreten (p. 136). Die Sitten und Bräuche des Berichtszeitraums werden z.T. mit Photos und Skizzen beschrieben.

Die zahlreichen Fußnoten führen dialektales und volkskundliches Vergleichsmaterial vor allem aus Belgien vor und verweisen auf das *FEW* und andere etymologische Arbeiten. Der Index (p. 159–181) ist doppelt unvollständig. Er enthält nur eine Auswahl von Wörtern, hauptsächlich diejenigen, welche phonetisch oder semantisch vom Fr. abweichen. Leider schränkt ihn Mme Fossoul-Risselin weiter ein, indem sie nicht jedes Auftreten eines Stichworts registriert. Damit stellt sie den Sinn des Verzeichnisses überhaupt in Frage. Von Nutzen

⁵ *La naissance, l'enfance, la jeunesse, l'amour et les fiançailles, le mariage, la mort, la famille.* Dieser letzte Abschnitt enthält die Allgemeinheiten und das vorher nicht untergebrachte Material. – P. JORION kritisiert die Arbeit scharf, zum Teil wegen ihrer Gliederung (‘ouvrage[s] d'un niveau méthodologique aussi bas’, in: *Revue de l'Institut de Sociologie [Bruxelles]* 1972, 361).

⁶ Cf. etwa JOSEPH COPPENS, *Dictionnaire aclot wallon-français. Parler populaire de Nivelles*, Nivelles 1950; J. SIGART, *Glossaire étymologique montois ou dictionnaire du wallon de Mons et de la plus grande partie du Hainaut*, Bruxelles-Paris 1870; EMMANUEL LAURENT, *Glossaire étymologique borain*, Bruxelles [1962]. Am besten das leider schwer zugängliche Wörterbuch von F. DE-PRÊTRE, R. NOPÈRE, *Petit Dictionnaire du wallon du Centre (La Louvière et environs)*, La Louvière 1939–1942; hierzu der neue Nachtrag von ROBERT DASCOTTE, *Deuxième supplément au dictionnaire du wallon du Centre, BCTD 46* (1972), 263–336.

⁷ Cf. GPSR V, 334a. Überhaupt sind viele der angeführten Überzeugungen über einen außerordentlich weiten Raum verbreitet.

⁸ GPSR V, 334a.

ist aber wohl, daß sie die im Wörterbuch von Deprêtre und Nopère fehlenden Lemmata oder Bedeutungen kennzeichnet.

Die Autorin hat mit dieser Veröffentlichung dem Dialekt von St-Vaast ein würdiges Denkmal gesetzt, und es bleibt zu hoffen, daß sie auch die übrigen Lebensbereiche noch behandeln wird.

Wulf Müller



CLAUDE-E. ROCHETTE, *Les groupes de consonnes en français. Étude de l'enchaînement articulatoire à l'aide de la radiocinématographie et de l'oscillographie*, Paris-Québec (Klincksieck-Presses de l'Université Laval) 1973, 2 vol., 560 + 141 p. (*Bibliothèque française et romane A/23 I + II*).

Ces dernières années on a pu assister à une véritable éclosion des études phonétiques sur le français. Cela n'est pas seulement le cas en France, mais aussi ailleurs, en particulier aux États-Unis, au Canada et en Union Soviétique. Chaque année plusieurs contributions nous viennent de ces pays, contributions consacrées à des aspects déterminés de la phonétique française, soit dans le domaine de l'intonation, soit dans celui de l'acoustique ou de l'articulation. Tout récemment, on doit signaler les études fondamentales de Grosjean et Deschamps sur les pauses et les variables temporelles, domaine nouveau et jusqu'ici relativement peu travaillé¹.

L'ouvrage monumental de Rochette est parmi les nombreux travaux réalisés à l'Institut de Phonétique de Strasbourg qui sont fondés sur la méthode radiocinématographique. Cette tradition qui fut initiée avec l'ouvrage, désormais classique, de Mme Péla Simon, *Les consonnes françaises* (Paris 1967), constitue la grande originalité de l'Institut de Phonétique de Strasbourg. Grâce à des contributions originales fondées sur la méthode radiocinématographique l'Institut jouit aujourd'hui d'un rayonnement international.

L'ouvrage de Rochette est divisé en trois sections principales: Introduction (p. 7–43); Analyse (p. 45–243); Essai de synthèse (p. 247–516). En outre il y a un résumé des conclusions (p. 517–542) et la bibliographie (p. 543–546). Chacune des sections est divisée en plusieurs chapitres que nous analyserons dans ce qui suit.

Le but de l'ouvrage est «d'analyser les mouvements des organes de la parole lors du passage d'une consonne à une autre» (p. 7). Le but paraît ainsi clairement défini, mais on est franchement perplexe lorsqu'à la même page on peut lire un peu plus loin: «les faits pertinents et fonctionnels concernent la linguistique, mais des faits non-pertinents, parfois microscopiques, dont il est aussi souvent question dans une étude comme la nôtre, peuvent avoir autant de valeur. Ils sont en mesure de révéler des restes non-résorbés d'un état antérieur de la langue, ou au contraire des changements naissants avant qu'ils n'apparaissent d'une façon pertinente» (p. 7).

Cette citation nous amène à poser la question de savoir comment la phonétique arrive à ses unités, les sons du langage. A notre avis ceci est seulement possible à partir d'une analyse fonctionnelle. La phonétique est une partie intégrale de la linguistique. Son domaine

¹ F. GROSJEAN et A. DESCHAMPS, *Analyse des variables temporelles du français spontané*, *Phonetica* 26 (1972) 129–156; *Analyse des variables temporelles du français spontané II*, *Phonetica* 28 (1973) 191–226; *Analyse contrastive des variables temporelles de l'anglais et du français*, *Phonetica* 31 (1975) 144–184.

est l'étude de la manifestation matérielle d'unités fonctionnelles linguistiques dans une substance physique, organique ou biochimique. A notre avis il n'est donc pas légitime de tracer une limite absolue entre faits pertinents et non-pertinents. Une telle limite est le résultat d'une opération intellectuelle et d'un choix que les analyses expérimentales ne permettent pas toujours de vérifier. Nous croyons également qu'il est dangereux de tirer des conclusions à partir de recherches expérimentales sur les états antérieurs de la langue. D'une part le nombre de sujets qu'on peut examiner est forcément limité et d'autre part il est souvent difficile de séparer ce qui est individuel de ce qui est général.

L'étude de Rochette est limitée aux groupes de deux consonnes en français. Il s'agit à la fois de groupes primaires et de groupes secondaires nés de la chute du [ə]. Toutes les consonnes françaises sauf /j w ɥ/ ont été systématiquement étudiées. Parmi les 1156 rencontres théoriquement possibles 700 ont été retenues pour l'analyse (p. 12). Elles se répartissent en 4 types:

- I. C + C dans un mot.
- II. C + C à la rencontre de deux mots.
- III. C[ə]C dans un mot.
- IV. C[ə]C à la rencontre de deux mots (p. 13).

Le corpus ne contient pas moins de 900 phrases (p. 14–25) et on peut mesurer l'énorme effort qui a été réalisé en vue d'obtenir un corpus adéquat à ce type d'analyse. Rochette a été obligé d'y inclure des mots rares, mais ce qui est plus grave, c'est qu'il a combiné dans le corpus des phrases comportant différents contours intonatifs: des phrases exclamatives et interrogatives à côté de phrases neutres.

Ceci est grave, car on ne peut réellement pas comparer les articulations de phrases qui ont différents contours intonatifs. Tout changement dans l'intonation affecte par exemple la durée, qui à son tour a des répercussions sur l'articulation. Il est vrai que ce sont les voyelles qui sont les articulations les plus affectées par l'intonation et Rochette ne traite pas des voyelles, mais l'influence sur les consonnes n'est pas à exclure.

Rochette expose avec une objectivité louable tous les détails sur les sujets (p. 25–27), sur les méthodes employées (p. 27–32) et sur le dépouillement des matériaux (p. 32–43). On ne peut qu'admirer l'énorme travail accompli pour l'analyse. Quiconque a travaillé dans la phonétique à l'aide de la méthode radiocinématographique sait ce que signifie que de dessiner 9554 clichés (p. 33) et d'analyser 630 mètres de films oscilloscopiques.

La première partie de l'ouvrage est la plus longue. Elle s'intitule *Analyse* (p. 47–243), et elle est divisée en quatre chapitres:

- I. Union de deux occlusives (p. 47–91).
- II. Union de deux constrictives (p. 93–133).
- III. Union d'une occlusive et d'une constrictive (p. 135–170)
- IV. Union d'une constrictive et d'une occlusive (p. 171–243).

Dans ces quatre chapitres nous trouvons une description minutieuse du travail des organes articulatoires lors du passage d'une consonne à une autre. La matière est aride et demande un grand effort de la part du lecteur pour suivre avec attention tous les détails, mais la description est soigneusement organisée et très systématique et n'appelle que peu de remarques. Nous soulignerons quelques points qui sont souvent des maladresses de style plutôt que des détails critiquables.

A la p. 77 Rochette écrit: «les deux lèvres sont légèrement repoussées vers l'extérieur par la pression intrabuccale». Nous sommes étonné de trouver cette phrase, car elle ne

repose sur aucune donnée, mais sur une croyance pure et simple. Les radiofilms ne renseignent pas sur la pression intrabuccale, ni même sur la tension organique. Ils ne peuvent renseigner que sur *la forme des organes*. Tout le reste est interprétation. Une remarque de même type s'impose à la p. 84 à propos du groupe /tm/.

«La pointe de la langue arrondie» (p. 96, 104, 106, 107, 115, 125, 161), «les lèvres perdent leur labialité» (p. 118, 128), «la labialité régresse» (p. 126, 129, 137, 152) ou «préparation de la labialité» (p. 132, 174) sont des expressions qui reviennent assez souvent. Elles témoignent d'une fâcheuse confusion des niveaux, confusion née du malentendu que nous avons signalé à la p. 7 à propos des faits pertinents et non-pertinents et dont on peut malheureusement suivre les conséquences dans tout le livre. Expliquons-nous en disant que la *labialité* est un concept phonologique qui a comme correspondance la *projection labiale* sur le plan physiologique. On ne peut donc pas mesurer la *labialité*, mais la *projection labiale* ce qui n'est pas du tout synonyme.

Si nous regrettons profondément la confusion des niveaux que nous venons de signaler, nous exprimons notre reconnaissance à Rochette pour le soin avec lequel il a réalisé et décrit l'analyse. Dans cette description nous apprenons énormément de faits intéressants. Ainsi le sujet T articule les alvéolaires très souvent comme rétroflexes (p. 114, 282 et passim). L'[R] est toujours un vrai *r* uvulaire (p. 99 et passim) ce qui est intéressant, car dans son travail sur les consonnes françaises Mme Péla Simon n'avait trouvé que des *r* dévibrés (*op. cit.*, p. 267–269, 273).

Le travail de Rochette pose ainsi une fois de plus le problème de la généralisation à partir de données limitées. Nous apprenons énormément de détails sur la sonorisation et la désonorisation des consonnes en contact, sur le [ɔ] muet, sur la coordination des mouvements organiques. Il est impossible d'exposer ici toute la richesse de données. Signalons seulement une erreur à la p. 154. Le groupe /ks/ dans échec scandaleux est un groupe de *trois* consonnes /ksk/ et il n'est donc pas comparable aux groupes suivants (p. 154–155).

Dans la deuxième partie, *Essai de synthèse* (p. 245–516), Rochette regroupe les faits établis et analysés dans la première partie. Cette deuxième partie est divisée en onze chapitres :

1. Enchaînement des consonnes au niveau articulatoire et acoustique (p. 249–274).
2. Etude des lieux d'articulation, de l'organe articulatoire, des occlusions et des constrictions des consonnes en groupe (p. 275–333).
3. Durée des consonnes implosives et explosives d'après les radiofilms et les oscillogrammes (p. 335–372).
4. Assimilation de sonorité (p. 373–398).
5. Etude des mouvements du voile du palais (p. 399–416).
6. La projection des lèvres dans les groupes de consonnes (p. 417–440).
7. Etude du comportement de l'angle des maxillaires et du maxillaire inférieur (p. 441–476).
8. Etude des mouvements des lèvres dans les groupes de consonnes (p. 477–488).
9. La mobilité des organes du conduit vocal (p. 489–501).
10. Intensité et fréquence de consonnes dans des groupes (p. 503–506).
11. Les groupes C + V + C (p. 507–516).

Comme on peut le voir par l'énumération des titres, les matériaux sont analysés d'une manière à peu près exhaustive. Et pourtant, malgré le grand effort réalisé pour arriver à la synthèse, malgré les tableaux élaborés avec le plus grand soin, la deuxième partie du livre est une construction qui reste suspendue dans l'air sans véritable base théorique, une masse amorphe de données que Rochette n'a pas réussi à organiser d'une manière convaincante.

Rochette constate (p. 249) que «les consonnes subissent, tant au niveau articulatoire qu'acoustique, chaque fois qu'elles sont en contact, des modifications assez profondes». Celui qui aura lu la première partie de l'ouvrage comprendra la signification de ces mots, mais nous nous sommes demandé à partir de quelle position les modifications ont été étudiées. Ce qui manque dans l'ouvrage et dans le corpus c'est une position de base à partir de laquelle on peut étudier les modifications.

Rochette divise l'enchaînement des consonnes en quatre types de coarticulation définis aux p. 250–251. Le choix du terme *coarticulation* témoigne d'un problème mal posé, car Rochette ne traite pas des phénomènes de coarticulation. Il est vrai qu'il y a dans tout le livre de précieuses remarques sur la coarticulation, mais elles ne se trouvent nulle part regroupées. Elles sont mélangées à une masse de faits concernant l'enchaînement dont elles sont inséparables pour la simple raison qu'un corpus de phrases d'une langue vivante (c'est-à-dire un corpus ne consistant pas en logatomes) ne permet pas une analyse des faits de coarticulation. Pour faire une analyse valable de faits de coarticulation les chercheurs ont été obligés de se servir de logatomes dans la plupart des cas. Aussi ne doit-on pas s'étonner que le mot *coarticulation* apparaisse chez Rochette avec les sens les plus divers. On trouve mélangée la signification réelle du mot *coarticulation* (qui devrait être réservée exclusivement aux «modifications ... [qui] ... résultent ... de l'accommodation due aux phonèmes en contact et que régit la nécessité de l'économie et la loi du moindre effort» p. 541, comme Rochette le dit très bien) avec différents types de rencontres pour lesquels on aurait dû conserver la dénomination *enchaînement*. On voit un peu plus clair dans cette confusion des termes, lorsqu'on s'aperçoit que pour Rochette coarticulation et enchaînement sont presque synonymes. Mais parfois les deux mots apparaissent avec le sens accepté en phonétique générale et ne sont alors plus synonymes.

Cette fâcheuse inconséquence mise à part, le premier chapitre (p. 249–274) contient beaucoup de remarques intéressantes. On apprend que les constrictives sont en général plus faibles que les occlusives (p. 272) et que les groupes de consonnes articulés par un même organe à deux endroits différents de la cavité buccale ont tendance à être réalisés par deux mouvements successifs (p. 270). C'est la nature des consonnes en contact qui détermine le type d'enchaînement (p. 252, 273).

Le deuxième chapitre contient un résumé très détaillé des lieux d'articulation, des organes articulatoires et des variations de ces paramètres. Ces faits sont encore soigneusement résumés dans le tableau II (p. 302–333). Ce chapitre ne contient cependant pas beaucoup de faits nouveaux; il est plutôt une confirmation de faits déjà connus. Ainsi il est confirmé que le contact est plus grand pour les explosives que pour les implosives, plus important en syllabe accentuée qu'en syllabe inaccentuée, plus important pour la sourde que pour la sonore (p. 278, 283) – des faits très connus qui ont été maintes fois confirmés. La discussion sur l'activité labiale (p. 289–290) est très bonne. La consonne *r* est particulièrement influencée par les consonnes environnantes (p. 290–291).

Dans le troisième chapitre Rochette discute (p. 336–338) des différences de durée mesurée à partir du radiofilm et des oscillogrammes. Il constate de légères fluctuations de la vitesse de la caméra, oscillant entre 46–49 im./sec. Ce chapitre confirme beaucoup de faits déjà connus. Ainsi en syllabe accentuée l'explosive est plus longue que l'implosive, en syllabe inaccentuée c'est l'inverse (p. 340–341). Ces faits sont résumés dans le tableau III (p. 343–354) et dans les conclusions générales (p. 357–372).

Le chapitre IV (p. 373–398) traite de l'assimilation de sonorité. On s'aperçoit de l'importance d'avoir eu recours à l'oscillographie à côté du radiofilm. Mentionnons seulement quelques points: l'assimilation totale est surtout régressive et se réalise avant tout comme

sonorisation de la consonne implosive, beaucoup plus rarement comme assourdissement (p. 377). Les labiales subissent une assimilation plus importante que les vélaires et les alvéo-dentales. L'assimilation semble affecter les consonnes antérieures plus que les consonnes postérieures (p. 380–381). Ce qui nous a surpris c'est que le début des consonnes orales est souvent nasalisé (p. 391). Sur les faits de nasalisation on trouve plus de détails dans le chapitre V (p. 399–416).

Le chapitre VI (p. 417–440) contient beaucoup de remarques sur la coarticulation, mais la nature du corpus étudié ne permet pas de les systématiser. L'assimilation de labialité est celle qui se produit le plus aisément (p. 417). On en constate plusieurs types (p. 422–427) qui sont résumés de façon très détaillée dans le tableau XII (p. 429–440). Quatre types de mouvement de l'angle des maxillaires sont constatés (p. 441–448):

1. Fermeture graduelle de la première consonne à la seconde.
2. Stabilité de l'angle des maxillaires pendant tout le groupe.
3. Fermeture pendant les deux consonnes.
4. Ouverture pendant la consonne implosive.

Quant à l'angle des maxillaires l'assimilation régressive est plus courante que l'assimilation progressive (p. 444). A la différence des mouvements verticaux constatés pour la plupart des consonnes, des mouvements horizontaux de rétraction et de protraction sont constatés pour les consonnes /f v/ (p. 469). La chute du [ə] muet n'entraîne pas de modification de l'angle des maxillaires. On regrettera que Rochette ne soulève même pas la question des rapports entre les mouvements du maxillaire et ceux de la langue, question fondamentale dans une étude articulatoire.

Le chapitre IX (p. 489–501), sous un titre trompeur, s'occupe de la *rapidité* de mouvement des organes articulatoires. Comme il était à attendre, la pointe de la langue est l'organe le plus rapide.

Le chapitre XI contient des remarques intéressantes sur les groupes avec [ə] prononcé qui sont réalisés différemment des groupes sans [ə] (p. 507–508). Nous sommes pourtant en total désaccord avec Rochette lorsqu'il affirme que le [ə] «se réalise pleinement sur le plan articulatoire» (p. 509). Dans son étude Rochette a prouvé exactement le contraire, à savoir l'absence d'une tenue pour le [ə] qui se réalise comme un simple passage². Comment Rochette peut-il affirmer (p. 502) que la tenue du [ə] n'est que 2,1 cs, lorsque 2,1 cs. sont précisément la durée d'une image du film? L'existence d'une tenue ne peut être prouvée que lorsque cette tenue se trouve sur au moins deux images successives (cf. p. 337, 338, 509). Ici Rochette a clairement cédé à la tentation de vouloir trouver dans les données la confirmation d'une idée préconçue.

En résumant nous voulons rendre hommage à Rochette pour l'infatigable travail qui a été nécessaire pour l'analyse des matériaux. Nous regrettons profondément que les bases théoriques n'aient pas été plus solidement élaborées au départ. Des résultats équivalents auraient pu être atteints avec un corpus plus réduit fondé sur une théorie linguistique qui est malheureusement absente dans l'ouvrage; d'où les grandes difficultés d'aboutir à une synthèse. Il faut également rendre hommage à l'éditeur pour une présentation et une impression très soignées. L'annexe est particulièrement beau avec ses clichés en couleur où aucun détail n'échappe à l'observateur attentif.

² La nature de l'*e* muet comme passage a été parfaitement saisie par ANDRÉ MARTINET dans son excellent article *La nature phonologique d'«e» caduc* dans: *Papers in Linguistics and Phonetics to the Memory of Pierre Delattre*, ed. by A. VALDMAN, The Hague 1972, p. 393–399.

Bien que nous ayons exprimé des désaccords fondamentaux sur la conception de Rochette, nous ne doutons pas que son ouvrage constitue une contribution de grande valeur qui vient s'ajouter à la littérature phonétique déjà importante consacrée à l'analyse des sons du français.

Magnús Pétursson



GILLES LAVOIE, *Le rythme et la mélodie de la phrase littéraire dans l'œuvre de Mgr F.-A. Savard*, Québec-Paris (Presses de l'Université Laval – Klincksieck) 1969, X + 168 p. (*Bibliothèque française et romane E/5*).

Wenn diesem Buch noch sieben Jahre nach seinem Erscheinen eine Besprechung gewidmet wird, so hat dies gewiß seine Gründe. Der Versuch Lavoies, linguistische Methoden für die literaturwissenschaftliche Interpretation – hier für das Problem des Rhythmus – fruchtbar zu machen, ist für beide Disziplinen – Linguistik und Literaturwissenschaft – von so außerordentlicher Bedeutung, daß es sich lohnt, sich näher mit dem Vorgehen und den Ergebnissen Lavoies zu befassen.

Das literarische Untersuchungsobjekt ist das Werk des kanadischen Schriftstellers Mgr. F.-A. Savard, der selbst einige Teile auf Band gesprochen hat. Das Untersuchungsvorgehen erfolgt nach in der Linguistik gebräuchlichen Methoden, insbesondere durch Arbeiten mit akustisch-physikalischen Daten (unter Verwendung von Oszillogrammen).

Im folgenden soll der linguistische Aspekt der Arbeit näher beleuchtet werden, indem untersucht wird, inwieweit es dem Verfasser gelungen ist, die auftretenden linguistischen Probleme richtig darzustellen und in den Griff zu bekommen.

1. Probleme im Zusammenhang mit der Klassierung der Silben in lange und kurze

Lavoie übernimmt die klassische Rhythmusdefinition von Grammont – Rhythmus ist also «retour à intervalles sensiblement égaux des temps marqués»¹ – und fügt die Pausen hinzu. Die «temps marqués» erscheinen auditiv als Akzentuierung, was nach Auffassung Lavoies primär durch die Silbelänge vermittelt wird. Es geht ihm dementsprechend zunächst darum, die zu untersuchenden Silben festzulegen und sodann ihre Dauer aufgrund der durch die Meßinstrumente gelieferten Daten zu bestimmen.

Aufgrund welcher sprachlichen Einheit die Silben ermittelt werden sollen, expliziert der Verfasser nicht. Aus den Beispielen ist jedoch zu erschließen, daß Ausgangsbasis nicht das Wort, sondern eine größere sprachliche Einheit ist, die teilweise mit dem *mot phonique* übereinzustimmen scheint.

Bei der Festlegung der Silbengrenzen geht Lavoie traditionell von einer Segmentation nach dem Schema *consonne + voyelle / consonne + voyelle / ...* aus. Bei Konsonanthäufung tritt der erste Konsonant zur vorangehenden Silbe: *cvc/c ...*; nur wenn es sich bei dem zweiten Konsonanten um einen Liquid oder Nasal handelt, bleibt die Segmentierung in *cv/cc ...* bestehen².

¹ M. GRAMMONT, *Traité pratique de prononciation française*, Paris 191961, p. 163.

² Es wäre glücklicher gewesen, wenn LAVOIE diesen Fall traditionell mit *Muta cum Liquida* beschrieben hätte, denn Silbensegmentationen wie auf p. 85 */puR/lä/te:/Re/* und */syR/le/ka/ju/* fügen sich so nicht in seine Definition, obwohl die Segmentierung richtig ist.

Vergleichen wir diese Aussagen mit den tatsächlich vorgenommenen Segmentierungen, so stoßen wir auf Abweichungen. Die folgende Sequenz dürfte nicht in /kla/pɔ̃/tsi/dpɑ/Rɔ:/l/ segmentiert werden, die Segmentation muß vielmehr /kla/pɔ̃/tsid/pa/Rɔ:/l/ lauten. Entsprechendes gilt für die Sequenz /pl̪i/dpɑ/Rɔ:/l/ze/dkRi:/, die in /pl̪i/d/pa/Rɔ:/l/zed/kRi:/ segmentiert werden müßte. In gleicher Weise ist eine Segmentierung wie /dã:/lbRy/le/ʒa/zæ:/R/ (p. 67) zu kritisieren, die entsprechend /dã:/bRy/le/ʒa/zæ:/R/ lauten sollte³.

Nach der Silbensegmentation wird im nächsten Untersuchungsschritt die Silbenlänge festgestellt. Die jüngere Forschung, die fast einhellig zu dem Ergebnis kommt, daß der Eindruck der Akzentuiertheit einer Silbe im Französischen vor allem über die relative Tonhöhe und nur sekundär über die Parameter Dauer und Intensität geleistet wird⁴, nimmt Lavoie nicht zur Kenntnis, sondern er geht davon aus, daß allein die Silbenlänge über den Akzent-eindruck entscheidet. Bei seiner Argumentation stützt er sich ausschließlich auf Rousselot, *Principes de phonétique expérimentale*, Paris 1925.

Der Verfasser stellt sich zunächst die Frage, ob – wie häufig behauptet – nur die Vokalquantität oder auch die Konsonantenquantität von Bedeutung sei. Da Konsonanten in seinem Korpus manchmal wesentlich länger als Vokale sind, kommt er zum Schluß, auch die Konsonantendauer zu berücksichtigen. Dies scheint mir legitim, denn ein Einfluß der Konsonantendauer auf den Rhythmus ist prinzipiell möglich. Spielt die Konsonantendauer tatsächlich eine Rolle, so steht allerdings zu befürchten, daß die oben aufgezeigten Inkonsistenzen in der Silbensegmentation nicht nur marginale Bedeutung haben. In dem Beispiel:

	<i>d ã</i>	<i>I ð</i>	<i>b R y</i>	<i>I e</i>
	6 10	5 7	9 13 16	6 24
Durée en cs	16 cs	12 cs	38 cs	30 cs

tritt nun der Fall auf, daß die vorletzte Silbe länger als die letzte, die letzte aber dennoch betont und damit nach der Argumentation Lavoies lang ist. Die unterschiedliche Anzahl der Phoneme in verschiedenen Silben und die dadurch bedingten absoluten Silbenlängen führen, so stellt der Verfasser fest, zu einer Verfälschung der tatsächlichen Gegebenheiten. Er fordert deshalb eine Berechnung der durchschnittlichen Phonemrealisierungsdauer in jeder Silbe. In dem vorliegenden Fall bedeutet das für die vorletzte Silbe $38 \text{ cs} : 3 = 12,6 \text{ cs}$ gegenüber $30 \text{ cs} : 2 = 15 \text{ cs}$ für die letzte Silbe. Damit ist die letzte Silbe lang und die Welt wieder in Ordnung. Befremdlich ist allerdings, daß in der Folge bei allen Interpretationen

³ Damit soll nicht behauptet werden, die von Lavoie vorgenommenen Segmentierungen seien «falsch»; denn obwohl dem Silbenproblem in der Vergangenheit große Aufmerksamkeit geschenkt wurde, stehen immer noch verschiedene theoretische Konzeptionen und praktische Lösungsvorschläge konkurrierend nebeneinander, so daß ein Urteil im Sinne von richtig oder falsch gar nicht möglich ist. Hier geht es um die Tatsache, daß das praktische Vorgehen des Verfassers im Widerspruch zu seinen eigenen theoretischen Entscheidungen steht.

⁴ Cf. A. RIGAULT, *Rôle de la fréquence, de l'intensité et de la durée vocaliques dans la perception de l'accent en français*, in: *Proceedings of the Fourth International Congress of Phonetic Sciences*, The Hague 1962, p. 735–748; M. ROMPORTL, *Zum Wesen der Intonation*, in: *Proceedings of the Fourth International Congress of Phonetic Sciences*, The Hague 1962, p. 749–752; P.R. LÉON, *Où en sont les études sur l'intonation*, in: *Actes du 7ème Congrès international des sciences phonétiques*, La Haye-Paris 1972, p. 113–156; P.R. LÉON – PH. MARTIN, *Prolégomènes à l'étude des structures intonatives*, Montréal-Paris-Bruxelles 1969, p. 44.

und in allen Tabellen dann doch jeweils nur mit absoluten Silbenlängen argumentiert wird. Die Frage, ob die Konsonantendauer nun effektiv Einfluß auf den Rhythmus hat, wird von Lavoie verneint. Nachdem er festgestellt hat, daß jeweils die letzte Silbe lang (d.h. betont) ist, fährt er fort: «Il faut reconnaître qu'en ne tenant compte que des durées vocaliques, on arrive à la même conclusion, à savoir que l'accent frappe la dernière syllabe.» Die Konsonantendauer sei aber dennoch zu berücksichtigen, «car la parole n'est pas formée que de voyelles» (p. 15). Offensichtlich ist Lavoie mit der Trennung von distinktiven und redundanten Faktoren und der Beschränkung auf die Analyse der distinktiven Faktoren nicht vertraut.

Nachdem der Autor die absoluten Silbenlängen festgestellt hat, muß er entscheiden, welche Silben als lang, welche als kurz klassiert werden sollen. Eine Silbe sei lang, wenn sie länger als die sie umgebenden ist; wenige Zentisekunden Unterschied seien ausreichend, – allerdings nur dann, wenn auch nach dem auditiven Eindruck die Silbe als lang erscheine, stellt der Verfasser fest. Sodann ist er der Auffassung, daß eine «syllabe apparaît longue par rapport à la syllabe qui suit et non par rapport à la précédente» (p. 16). Dieses sei ganz eindeutig am folgenden Beispiel abzulesen:

Durée en cs	<i>l ε R</i>	<i>dz y</i>	<i>ʒ u:</i>	<i>R ε</i>	<i>p l ī</i>	<i>d p a</i>	<i>R ɔ l:</i>	<i>z e</i>	<i>d k</i>	<i>R i:</i>
	6 9 5	9 10	8 18	5 9	16 6 13	7 13 11	7 17 5	9 7	7 14 9	25
	20	19	26	14	35	31	29	16	55	

Lavoie argumentiert allerdings aufgrund der absoluten Silbenlängen, obwohl die einzelnen Silben aus verschieden vielen Phonemen bestehen. Legt man die durchschnittliche Phonemrealisierungsdauer zugrunde, so ist die Bestimmung der langen (betonten) Silben bei weitem nicht mehr so augenfällig:

$$\text{cs. } 6,6 - 9,5 - 13 / 7 - 11,6 - 10,3 - 9,6 / 8 - 13,7$$

Werden 9,6 cs. im Verhältnis zu 8 cs. als lang betrachtet, so könnte man dies aufgrund der Meßdaten ebenfalls auch für 11,6 cs. gegenüber 10,3 cs. annehmen. Lavoie würde dagegen einwenden, daß dies nicht mit dem auditiven Eindruck übereinstimmen würde. Ich meine aber, es heißt eine physikalisch-akustische Analyse ad absurdum führen, wenn sie zur Argumentation nur so lange herangezogen wird, wie die gelieferten Daten dem auditiven Eindruck recht geben, sie andernfalls aber ignoriert wird. Hieraus darf nun allerdings nicht geschlossen werden, daß die experimentelle Analyse zu keinen Resultaten führt; es muß vielmehr die Adäquatheit der Versuchsanordnung in Frage gestellt werden.

Wird anstelle der Silbendauer nur die Vokalldauer untersucht, so ergibt sich für das obige Beispiel die Sequenz

$$\text{cs. } 9 - 10 - 18 - 9 - 13 - 11 - 17 - 7 - 25.$$

Die durchschnittliche Vokalldauer beträgt 13,2 cs.; eindeutig über dem Durchschnitt liegen nur 18 – 17 – 25 cs., d.h. die Vokaldauren der jeweils auch auditiv als betont empfundenen Silben. Die Berücksichtigung der Konsonantendauer ist also nicht nur unter strukturellem Gesichtspunkt überflüssig, sondern zieht Konsequenzen nach sich, die mit den tatsächlichen Meßdaten nicht in Einklang zu bringen sind. Offensichtlich ist für die Längung einer Silbe allein die Vokalldauer relevant.

2. Probleme im Zusammenhang mit der Behandlung des «rythme syntaxique» und des «rythme prosodique»

Als «rythme syntaxique» bezeichnet Lavoie die rhythmische Strukturierung des Satzes durch die ihm zugrunde liegenden «rythmes prosodiques». Der «rythme prosodique» realisiert sich auf der Ebene des «groupe rythmique», der als die sprachliche Einheit festgelegt wird, die zwischen zwei Pausen auftritt⁵. Der «groupe rythmique» besteht aus «éléments rythmiques», die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie jeweils eine lange und damit für Lavoie akzentuierte Silbe aufweisen.

Zunächst sollen Fragen diskutiert werden, die den «groupe rythmique» als Einheit zwischen zwei Pausen betreffen. Lavoie ist der Ansicht, daß «les groupes rythmiques pré-existent à toute interprétation du texte; la structure de la phrase a déjà tracé leur contour» (p. 27).

Diese Behauptung ist ganz sicher unhaltbar, was am folgenden Beispiel gezeigt werden soll. In den *Visions du soir* realisiert der Sprecher folgende Pausen:

//l'ile d'en face // m'apparaît comme une arche fabuleuse // d'où, par illusion des pointes à longs coussinets et à crêtes, // sortiraient, sous forme d'animaux étranges, // les antiques souvenirs de la terre et du soleil.

Sicherlich meint der Sprecher durch seine Pausensetzungen den Text am adäquatesten zu interpretieren; die Satzstruktur erzwingt jedoch die vorgenommene Gliederung in keiner Weise. In einer anderen Situation, in einem anderen Kontext, bei einem anderen Sprechtempo oder auch nur bei einem nochmaligen Sprechen des gleichen Textes könnten die Pausen auch anders gesetzt werden, z.B.:

// l'ile d'en face m'apparaît comme une arche fabuleuse // d'où, // par illusion des pointes à longs coussinets et à crêtes, // sortiraient, // sous forme d'animaux étranges, // les antiques souvenirs // de la terre et du soleil. //

Die Struktur des Satzes gibt nur Aufschluß über *virtuelle*, d.h. mögliche Pausen, über deren Realisierung oder Nichtrealisierung in der Rede allein die Sprecherintention entscheidet.

Die syntaktische Satzstruktur diktiert also nicht die Pausensetzungen. Dennoch ist theoretisch denkbar, daß die Pausen für die Delimitierung der «groupes rythmiques» verantwortlich sind. Das würde voraussetzen, daß *jeder* rhythmischen Gruppe eine Pause folgt.

In der Forschung geht man im allgemeinen davon aus, daß die rhythmische Gliederung des Satzes über Intonationseinheiten geleistet wird. Eine Intonationseinheit ist die Einheit, die einen und nur einen Akzent aufweist, der im Französischen regelmäßig auf die letzte Silbe fällt⁶. Der Akzent wird dabei allerdings nicht wie bei Lavoie allein über die Parameter Dauer und Intensität definiert; wichtigster Faktor für den Eindruck der Akzentuierung einer Silbe ist nach Ansicht der meisten Forscher vielmehr eine Tonhöhenveränderung⁷.

⁵ Der «groupe rythmique» wird im allgemeinen als das prosodische Korrelat zum phonematischen «mot phonique» angesehen, so z.B. bei P.R. LÉON – PH. MARTIN, *loc. cit.*

⁶ Dieser «rhythmische Akzent» ist zu trennen vom Insistenzakzent, der zum rhythmischen Akzent hinzutritt, ihn aber niemals ersetzen kann. LAVOIE trennt die beiden Akzenttypen nicht. – Unberücksichtigt bleiben dabei realisierte, aber unbetonte [ə] am Ende der Intonationseinheit, da sich die Untersuchungen im allgemeinen auf die Normalsprache beziehen, in der diese regelmäßig fallen.

⁷ Dauer und Intensität haben demgegenüber zweitrangige Bedeutung, können aber in gewissen Fällen kompensatorische Funktionen übernehmen. Zur Literatur cf. N 4.

Trotz des anderen Ansatzes hat man immerhin die *Tendenz* festgestellt, daß im Französischen eine Intonations- bzw. Akzenteinheit (*unité accentuelle, mot phonique*) von einer Pause begleitet wird⁸. Untersuchungen von di Cristo zeigen jedoch eindeutig, daß die Pause am Ende eines *mot phonique* häufig auch fehlt und damit nicht signifikativ ist⁹. Lavoies Festlegung des *groupe rythmique* als Einheit zwischen zwei Pausen ist somit unhaltbar.

Wenn in seinem Korpus durch Zufall jeder «groupe rythmique» tatsächlich von einer Pause begleitet ist, werden die Untersuchungsergebnisse durch die fehlerhafte Definition allerdings nicht beeinträchtigt. Es ist deshalb zu fragen, ob innerhalb der «groupes rythmiques» bei Lavoie keine weiteren «mots phoniques», die nicht von Pausen begleitet sind, auftreten. Angesichts der Mammut-«groupes rythmiques» von bis zu 18 Silben scheint dieses allerdings ausgeschlossen, denn im allgemeinen bestehen die «mots phoniques» im Französischen aus drei bis sechs Silben¹⁰. Zudem handelt es sich bei Lavoies Material um vorgetragene literarische Texte. Es kann deshalb davon ausgegangen werden, daß das Sprechtempo relativ langsam ist¹¹. Je langsamer aber das Sprechtempo ist, desto stärker ist die Tendenz zur tatsächlichen Realisierung der virtuellen, d. h. möglichen «mots phoniques»¹². Es ist deshalb unmöglich, daß Sequenzen wie

- «tandis que la rivière emportait là-bas l'espoir de retrouver Joson» (18 Silben),
- «Et les hommes s'écartaient devant cette reine humaine qui s'en venait» (17 Silben),
- «vers des formes étranges qui semblaient des signes de formes humaines» (15 Silben)

aus nur einem einzigen «mot phonique» bestehen. Es ist anzunehmen, daß der Sprecher die Gliederung in «mots phoniques» in diesen Fällen primär über Tonhöhenveränderungen realisiert hat.

Da die von Lavoie vorgenommene Gliederung seines Materials in «groupes rythmiques» nicht vertretbar ist, müssen die Schlußfolgerungen, die er daraus über den Rhythmus zieht, in Frage gestellt werden.

Die «groupes rythmiques» bestehen nach Lavoie aus «éléments rythmiques», die dadurch charakterisiert sind, daß sie neben möglichen kurzen, auf jeden Fall eine lange Silbe aufweisen.

Die uneinheitliche Abfolge von kurzen und langen Silben im Text führt zu verschiedenen inneren Strukturen der «éléments rythmiques» (—, u —, — u, u u —, u — u,

⁸ Cf. P. GARDE, *L'accent*, Paris 1968, p. 95.

⁹ A. DI CRISTO, *Recherches sur la structuration prosodique de la phrase française*, erscheint in: *6èmes Journées d'études sur la parole*, Toulouse 28–30 Mai 1975; ebenso D. LAROCHE-BOUVY, *Remarques sur les fonctions des éléments suprasegmentaux en français*, *Etudes de linguistique appliquée N.S.* 3 (1971), 15–23.

¹⁰ Cf. u.a. PIERRE et MONIQUE LÉON, *Introduction à la phonétique corrective à l'usage des professeurs de français à l'étranger*, Paris 1964, p. 65.

¹¹ Diese Annahme wird gestützt durch die Angaben bei LAVOIE über die relative Silbenlänge, die bei langen Silben zwischen 36 und 41 cs., bei kurzen zwischen 19 und 23 cs. liegt. Die Untersuchungen von LYNDA ROBINSON, *Etude du rythme syllabique en français canadien et en français standard*, in: P. R. LÉON, *Recherches sur la structure phonique du français canadien*, Montréal-Paris-Bruxelles 1968, p. 164–174, deren Korpus aus Radioaufnahmen besteht, weisen demgegenüber für unbetonte Silben lediglich eine Länge von 15 bis 19 cs., für betonte eine Länge von 20 bis 31 cs. aus.

¹² Cf. M. BOUDREAU, *Le rythme en langue franco-canadienne*, in: P. R. LÉON – G. FAURE – A. RIGAULT, *Prosodic Feature Analysis – Analyse des faits prosodiques*, Montréal-Paris-Bruxelles 1970, p. 20–31; P. GARDE, *L'accent*, p. 95; IRMGARD MAHNKEN, *Die Struktur der Zeitgestalt des Redegebildes*, Göttingen 1962, p. 47.

etc.), deren Rückbindung an die Versfüße der lateinischen Metrik zunächst als unhaltbar erscheint. Die Bezeichnungen fungieren aber offensichtlich nur als Etiketten und haben keinen Einfluß auf die weiteren Untersuchungen. Daß die Abfolge von Längen und Kürzen der Silben den Rhythmus der «groupes rythmiques» organisieren, erscheint durchaus möglich; die Einzelanalysen und die Schlußfolgerungen, die Lavoie zieht, sind einleuchtend und schlüssig – wobei allerdings ein Literaturwissenschaftler in diesem Punkt ein kompetenteres Urteil abgeben könnte.

Der «rythme syntaxique» ist für Lavoie der Rhythmus auf Satzebene, der durch die «groupes rythmiques» geschaffen wird. Der Terminus «rythme syntaxique» ist unglücklich, weil er die Assoziation nahelegt, daß eine Beziehung zu einzelnen Teilen des Satzes (Syntagmen) besteht. Die Bezeichnung des Rhythmus auf Satzebene sollte dagegen deutlich zum Ausdruck bringen, daß der Satz hier als Ganzheit für die Schaffung des Rhythmus auf höherer Ebene – der des Textes – verantwortlich ist.

Wenn wir abschließend die eingangs gestellte Frage wieder aufgreifen, ob linguistische Analyseverfahren für die literaturwissenschaftliche Interpretation nutzbar gemacht werden können, so muß in Anbetracht der erheblichen Mängel und Inkonsistenzen in der Arbeit Lavoies festgestellt werden, daß der Versuch in diesem Falle nicht als gelungen angesehen werden kann.

Der Grund für die Fehleinschätzungen linguistisch relevanter Faktoren ist sicherlich sehr stark in der mangelnden Rezeption neuerer Forschungsergebnisse zu suchen. Besonders negativ wirkt sich das auf die Nichtbeachtung des Tonhöhenverlaufs für die Akzentuierung aus. Lavoie stützt sich auf Rousselot, den Klassiker auf seinem Gebiet, der allerdings am Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht über die heute bestehenden technischen Möglichkeiten zur Erfassung akustischer Daten verfügte (Oszillograph, Tonhöhenmesser, Mograph, etc.). Es ist daher nicht verwunderlich, daß seine Ergebnisse teilweise revidiert werden mußten.

Es wäre zu wünschen, daß in zukünftigen Arbeiten, die ähnliche Ziele wie die von Lavoie verfolgen, die linguistischen Analysen sauberer und adäquater durchgeführt werden. Dann sollte es möglich sein, linguistische Verfahren für die literaturwissenschaftliche Interpretation fruchtbar zu machen.

Karola Benthin



MECHTHILD CROMBACH, «*Bocados de oro*. Kritische Ausgabe des altspanischen Textes, Bonn (Romanisches Seminar der Universität) 1971 (Romanistische Versuche und Vorarbeiten 37), XLV + 204 p.

Consta la obra de un estudio introductorio (p. xi–xlv) y de la edición de *Bocados de oro* (p. 1–201). Las 201 páginas correspondientes a ésta son dobles; hay, pues, en realidad 402. A la derecha se da el texto base y a la izquierda las variantes. Cierra el libro un índice onomástico (p. 202–204).

El estudio introductorio se extiende en precisiones sobre el original árabe y sobre su versión al latín y a otras lenguas. El centro de interés es la traducción española: datación, descripción de los diferentes manuscritos e impresiones, parentesco entre ellos, determinación del manuscrito base y criterio de la edición.

El propósito de M. Crombach queda explicado en la introducción: «eine neue und ver-

besserte Textgrundlage für das Studium der *Bocados* zu schaffen» (p. xii). A este respecto anota que la edición de H. Knust, que en 1879 se sirvió del mejor material disponible entonces, no satisface ya las exigencias actuales. El hallazgo reciente de nuevos manuscritos y la edición en 1958, por A. Badawī, del texto árabe permiten y aconsejan la elaboración de una nueva base textual. De todos modos, queda aún tela por cortar, ya que, según declara honradamente M. Crombach, «solange wir den Text des Originals der ‘Ausgewählten Sentenzen’ und die arabische Vorlage der spanischen Übersetzung nicht mit Sicherheit kennen, sollte man also mit einer Beurteilung des spanischen Textes vorsichtig sein» (p. xvi).

M. Crombach resume seguidamente el estado actual de la cuestión. Según las fuentes árabes, el autor del original en esta lengua fue al-Mubaššir, que vivió en el siglo XI y escribió la obra, única suya conocida, c1048–49. Aunque Knust ya advirtió en su día que *Bocados* remontaba a un modelo árabe, éste no ha estado disponible antes de la edición de Badawī, a la que M. Crombach formula sin embargo serios reparos (cf. p. xiv–xv). El texto del que se sirvieron los traductores españoles es el más cercano al original de al-Mubaššir, según conclusiones de Rosenthal que M. Crombach acepta (p. xviii), si bien aquéllos lo aligeraron y simplificaron. Con la traducción española *Bocados* se hizo por primera vez conocido en una lengua europea. Antes, sólo un capítulo se había traducido directamente al latín. El texto latino (del que se conoce una serie de manuscritos) se redactó sobre un original castellano mejor que la mayoría de los manuscritos conservados en esta lengua, según advierte Mettmann (p. xviii). La traducción latina sirvió de punto de partida para las de otras lenguas, pero las versiones inglesa y provenzal proceden del francés.

En cuanto al *Bocados* español, su vocabulario y estilo remontan al s. XIII, aunque se haya conservado sólo en mss. del XV (para más precisiones cf. p. xxi–xxii). Describe M. Crombach (p. xiii–xviii) los mss. y ediciones, que en unos casos representan la redacción original y en otros dan la versión ampliada, probablemente en el s. XV, con siete capítulos introductorios. Establece luego (p. xxviii–xxxiii) las relaciones de parentesco entre ellos, que, aunque inseguras, «man kann jedoch nach der Häufigkeit gemeinsamer Fehler, Zusätze, Auslassungen und sprachlicher Eigenheiten eine engere oder weitere Verwandtschaft der Texte erkennen» (p. xxviii). Esboza una clasificación en tres grupos (cf. STEMMA en p. xxxi) y otorga preferencia al ms. *m*, que va a ser reproducido como texto base – excepción hecha de errores, omisiones o añadidos manifiestos – renunciando a reconstrucciones arriesgadas, «solange dies nicht auf Kosten eines sinngemäß richtigen und verständlichen Textes geht» (p. xxxiii). En cuanto a variantes (p. xxxiii–xlii), va a servirse de las proporcionadas por varios mss. y ediciones para mejorar y contrastar el texto base. En caso de vacilación entre distintas lecturas, si los mss. españoles no dan claridad suficiente, es el texto árabe el que permite decidir a favor de una u otra. Vienen por último (p. xliii–xlvi) los criterios seguidos en la edición¹.

La fijación del texto de *Bocados* está llamada a prestar un buen servicio a los estudiosos de la prosa española medieval. La distribución introducida por M. Crombach (numeración correlativa de las sentencias y ello independientemente para las de cada sabio) aligera y facilita la lectura. Según se declara (p. xliii), «Akzente und Satzzeichen sind zum besseren Verständnis des Textes neu eingeführt». Sobre ello hay que formular algún reparo. El texto base está todo él «superpuntuado», por así decirlo. El lector se desconcierta ante

¹ Uno de éstos, el de añadir un guión «zwischen Verb und nachgestellten Pronomen und bei den alten Futurformen», lo creemos necesario de aclaración. En casos como *embargar-te-an* (103, 19), el segundo guión se justifica menos que el primero, dado que el verbo *haber* conserva aún cierta autonomía.

un proliferar inusitado de los signos de puntuación. Cabe suponer que el editor, al obrar así, se haya propuesto marcar mejor en algún caso los elementos sintácticos de cada frase, aunque lo haya hecho de modo muy personal. Más a menudo, las comas superfluas son consecuencia de un criterio de puntuación a la manera alemana, no aplicable por supuesto al castellano. Abundan también, en exceso sin duda, los descuidos en la acentuación.

Seguidamente, a título de ejemplo, y para que nuestra objeción no quede en el aire, reproducimos una serie de frases del texto base con la puntuación del editor y con la que a nosotros nos parece preferible. Procuramos limitarnos a aquellos casos que dislocan la fluidez sintáctica de la lengua española. Los números entre paréntesis corresponden a página y línea.

DICE:

El bueno es aquel que todos han parte en su bien, e el que tiene que, el bien de cada uno, es bien de si (11, 22)

Buena es la vergüenza en el moço, que muestra, que será de buen seso (15, 4)

Menguar de lo que nuze es mejor, que non amuchiguar de lo que apruecha (30, 26)

Toma del saber, por que por poco d'ello, podrás llegar a mucho (31, 35)

Culpar ome a sí, es más provechoso a él, que culpar a sus compañeros (33, 28)

Non fincó ome en la tierra, que se non guiasse por ella (49, 3)

Non conviene al sesudo que piense en su coraçon, por lo que perdió; mas en guardar lo que fincó (73, 14)

Non es rey el que regna sobre los sier-vos; mas el que regna sobre los libres, nin es rico el que ayunta el aver; mas el que se sirve bien d'él (74, 10)

Non ha menester engenio, si non, el que demanda más de lo que puede (83, 4)

Aquel que más aman los reyes, es el que tienen, que es de muertas cobdicias e de bivo seso (86, 7)

E apremia los malos e con esto, enderesçarás la tu fe e el tu pueblo (105, 32)

DEBE DECIR:

El bueno es aquel que todos han parte en su bien, e el que tiene que el bien de cada uno es bien de sí

Buena es la vergüenza en el moço, que muestra que será de buen seso

Menguar de lo que nuze es mejor que non amuchiguar de lo que apruecha

Toma del saber, porque por poco d'ello podrás llegar a mucho

Culpar ome a sí es más provechoso a él que culpar a sus compañeros

Non fincó ome en la tierra que se non guiasse por ella²

Non conviene al sesudo que piense en su coraçon por lo que perdió, mas en guardar lo que fincó

Non es rey el que regna sobre los sier-vos, mas el que regna sobre los libres; nin es rico el que ayunta el aver, mas el que se sirve bien d'él

Non ha menester engenio si non el que demanda más de lo que puede

Aquel que más aman los reyes es el que tienen que es de muertas cobdicias e de bivo seso

E apremia los malos, e con esto enderesçarás la tu fe e el tu pueblo

² La puntuación de M. Crombach no suele establecer diferencia entre la subordinada de relativo explicativa y la especificativa, lo que afecta al sentido.

Nos ponemos nuestro fecho en ti, bive
e regna siempre sobre nos (118, 29)

¡Faz-me saber quién te [lo fizó]?, e
vengar-te-he yo d'él (124, 5)

Más feo es, en aver mengua de seso que
de aver (138, 18)

E fijo, onrra la sapiencia de Dios e non
la pierdas, en el que la desprecia, nin la
viedes, al que ha sabor de la saber (151, 26)

La dezena cosa por que el ome gana
grant prez e grant estado es, que tenga, que
todos los omes son mejores que él (152, 36)

Pugna en guardar los tus amigos e los
tus enemigos, en los tornar tus amigos
(176, 30)

El más franco de los omes es, el que
tiene por mucho lo que le dan (186, 22)

Los ejemplos podrían multiplicarse, como con facilidad apreciará el lector. Confiamos a éste la advertencia de los numerosos descuidos de acentuación. No nos es dable seguir paso a paso a M. Crombach en el minucioso trabajo de preparación del texto base y del aparato crítico, pero surge el temor de que alguna ligereza semejante lo haya afectado en algún caso.

Luis López Molina



JAMES F. BURKE, *History and vision: The figural structure of the «Libro del cavallero Zifar»*, London (Tamesis Books) 1972, 155 p.

James F. Burke, autor de otros trabajos sobre el *Libro del cavallero Zifar*¹, le dedica ahora el estudio que reseñamos. Consta éste de un breve prefacio (p. xi), introducción (p. 1-3), siete capítulos de extensión desigual (p. 5-138) e índice de nombres y materias (p. 149-155).

El propósito del libro, según declara J. Burke (cf. el prefacio y la introducción), es descubrir y explicar el plano de significación interior u oculta del *Zifar*, puesto que «the surface stratum can be understood alone» (p. 3; la afirmación parece algo precipitada). Pero, acto seguido, añade: «I believe, however, that the meaning of the work is much richer and more interesting if both planes can be taken together».

Para J. Burke (cf. p. 2 de la introducción), hay en el *Zifar* cuatro partes o elementos (*entities*): el prólogo, la historia de Zifar, los *castigos* con que éste adoctrina a sus hijos, y las aventuras de Roboán. Cada una de estas partes resulta ser a su vez algo amorsa debido a la intercalación de *exempla* y de otros elementos estilísticos.

¹ Cf. bibliografía, p. 140.

Al exponer el contenido del libro distinguiremos los capítulos 1 a 3, que contienen una interpretación aplicable al *Zifar* en su conjunto, de los capítulos 4 a 7, dedicados a precisar la significación de las tres partes o elementos mayores.

Capítulos 1 a 3. Parte J. Burke de la creencia medieval de que los signos verbales pueden proporcionar al hombre una comprensión, adecuada en la medida en que lo permite su naturaleza, de los misterios de Dios. A este propósito, cita a don Juan Manuel: «por razón que los homes somos envueltos en esta carnalidat gravosa, non podemos entender las cosas sotiles spirituales sinon por algunas *semejanzas*» (p. 8; el subrayado es nuestro). La semejanza, concebible de manera simbólica o enigmática, no es una alegoría, sino una figura en el sentido de «cosa que representa o significa otra». Como sinónimo preferible de *semejanza* J. Burke propone la palabra inglesa *vision* en el sentido en que la usa William Blake: «an extended (nótese el adjetivo: puede tratarse de una obra extensa con un número determinado de manifestaciones figurales o de semejanza) verbal aenigma expressing metaphysical truths» (p. 9). El *Zifar* sería entonces una *visión* (hispanizamos la palabra, con el sentido que queda expuesto) «which expresses the outline of creation, fall, redemption and apocalypse» (p. 13). Las aventuras de Zifar y Roboán tendrían así un significado que trasciende lo caballeresco e ilustra sobre las verdades cristianas.

De aquí también la función de la liturgia en la obra. Para el hombre medieval, las celebraciones a lo largo del año cristiano no contaban sólo en el sentido intelectual, sino en el activo. A los ciclos litúrgicos se los veía no como alusiones a algo pasado o futuro, sino como repetición a la manera mística de los acontecimientos que los inauguraron. En relación con esto, J. Burke sostiene la tesis de que el calendario litúrgico puede usarse a modo de telón de fondo o de entramado sobre el que se desarrolla la acción de un relato. De manera análoga, el proceso histórico, en cuyo seno ciertas verdades esenciales se repetían constantemente, era visto como una realización del plan supremo de Dios. La historia se encaminaba así a la clarificación de este orden divino por el que se gobierna el universo. El *Zifar* estaría construido en consonancia con ambas concepciones.

Se llega así a la consideración, en concreto, de la estructura del *Zifar*. Para J. Burke, ésta se basa probablemente en la del sermón universitario². El episodio histórico del prólogo (el de Ferrand Martines, que traslada de Roma a Toledo el cuerpo del cardenal Gonzalo Gudiel) contiene el motivo principal: REDDE QUOD DEBES. El cristiano tiene con Dios, por el sacrificio de su Hijo (que hace posible la redención), una deuda respecto de su propia salvación y respecto de la de su prójimo (procurando justicia y paz en los asuntos civiles). El deseo de saldar esta deuda es lo que mueve a Zifar y a Roboán. Para desarrollar este motivo principal el autor del *Zifar* hubo de verse influido por los métodos dilatorios expuestos en las *artes praedicandi* de su tiempo, que recomendaban, como uno de los métodos para construir la *dilatio* o *depositio* de un sermón, tomar tres aspectos diferentes del tema y exponerlos por separado, a fin de que la significación apareciese más clara a los oyentes. Esto explicaría las tres partes o *exempla mayores* del *Zifar* (hechos de Zifar, *castigos*, aventuras de Roboán), que serían, por lo tanto, desarrollo y aclaración del motivo principal REDDE QUOD DEBES.

Capítulos 4 a 7. Las acciones de Zifar, y por implicación las de Roboán, son ilustrativas de cómo se ha de comportar el cristiano. Su proceso es comparable al de la peregrinación del alma en este mundo. El viaje del Caballero de Dios se superpone cronológicamente al entramado de las festividades litúrgicas y se realiza con arreglo al esquema «pathos – peripetia – teophany», para culminar en Menton (símbolo de Jerusalén y epítome del

² El autor pudo haber sido un hombre de Iglesia (p. 100).

paradisus regnum bajo el gobierno de Zifar). «His journey – concluye J. Burke – can stand as a symbol for personal as well as general redemption» (p. 57).

La segunda de las tres partes o elementos mayores, la de los *castigos* de Zifar a sus hijos, se adapta al modelo del *de regimine principum*, género en boga durante la Edad Media y que se concebia al servicio de la educación de futuros gobernantes. Esta parte, que por su carácter estático contrasta vigorosamente con el dinamismo de las otras dos entre las que se inserta, contiene en consecuencia las ideas del autor acerca del gobierno y de la función que ha de desempeñar el gobernante (rey) en la ordenación divina. Gobernando con equidad y justicia el rey puede corresponder al beneficio de su elevada posición, que Dios le ha otorgado, y someterse así al imperativo del *REDDE QUOD DEBES*. La inserción de esta segunda parte en el esquema estructural concreto sería como sigue: al velar por el *corpus politicum* encomendado a su custodia, el rey justo aplica la enseñanza moral de Ferrand Martínes, cuando este último traslada a España, con todo honor y reverencia, el cuerpo de su señor. Es obvio afirmar que, al final de su viaje, Zifar (como Roboán en la tercera parte) se ha convertido también en un prototipo del príncipe cristiano.

En la última de las tres partes principales, Roboán, hijo menor de Zifar, renuncia a la paz y prosperidad instauradas por su padre en el reino de Menton y parte en busca de su propia perfección, propósito este que da sentido a sus aventuras. En esta parte tercera, que superficialmente podría parecer repetición de la primera o paralelo suyo, Roboán completa el proceso iniciado antes, lográndose un estado de bienaventuranza comparable de algún modo al del paraíso cuando, ya emperador de Trigrida, se casa con Seringa. «The author's plan – resume J. Burke – may be roughly sketched in the following manner: first major *exemplum*, the earthly cleansing of man from the effects of original sin; second major *exemplum*, the demonstration of how man, by means of learning and wisdom, can maintain his status and further improve it; third major *exemplum*, the perfection of earthly society to the greatest possible extent achieved by following *redde quod debes* and the general tenor of the ideas expressed in the second *exemplum*» (p. 110). Así pues: «the first *exemplum* of the *Zifar* suggests what went before in Christian history; the third presages what is to come» (p. 111). Y: «each of the three *exempla* is illustrative of the theme *redde quod debes* in its own particular fashion» (ibid.). Es, por lo tanto, probable que los tres *exempla* mayores – que tipológicamente se refieren al pasado, presente y futuro – constituyan una sugerencia de la Trinidad. Si es así (cf. sobre ello el capítulo 7) habría una coincidencia entre las ideas del autor del *Zifar* y las de Joachim de Fiore, monje calabrés muy influyente en la baja Edad Media, que distinguía tres grandes edades en el mundo: la primera, figura del Padre, sería el período de redención y recuperación de la pérdida del paraíso; la segunda, figura del Hijo, época de aprendizaje laborioso de la palabra de Dios; la tercera, figura del Espíritu Santo, el breve período gozoso que al final de los tiempos anunciaría el gozo eterno en el reino celestial. La obra completa se convertiría así en «a telescoping of all human history from the Fall to the monument preceding the Second Coming» (p. 119).

Hasta aquí, un resumen de los puntos de vista de J. Burke. Recoge éste la tesis de la unidad del *Zifar* y de la conciencia de su autor, que unos años antes postuló Roger M. Walker³, para intentar dotarla de un nuevo sentido. Acabada la lectura, surgen algunos reparos que procuraremos exponer ordenadamente:

1º: Aunque J. Burke declara (p. 14, por ejemplo) que la correspondencia plano superficial/plano interior no ha de tomarse en sentido puntual, ganado luego por la inercia de su propio método, lo aplica con inflexibilidad, procurando apresar en las redes el mayor

³ Cf. sobre todo *The Unity of «El Libro del Cavallero Zifar»*, BHS 42 (1965), 149–159.

número posible de elementos de la obra. No se ve claro, pongamos por caso, que el Caballero Amigo, cuando es enviado en embajada a Seringa (capítulo 51 de la tercera parte), simbolice al Bautista; ni que la barba con que se disfraza Zifar para conseguir entrar en Menton (capítulo 63 de la primera parte) simbolice la corona de espinas de Jesús. Parece que se trata más bien de cosas explicables sin salir del plano superficial. En otro orden de cosas encontramos también algún escollo. La alusión a la *imitatio Christi* (p. 71), por ejemplo, nos parece anacrónica, ya que se trata de una noción vinculada al movimiento de la *devotio moderna*.

2º: No se ve muy justificado el recurso al esquema de las tres edades de Joachim de Fiore, que a J. Burke le sirve para soslayar la asimetría resultante del hecho de que, al final de la parte 1, el reino de Menton constituya ya un *paradisus regnum*. ¿Por qué no podría repetirse en los *exempla* 1 y 3, aunque no fuese exactamente, el esquema del viaje como redención? En cuanto a la parte 2, su estatismo y su relación con el modelo de *regimine principum* a nadie escapan. Ahora bien: ¿no bastaría la preexistencia de los *de regimine principum* en el acervo literario de la época para explicar esta parte 2? ¿No cabe la posibilidad de que el motivo principal *redde quod debes* se desarrollase sólo en dos *exempla* y de que se sacrificase el tercero de los previstos por las *artes praedicandi* a la exposición de las ideas del autor sobre el gobierno, con arreglo al modelo citado? A nuestro juicio, J. Burke ha debido plantearse al menos posibilidades de este tipo, más bien que caminar derecho al redondeamiento del esquema. Se diría que el deseo de ofrecer una clave interpretativa original, sugerente y bien fundada en el plano teórico ha llevado al autor a un insuficiente sometimiento al texto del *Zifar*.

3º: Evidentemente, no se puede acusar al autor por no haber hecho lo que no se propuso. Pero, aun siendo así, su total prescindir de otras cuestiones planteadas por el *Zifar* (relación con la novela bizantina, con el ciclo bretón, trueques entre lo real y lo maravilloso, estructura del plano superficial, cuya autonomía postula el mismo J. Burke, etc.) hace que todo el estudio aparezca como una construcción demasiado abstracta, sin contar con que la no mención de todos esos aspectos impide que la tesis sea debidamente contrastada. Constatamos también, lo que es asimilable a lo anterior, un claro desequilibrio entre el pormenor con que se exponen los problemas teóricos de base y la ligereza con que se cala en el texto del *Zifar* en busca de pasajes o de situaciones que corroboren los puntos de vista del autor. Quede sentado que no acusamos a éste de manipulación fraudulenta de su material. Lo que queremos decir es que el lector se queda con la gana de ver las afirmaciones de J. Burke confrontadas con las otras, las de los estudiosos anteriores, de las que se ha prescindido sin explicación que lo justifique.

4º: Los aspectos lingüísticos merecen también algún comentario. Carecemos de competencia para enjuiciar las coincidencias entre los nombres propios del *Zifar* y el árabe, a las que J. Burke recurre en varias ocasiones. Así, por ejemplo, cuando dice que el nombre Zifar «is similar to the Arabic term for traveler» (p. 56). Aludiremos sólo a algún caso concreto que afecta al español o a otras lenguas románicas. Para él, «Menton (parte de la acentuación aguda) is the Old Spanish derivative of Latin *mentum* 'chin' or 'beard'» (p. 77). Ahora bien: el español *mentón* no viene directamente del latín, sino a través del francés. Su significación es la de 'barbilla o prominencia de la mandíbula inferior' y no la de 'pelo que cubre la barbilla'. Nunca hemos encontrado *mentón* en español antiguo⁴. Corominas (DCELC s.v.) lo considera «galicismo muy reciente, de uso exclusivamente

[⁴ Existe, sin embargo; cf. mi edición de la traducción alfonsí *El Libro complido en los iudizios de las estrellas* (1254), p. 86b. G. H.]

literario». Cf. también *FEW* 6/1, 753–757. Otro par de casos: la relación que establece (p. 122) entre «the land of Pandulfa» y *pantoufla*, alusión a «to grab» o «to seize» en provenzal, es gratuita, ya que en provenzal *pantoufla* es término moderno tomado del francés *pantoufle*, que a su vez sólo se documenta desde mediados del siglo XV (cf. Hans-Erich Keller en *Etymologica, Festschrift Wartburg*, Tübingen 1958, p. 441 ss., así como la nota de Germán Colón en *ZRPh.* 78 (1962), 84–85). Igualmente gratuito es afirmar (p. 135) que *Lédica* contendría criptológicamente *lectica* > *lechiga*, relacionable con un desposorio místico.

Para acabar diremos que en la bibliografía se echa de menos la mención de libros como los *Orígenes de la novela* de Menéndez Pelayo, *Spanish and Portuguese Romances of Chivalry* de Henry Thomas y *El amor y el matrimonio secreto en los libros de caballerías* de Justina Ruiz Conde. Suponemos que el autor ha prescindido deliberadamente de ellos por el diferente enfoque de su trabajo. Menos justificables parecen en cambio otras anomalías de la lista bibliográfica: Bonilla y San Martín aparece como autor de los *Libros de Caballerías* (p. 140); Knust, cuyo nombre se españoliza en Germán, figura como editor de *Dos obras didácticas y dos leyendas* (p. 142); el P. Enrique Flórez aparece como editor de la *España sagrada*.

Luis López Molina